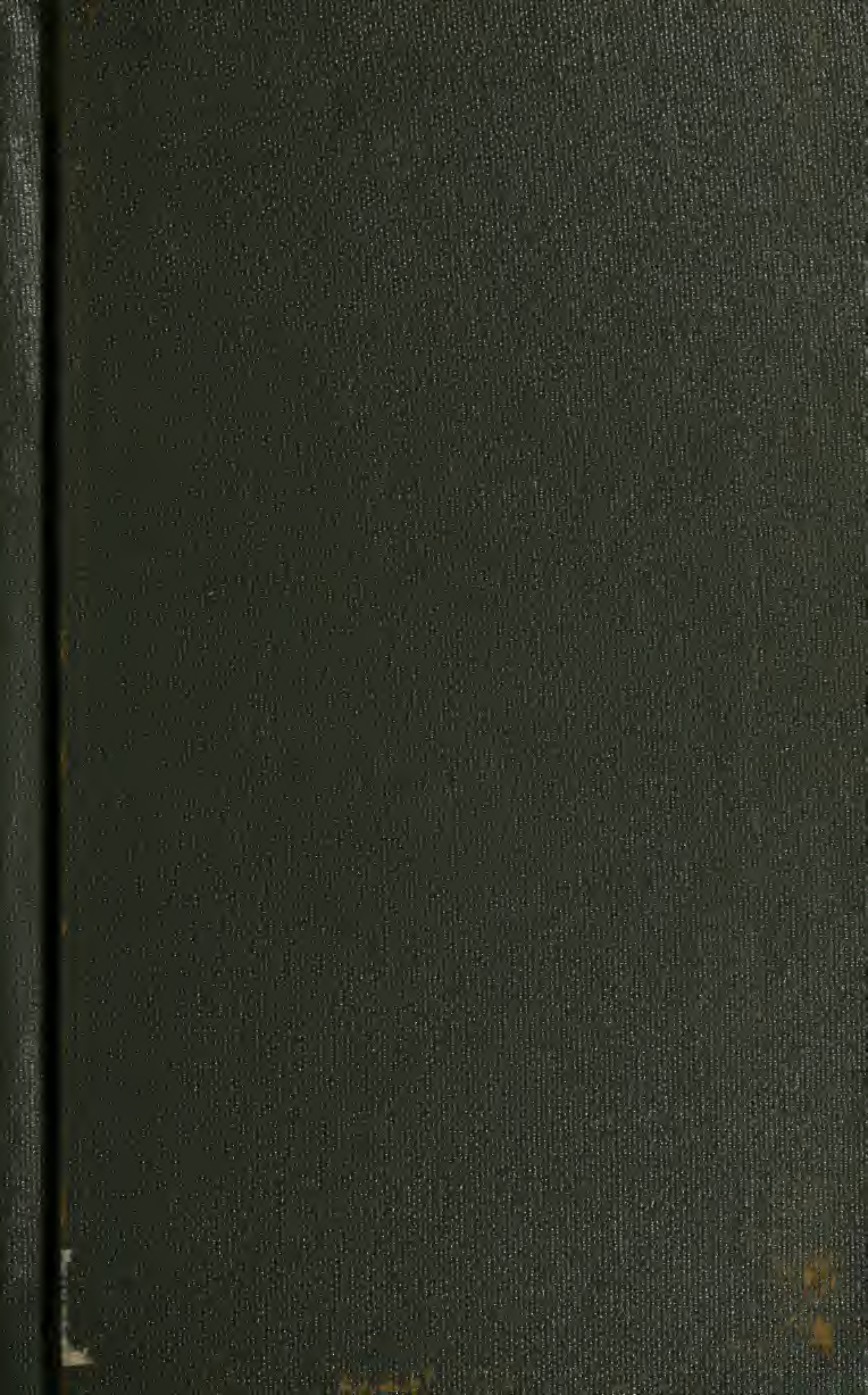


Jahrbuch der Deutschen in Chicago für das Jahr 1915



Herausgegeben und redigiert von

Dr. Michael Singer

Chicago, 1915

Preis: Ein Dollar

Jahrbuch der Deutschen in Chicago für das Jahr 1915



Herausgegeben und redigiert von

Dr. Michael Singer

Chicago, 1915

Vorwort.

Es ist allerdings nicht modern, ein „Vorwort" zu schreiben. Die Mode ist jedoch, wie bekannt, ein launisch Ding und mag, was sie gestern verdammt hat, morgen zu sich emporheben. Oder aber, um mit Hebbel zu sprechen, sie läuft so lange vorwärts, bis sie nicht mehr weiter kann und gezwungen ist, umzukehren.

Es ist aber nicht bloß die Mißachtung der Mode, die mich zum Schreiben dieses Vorworts veranlaßt. Ich glaube, jedes neue Unternehmen hat das Recht, in eigener Sache das Wort zu ergreifen. Manchmal wird es sogar zur Pflicht, den Beweis für dessen Existenzberechtigung und Existenznotwendigkeit zu erbringen, zumal, wenn diese Notwendigkeit, wie in diesem Falle zu befürchten ist, nicht gern anerkannt wird.

Zur Existenz ist alles Existierende berechtigt. Anders verhält es sich mit der Notwendigkeit der Existenz des Existierenden, zumal wenn das Existierende, vielmehr das ins Leben zu Rufende ein Buch ist, das sich von Jahr zu Jahr mit den Bestrebungen der Deutschen in Chicago zu befassen beabsichtigt. Die Existenzberechtigung und Existenznotwendigkeit eines solchen Buches muß, leider, erst bewiesen werden. Daher das antimoderne Vorwort.

Es ist eine nationale Charaktereigenschaft des Deutschen, den Blick mehr in die Vergangenheit, als in die Zukunft zu versenken. Das Erworbene bereitet ihm mehr Freude, als der Kampf um das zu Erwerbende. Das Geleistete erfüllt ihn mit stolzer Befriedigung, ohne den Ehrgeiz in ihm zu erwecken, in der Zukunft Besseres zu leisten. Der Deutsche berauscht sich an den Taten seiner Feldherren und Staatsmänner und hält mit den Errungenschaften seiner Größen die Geschichte Deutschlands für abgeschlossen. Zukunftsideale verleihen dem Deutschen keine Flügel. Seine Dichter und Denker genügen ihm ebenfalls und er denkt nicht daran, daß jede Generation die Pflicht hat, deren Zahl zu vermehren.

Und was von dem Deutschen im allgemeinen gilt, bezieht sich auch auf den Deutschen in Amerika, auf den Deutschen in Chicago.

Wir berufen uns gern auf die Kulturarbeit, die von Deutschen in diesem Lande für dieses Land verrichtet worden ist. Mit Stolz zählen wir die Namen jener deutschen Helden auf, die während des Bürgerkrieges für die Einheit der Republik in den vordersten Reihen gekämpft haben, und protestieren, wie dies sehr richtig im Verlaufe dieses Jahres geschehen, wenn man einen jener Helden dem Deutschtum stehlen und einer anderen Nation einverleiben will. **Wir vergessen, daß wir kein Recht haben, auf Lorbeeren auszuruhen, um deren Erringung andere sich abgemüht haben. Wir vergessen, aus den Taten unserer Vorkämpfer für uns die Verpflichtung abzuleiten, es ihnen gleichzutun, sie, wenn möglich, zu übertreffen.**

Diese Tatsache versieht an dem **„Jahrbuch der Deutschen in Chicago"** den Hebammendienst. In dem Jahrbuch sollen von Jahr zu Jahr die Taten der Deutschen in Chicago verzeichnet werden. Die Taten auf jedem Gebiete: auf dem Gebiete der Kunst in allen ihren Zweigen, auf dem Gebiete der Literatur, der Journalistik, der Volkserziehung, der Pflege des deutschen Nationalgedankens, der medizinischen Wissenschaft, der Jurisprudenz, der Politik, des Handels, der Industrie, des Finanzwesens und natürlich auch auf dem Gebiete des Vereinswesens.

Durch das Aufzählen dessen, was die Chicagoer Deutschen im Verlaufe je eines Jahres geleistet haben, sollen sie gleichzeitig daran erinnert werden, was zu leisten sie unterlassen haben. Und der Weckruf soll sie anspornen, das Versäumte nachzuholen.

Wenn das „Jahrbuch" dies erreicht, hat es nicht nur seine Existenzberechtigung erwiesen, sondern auch seine Existenznotwendigkeit.

Chicago, im September 1914. **Der Herausgeber.**

Ueber die allgemeine Entwicklung Chicagos und seines Deutschtums.

Von Michael Singer.

Allgemeine Betrachtung.

In den einzelnen Abschnitten dieses Buches wird dem Wirken des Chicagoer Deutschtums auf allen Gebieten Rechnung getragen werden. Diese Zeilen sind einem allgemeinen Ueberblick gewidmet, ohne in das eine oder andere Gebiet tiefer eindringen zu wollen.

Von den Deutschen in Amerika sprechend, sagt Paul Rohrbach in seinem prächtigen Werke „Der deutsche Gedanke in der Welt" unter anderem folgendes: „Was von den Deutschen nach Amerika gegangen ist, man berechnet den Teil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, der in Deutschland geboren ist oder von den im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts dorthin ausgewanderten Deutschen abstammt, auf 12 bis 15 Millionen, das ist für die deutsche Idee ohne Rettung verloren; verloren deshalb, weil die überwältigende Mehrzahl dieser deutschen Elemente den unteren kulturarmen Schichten des heimatlichen Deutschtums entstammte. Mit Ausnahme der politischen Emigration während der achtundvierziger Epoche, die nicht nur Massenmaterial, sondern auch geistige Größen aus Deutschland nach Amerika brachte, und daher auch sofort deutsche Persönlichkeiten an führende Stellen des amerikanischen Lebens hob, waren es meist arme und ungebildete Menschen, oder gescheiterte Existenzen, die nach Amerika gingen. Vielleicht konnte dieser und jener für sich selber den starken Wirkungen des angelsächsisch-amerikanischen Kulturlebens noch einen gewissen passiven Widerstand entgegensetzen; seinen Kindern aber vermochte er keine der deutschen Idee entstammende kulturelle Eigenwerte mehr vor Augen zu halten, um sie vor der sprachlichen und geistigen Amerikanisierung zu bewahren. Es ist ein unendlich trauriges Los, das die deutsche Nation in der Gestalt ihrer ausgewanderten Kinder gezogen hat. Sie hat im wahren Sinne des Wortes mit ihnen das Feld düngen helfen, auf dem, als Schößling von England hinüber verpflanzt, der kraftstrotzende Riesenbaum des angelsächsischen Amerika emporgewachsen ist."

Paul Rohrbachs Schmerz wäre begreiflich, wenn seine Klage berechtigt wäre. Wohl hat das Deutschtum wacker das Feld gedüngt, auf welchem der amerikanische Riesenbaum emporgewachsen ist, aber der Schweiß, welcher inmitten der schweren Arbeit von deutschen Stirnen befruchtend auf das Feld gefallen ist, war deutscher Schweiß und hat neben den amerikanischen auch deutsche Früchte gezeitigt. Den Ausführungen Rohrbachs widerspricht das gegenwärtige Deutschtum in Amerika, das als Deutschtum besteht, trotzdem es aus der alten Heimat einen kaum nennenswerten Zuwachs, keine neuen, erfrischenden Kräfte erhält. Es besteht als Deutschtum in seinen kulturellen und gesellschaftlichen Bestrebungen, in seinen geschäftlichen Beziehungen, ja sogar in seinen Beziehungen im politischen Leben Amerikas. Es erzwingt sich als Deutschtum einen Platz in jedem amerikanischen Gemeinwesen und in jeder Phase des amerikanischen Lebens. Und wenn es auch wahr ist, daß es nicht die volle Kraft entfaltet, welche ihm innewohnt, so ist es dementgegen entschieden unwahr, daß es sich vom angelsächsischen Riesen erdrücken läßt.

Und gerade jene „kulturarmen Schichten", denen Rohrbach die Widerstandsfähigkeit abspricht, sind die besten und verläßlichsten Träger des deutschen Gedankens in Amerika. Diese „kulturarmen Schichten" erhalten vorzugsweise die deutschen Kirchen, die deutschen Schu-

len, die deutschen Zeitungen, die deutschen Theater, sie bilden die deutschen Vereine, in welchen die deutsche Sprache, die deutschen Sitten, die deutschen Ideale gehegt und gepflegt werden und aus welchen der deutsche Gedanke in das Angelsachsentum hineingetragen wird.

Zu verwundern wäre es allerdings nicht, wenn der deutsche Gedanke in Amerika flügellahm würde. In Deutschland geschieht nichts, oder nur wenig, auf daß ihm in Amerika die Schwungkraft erhalten bleibe. Es ist wahrscheinlich die ihm innewohnende Kraft, welche den deutschen Gedanken selbst unter feindlichen Verhältnissen am Leben erhält, eine Kraft, von welcher der türkische Senatsprokureur Esmail Muschtak Bey bemerkt hat: „Wenn heute die ganze europäische Kultur durch irgendeine Katastrophe vernichtet würde und die deutsche Eigenart allein übrig bliebe, so würde die deutsche Kraft genügen, die ganze übrige Kultur Europas aus sich heraus wieder zu schaffen."

Daheim in Deutschland scheint man alle Verpflichtungen dem deutschen Gedanken gegenüber auf jene deutsche Kraft abgeladen zu haben; es jener Kraft zu überlassen, die Erhaltung und Fortpflanzung zu bewerkstelligen. Das „offizielle" Deutschland tut blutwenig für die Deutschen im Auslande, wahrscheinlich von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß es sich nicht verlohne, weil die Deutschen im Auslande für Deutschland ohnedies unrettbar verloren sind. Und hierin wird ein gewaltiger Irrtum begangen. Man verwechselt „daheim" Deutschtum und Deutschland. Für Deutschland mögen die in Amerika ansässig gewordenen Deutschen allerdings keinen besonderen Wert haben. Wir zahlen keine Steuern, wir liefern keine Soldaten an Deutschland. Deutschland repräsentiert jedoch gottlob mehr als eine große Armee und Millionen steuerzahlender Bürger. Deutschland hat seine geographischen Grenzen, dem Deutschtum können keine solche gezogen werden, wenn die Deutschen es nicht selbst tun. Der deutsche Gedanke trotzt den Wassern und Bergen, er trotzt feindlichen Bajonetten und der mächtigen Kriegsflotte. Er unterliegt jedoch der Teilnahmslosigkeit der Deutschen.

Dieser Indifferentismus trägt die Schuld daran, daß man deutsches Wesen gerade jetzt, wo wir der Sympathie der Welt bedürfen, nicht kennt und daher verkennt. Man weiß beispielsweise von uns in Amerika kaum mehr, als daß Deutschland sich vor vierundvierzig Jahren auf blutigem Schlachtfelde eine Großmachtstellung errungen hat. Man hält die Deutschen demzufolge für blutdürstige Krieger. Man weiß, daß Deutschland ein gewaltiges Militärwesen und eine Flotte geschaffen hat. Man hält Deutschland demzufolge für einen Militärstaat. Man weiß, daß Deutschland gewaltige Anstrengungen macht, England in Handel und Industrie zu überflügeln. Man hält die Deutschen demzufolge für ein gewinnsüchtiges Krämervolk.

Das wirkliche Deutschtum ist der amerikanischen Welt ein versiegeltes Buch. Daß deutscher Geist im Zeitalter des Humanismus und der Reformation den gefesselten Geist der Welt befreit hat, daß die Literatur der Welt in deutschen Geistesprodukten die besten Schätze besitzt, daß die idealistische Philosophie in Deutschland ihre Wiege hat, weiß man schon deshalb nicht, weil wir es niemandem sagen. Wir scheinen all dies als ein stolzes Geheimnis bewahren zu wollen. Es genügt, daß wir es wissen. Und selbst viele in unserer eigenen Mitte scheinen es nicht zu wissen.

Unser Kardinalfehler ist, daß wir hier in Amerika aus Furcht mißverstanden zu werden, unseren deutschen Standpunkt nicht vertreten. Und dadurch werden wir nur umsomehr mißverstanden und auch — mißachtet.

Es ist nicht nur ein Jammer, es ist auch eine Schande, daß wir jetzt, wo man Deutschland in Stücke reißen will, hierzulande eine Aufklärungskampagne einzuleiten haben, um dem Amerikaner, in dessen Mitte nahezu fünfundzwanzig Millionen Deutsche leben, den deutschen Nationalcharakter klarzulegen. Es ist

nicht des Amerikaners, es ist des Deutschen Schuld.

Und besonders hier in Chicago. Als nach der gräßlichen Verwüstung, welche das Feuer am 7. Oktober 1871 angerichtet hatte, der Grundstein für eine neue, für die heutige Riesenstadt Chicago niedergelegt worden ist, hätten die Deutschen, die in dem altenChicago ihre traurigen, aber wohlverdienten Erfahrungen machten, einen Stein mit niederlegen müssen zum Aufbau eines neuen, zielbewußten, dem deutschen Wesen, dem deutschen Gedanken Anerkennung und Achtung erzwingenden Deutschtums.

Wie früher, gab man sich auch später damit zufrieden, das Deutschtum in den Vereinen und beim Bierglase zu betonen. Den deutschen Gedanken in die amerikanische Welt hineinzutragen, dem deutschen Genius Altäre zu erbauen, vor welchen auch die nichtdeutschen Bürger dieser Stadt ihr Haupt entblößten, schien man damals und scheint man auch heute als eine überflüssige Arbeit zu betrachten. Und man verrichtet sie demzufolge nicht.

Wohl rafft man sich hie und da zu einer Tat auf, um dann auf umso längere Zeit hinaus wieder zu erschlaffen.

Ein Blick in die Vergangenheit.

So wurde im Jahre 1859 eine erhebende Feier abgehalten. Sie galt, wie ein Zeitgenosse über die damaligen Vorgänge schreibt, dem hundertsten Geburtstage Friedrich Schillers, des wortgewaltigen Sängers und Vorkämpfers reiner Menschlichkeit. Lorenz Brentano, der damals zum ersten Mal vor die Chicagoer Oeffentlichkeit trat, hielt die Festrede und unter anderem gelangte auch „Das Lied von der Glocke" zur Aufführung.

Auch im „Deutschen Hause", dem damaligen geselligen Verkehrsmittelpunkt der Deutschen, spielten sich in jenen Jahren zwei denkwürdige Ereignisse ab. Das eine war der Empfang des Dichters und politischen Flüchtlings Gottfried Kinkel, der hierher kam, um für den in London tätigen deutschen Revolutionsausschuß die so sehnlichst gewünschten Geldmittel aufzutreiben, das andere die Ankunft des ungarischen Agitators Ludwig Kossuth. Auch Friedrich Hecker kam oft von seiner einsamen Farm bei Belleville nach Chicago und weilte als Gast im Deutschen Hause, von wo aus er das Deutschtum zu politischer Tätigkeit und geistigem Streben aufzustacheln versuchte.

Während all dies im sozialen Leben des Deutschtums vor sich ging, hatte es in der Politik unausgesetzt weiter gegohren. Man ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die jungen deutschen Bürger darauf aufmerksam zu machen, wie schmachvoll es sei, Sklaverei im freien Lande zu dulden. Die Turner waren es hauptsächlich, bei denen all diese Bestrebungen auf fruchtbaren Boden fielen. Eine geheime John Brown-Versammlung wurde von dem damaligen ersten Sprecher der Turngemeinde, David Huth, in Anregung gebracht und auch feierlichst in derKinzie-Halle abgehalten. Dr. Ernst Schmidt,Caspar Butz und Eduard Schläger hielten die Reden. Bald darauf versammelte sich auf Georg Schneider's Veranlassung ein Häuflein furchtloser Männer geheimnisvoll auf derNordseite, um darüber zu beraten, wie man sich am besten dem sklavereifeindlichen Amerikanertum anschließen könne. Männer wie G. Hillgärtner, Ernst Prüssing, Gustav Leverenz, Francis A. Hoffmann, Caspar Butz, Fritz Baumann und andere, leisteten dem kühnen Rufe Gehör und verhandelten mit befreundeten freisinnigen Amerikanern.

Während Wentworth's Verwaltung spitzten sich die politischen Gegensätze in Stadt und Land mehr und mehr zu. An allen Vorgängen des öffentlichen Lebens nahmen die Deutschen regsten Anteil. A. C. Hesing wurde trotz einesSturmes sittlicher Entrüstung in den Reihen der „Knownothings" über die Frechheit dieses „Dutch" im Jahre 1859 für das Sheriffsamt nominiert und gewählt. Auch zur Wahl Abraham Lincolns trugen die Deutschen, die allerdings ursprünglich ihrem Liebling Seward die Nomination verschaffen wollten, sich aber

bald mit den Tatsachen aussöhnten, als sie den Charakter des großen Mannes kennen und lieben lernten, ihr Scherflein bei.

Bis dahin hatten die Deutschen am öffentlichen Leben nur wenig Anteil genommen. Die Radikaleren, besonders die im damaligen „Chicago Turnverein“ — dem Stamm der heutigen Turngemeinde — den Ton angebenden Sozialisten, hatten sich zwar schon seit Jahren auf die Seite der Abolitionisten geschlagen, ohne jedoch, da man ihre Theorien für unausführbar hielt, bei den großen Massen Anklang zu finden. Jetzt aber trat die junge republikanische Partei auf die politische Schaubühne und erklärte sich bereit für jede Art vernünftiger Reform. Kein Wunder daher, daß die zahlreichen Deutschen, die in der lebenskräftigen Organisation auch ein praktisches Werkzeug zur Abschaffung der Sklaverei erblickten, sich ihr anschlossen. Unter den Führern dieser praktisch Denkenden befanden sich Georg Schneider, zu jener Zeit Redakteur der „Staatszeitung“, Dr. Ernst Schmidt, Arno Voß, Hermann Kreismann, Caspar Butz, Emil Dietzsch und viele andere. Und bei der Stadtwahl im Jahre 1857 gaben zum ersten Male die Stimmen der Deutschen den Ausschlag. Zum Bürgermeister wurde der lange John Wentworth gewählt, ein Stockamerikaner zwar, aber frei von Vorurteilen und von einer Tatkraft, die im richtigen Verhältnis stand zu seiner hünenhaften Figur.

Während dieses Wahlkampfes machte A. C. Hesing, der erst kurz vorher von Cincinnati nach Chicago gekommen war, sein politisches Debüt und zwar mit vielem Erfolg. Er erhielt dann im nächsten Jahre teils zur Belohnung für geleistete Dienste, teils um ihm die Fortsetzung seiner kraftvollen agitatorischen Tätigkeit zu ermöglichen, den Posten eines Deputy-Sheriffs. Die Tätigkeit dieses Mannes war seither innig verwoben mit dem öffentlichen Leben der Stadt Chicago und noch lange war es ihm vergönnt, einen fast unumschränkten Einfluß auszuüben und dem Deutschtum so manchen wichtigen Dienst zu erweisen.

Chicagoer Deutsche im Bürgerkriege.

Republiken sind wahrhaftig undankbar. Sonst hätte diese gewaltige Republik niemals der Dienste vergessen dürfen, welche die Deutschen in Amerika für die Erhaltung der Einheit der Union errichtet haben.

Die Deutschen von Chicago haben sich in besonderer Weise hervorgetan und sich zu Tausenden bereit gezeigt, wie ein deutscher Aufzeichner der damaligen Ereignisse schrieb, ihr Leben hinzuwerfen, um die Schuld zu tilgen, die die Väter der Republik auf diese gehäuft, indem sie in das von ihnen neu geschaffene Staatsgebilde die Sklaverei hinübernahmen. Die Chicagoer „Turnerkadetten“ und „Turnerschützen“ waren ziemlich die ersten, die sich unter dem Sternenbanner zum Zuge nach dem Süden aufstellten, und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß man sich in diesen Truppenkörpern, ebenso wie im 24. und im 82. Regiment und in anderen, ganz oder zum großen Teil aus Deutschen bestehenden Regimentern von Anbeginn darüber klar war, weshalb der Krieg geführt wurde. Diese Erkenntnis war bei den nicht-deutschen Unionskämpfern lange nicht so fest und eingewurzelt.

Acht der zehn Kompagnien des hier gebildeten Hecker-Regiments (24. der Illinoiser Infanterie) bestanden aus Deutsch-Amerikanern, die beiden ersten ausschließlich aus Chicagoer Turnern. Das später von Hecker nach dessen längerer Krankheit organisierte Regiment „82. Illinois Volunteers“ bestand fast ausschließlich aus Deutschen. Eine seiner Kompagnien verdankte es den Bemühungen des damaligen Sheriffs A. C. Hesing, eine andere der jüdischen Gesellschaft Concordia, deren Präsident damals der in diesem Jahre verstorbene Bankier Henry Greenebaum war.

Beide Regimenter haben mit großer Auszeichnung an einer Reihe von Schlachten teilgenommen und viele ihrer Solda-

ten starben den Heldentod für das Adoptiv-Vaterland. Auch in den drei englisch-amerikanischen Reiter-Regimentern sowie einem Artillerie-Regiment, die hier organisiert wurden und wertvolle Dienste gegen die Rebellen leisteten, befanden sich zahlreiche Deutsch-Amerikaner. Es würde zu weit vom Ziele abführen, die Geschichte dieser Regimenter eingehend zu schildern. Daß sie sich tapfer schlugen, haben sie mit ihrem Herzblut besiegelt. Den ehrenvoll im Felde Gefallenen errichtete die Turngemeinde in ihrem Versammlungszimmer eine marmorne, die Namen der Helden und die Schlachttage angebende Gedenktafel.

Deutsche als Politiker. Das Siegesjahr.

Nach Beendigung des Bürgerkrieges ging man in der Republik wieder an die konstruktive Arbeit und ein gutes Stück derselben wurde auch von den Deutschen in Chicago verrichtet. Es war wohl keine „deutsche" Arbeit, wie auch das unmöglich als „deutsche" Tat bezeichnet werden kann, daß eine größere Anzahl unserer deutschen Mitbürger in politische Aemter berufen wurden.

Einige glänzende echtdeutsche Festlichkeiten, darunter das Sängerfest, das Bundesturnfest lenkten wieder einmal die Aufmersamkeit in wohltätiger Weise auf das Deutschtum, das bald darauf Gelegenheit erhielt zur Betätigung seines deutschen Wesens.

Der Erbfeind hatte Preußen den Krieg erklärt und wie in der alten Heimat so schmolzen auch hier die verschiedenen deutschen Stämme im Feuer deutscher Begeisterung zusammen. Man wurde wieder deutsch und als die Siegesnachrichten eintrafen, schien es, als wäre auch der Indifferentismus der hiesigen Deutschen besiegt worden, als wollte man sich auch hier zur Pflege des deutschen Gedankens aufraffen. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als eitel, denn nach Veranstaltung einer allerdings glänzenden Siegesfeier, um welche sich, wie wir älteren Aufzeichnungen entnehmen, besonders die Herren Emil Dietzsch, Thiem und Horwitz verdient gemacht haben, verflachte das Deutschtum wieder und vernachlässigte es somit die Siege der Deutschen für den deutschen Gedanken in Amerika auszunutzen.

Der heute noch in unserer Mitte lebende, bestbekannte Herr August Lueders, ein Augenzeuge der damaligen Vorgänge in Chicago, erzählte dem Schreiber dieser Zeilen, daß auch damals, gerade wie heute, ganz Amerika Stellung gegen Deutschland und die Deutschen genommen hatte. Selbst die Irländer, die heute unsere Freunde sind, waren damals unsere Gegner. Und Herr Lueders wußte einen tragikomischen Zwischenfall zu erzählen. Nach Ausbruch des Krieges, so erzählt mein Gewährsmann, machte Colonel Ostermann mit seiner Miliz in der Nähe des jetzigen Diversey Boulevard militärische Uebungen. Den zusammengescharten Irländern gefiel das nicht und sie verhöhnten die Deutschen. Colonel Ostermann kommandierte Feuer und seine Soldaten schossen mit — Platzpatronen. Die Irländer glaubten sich ermordet und tatsächlich wollte man den Deutschen einige Mordprozesse an den Hals hängen.

Als am 2. September die Nachricht von der Gefangennahme Napoleons eintraf, waren die Straßen mit Deutschen derart gepackt, daß in manchen Sektionen der Wagenverkehr eingestellt werden mußte. Die Nachricht war zu schön, um geglaubt zu werden. Als aber Edmund Jüssen, ein Schwager des verstorbenen großen Deutsch-Amerikaners Carl Schurz, von einem Wagen herab eine Rede hielt, in welcher er die Nachricht bestätigte, kannte der Jubel keine Grenzen.

Die später stattgehabte Friedensfeier, mit einem acht Meilen umfassenden Straßenumzuge, lenkte die Aufmerksamkeit wohltätig auf die Deutschen. Wären damals die Deutschen enthusiastische Deutsche geblieben, manches hätte sich hier günstig geändert. Der Siegesrausch ging aber bald vorüber und man ließ den deutschen Gedanken wieder einschlafen.

Diese Nachlässigkeit hat sich bitter gerächt. Ihr ist es zuzuschreiben, daß man

noch heute dem deutschen Wesen geringes Verständnis entgegenbringt und den deutschen Nationalcharakter nur in der von unseren Feinden gelieferten Beleuchtung sieht.

Es geschah nichts, um die amerikanische Oeffentlichkeit auf ein deutschgeistiges Streben zu lenken und wenn die deutsche Musik durch deutsche Künstler nicht zum Bürgerrechte gelangt wäre, hätte das Amerikanertum von der Existenz des Deutschtums nur bei politischen Wahlen Kenntnis erhalten.

Vergeblich machte die deutsche Presse anerkennenswerte Anstrengungen zur Aufrüttelung des Deutschtums, vergeblich bemühten sich einige begeisterungsfähige Männer der deutschen Kunst eine Heimstätte zu schaffen, das Deutschtum gab sich damit zufrieden, in seinen Vereinen die deutsche Sprache und die deutschen Sitten zu pflegen; nach außen hin gab es nur schwache Beweise seines Lebens.

Die Goethefeier. Schöngeistige Bestrebungen.

Doch nein. Die Amerikaner bemerkten bald, daß es Deutsche gibt. Es war die — Bierfrage, welche unsere Deutschen wieder auf die Beine brachte. Schon früher einmal, vor sehr vielen Jahren, noch im Jahre 1855 gaben die Deutschen Beweise dafür, daß sie sich ihr Bier nicht nehmen lassen. Unter der prohibitionistisch angehauchten Administration des Bürgermeisters Levy D. Boone, wäre es wegen der Sonntagsfreiheit beinahe zu einem Bürgerkrieg gekommen. Boone hatte eine Anzahl von deutschen Wirten, die freventlich den Sonntag dadurch entweihten, daß sie ihre Lokale offen hielten, in den Kerker werfen lassen. Um sie mit Heeresgewalt zu befreien, rückten die Deutschen von der Nordseite her vor das Rathaus. Von dort aus wurden sie durch einen unerwarteten heftigen Flankenangriff, bei dem auch Blut floß, über den Fluß zurückgetrieben. Nachdem es gelungen war, die versprengten Truppen wieder zu sammeln, sollte der Sturm auf das Rathaus erneuert werden. Dazu kam es aber nicht, da der Wärter der Clark Straßenbrücke diese beim Heranrücken der streitbaren Mannen plötzlich aufdrehte. Und da das Wasser des Flusses zu tief und auch zu schmutzig war, der wackere Johann Gindele aber dazumal seinen La Salle Straße Tunnel noch nicht gebaut hatte, mußte der beabsichtigte Vorstoß unterbleiben. Die durch diesen „Beer Riot" entstandenen Prozesse wurden einige Wochen später, um weiteres Aergernis zu vermeiden, niedergeschlagen und die Gefangenen gegen die übliche Strohbürgschaft entlassen. Der Friede im Weichbilde der Stadt war auf diese Weise wieder hergestellt worden.

In unseren Tagen hat die Prohibition ihren häßlichen Kopf wieder erhoben und damit sind auch die Deutschen wieder erwacht, oder besser gesagt erweckt worden.

Man mißverstehe mich nicht. Ich würdige und billige die Entrüstung über das widerrechtliche Treiben gegen die persönlichen Neigungen und Sitten. Ich teile jene Entrüstung voll und ganz. Jedes Attentat gegen die persönliche Freiheit muß in entschiedenster Weise zurückgewiesen werden. Und die Prohibition ist eines der schändlichsten Attentate gegen natürliche Rechte, gegen die allerpersönlichste Freiheit.

Ich hätte es jedoch gern gesehen, daß der Deutsche nicht blos damals die Faust ballte, wenn d i e s e m Recht eine Beschränkung droht. Der Deutsche muß überall die Faust zum Schlage bereit halten, wo Idealen eine Gefahr droht und hauptsächlich müßte er den Glauben an die Wundertätigkeit des deutschen Kulturgedankens und mit dem Glauben den Kulturgedanken selbst wacherhalten.

Auf diesem Gebiete kann aber ein kräftiges, geeinigtes Eintreten leider nicht verzeichnet werden.

Wohl sind da und dort Anstrengungen bemerkbar, dem deutschen Kulturgedanken auf die Beine zu verhelfen. So haben sich beispielsweise in dem von Frau Konsul Berthold Singer gegründeten „Salon" schöngeistige Damen zur

Pflege deutscher Kunst und deutscher Literatur zusammengefunden, wohl gibt es einige Vereinigungen, darunter beispielsweise den Singverein und die Turnvereine, welche den deutschen Gedanken in irgend einer Form in die nichtdeutsche Welt hinaustragen, diese anerkennenswerten Bestrebungen sind aber lange nicht hinreichend zur Verwirklichung deutscher Ziele und Ideale.

Auch der Chicagoer Zweigverein des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes suchte das deutsche Gefühl wachzuhalten und Herr Wilhelm Schmidt errichtete sogar in seinem Riverview Park eine Bismarckstatue, damit auch die nichtdeutschen Besucher des gewaltigen Vergnügungs-Etablissements an die neue Epoche in dem nationalen Leben der Deutschen erinnnert werden.

Zu einer deutschen Tat rafften sich aber die Chicagoer Deutschen erst mit der Errichtung des Goethedenkmals empor. Der „Schwabenverein" zeichnete sofort eine ansehnliche Summe, als der Gedanke der Denkmalserrichtung geboren wurde. Harry Rubens brachte sodann den Stein mit unermüdlichem Fleiße ins Rollen und bald durchglühte das nationale Feuer alle Vereine und alle deutschen Kreise. Die Bewegung nahm die erwünschten Dimensionen an und Harry Rubens, die beflügelte Seele der Bewegung, konnte mit dem Schöpfer des herrlichen Denkmals, mit dem Münchener Bildhauer Professor Hermann Hahn, die endgiltigen Abmachungen treffen.

Für die Enthüllung des Denkmals wurde Sonnabend, der 13. Juni 1914, festgesetzt. Der Tag gestaltete sich zu einem herrlichen Festtage in dem Leben der Deutschen Chicagos. Es war ein trüber, regnerischer Tag. Umso heller leuchtete aber die Sonne deutscher Begeisterung. In langen, beinahe endlosen Reihen zogen die wackeren Deutschen unter den Klängen deutscher Musik nach dem Lincoln Park, wo die Enthüllungsfeierlichkeit vor sich ging.

Festpräsident Harry Rubens, der sich mit seinen Bemühungen um das Denkmal ein Denkmal gesetzt hat, hielt die in dichterischen Farben schimmernde Eröffnungsrede. Es sprachen sodann Edward F. Dunne, der Gouverneur des Staates Illinois, Bürgermeister Harrison, der Kaiserliche Botschafter Graf von Bernstorff, Professor William Herbert Carruth von der Leland Stanford Universität in Californien. Und schließlich übergab Eugen Niederegger, der Präsident des Denkmalkomitees, das Denkmal der Stadt Chicago als „Denkmal der Kultur und Erleuchtung in unserem Adoptiv-Vaterlande."

Nach der kurzen Ansprache fiel die Hülle von der Kunstschöpfung. Eine weihevolle Stimmung schlug für einige Augenblicke Lippe und Herz in Fesseln. Dann aber sprangen die Fesseln und deutscher Jubel durchbrauste die Luft.

Auch die deutschen Frauen trugen wacker zur Ehrung des Altmeisters deutscher Dichtung bei.

Noch am selben Abende fand im Opernhause eine erhebende Nachfeier statt. Auch hier führte Herr Rubens den Vorsitz. Mit einer den Namen Goethes würdigen Rede leitete er die Feier ein.

Herr Rubens sagte unter anderem:

„Die heutige geistige und weltliche Machtstellung des deutschen Volkes verdanken wir hauptsächlich zweien der gewaltigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte: Goethe und Bismarck. Mit den großen Männern seiner Zeit, aber ihnen allen voran, hat Goethe die g e i s t i g e Einheit des deutschen Volkes geschaffen, Erst dadurch war es dem anderen Geistesriesen möglich, die n a t i o n a l e Einheit des deutschen Volkes zu erkämpfen. „Ohne Goethe kein Bismarck!" — So lautet das Urteil der historischen Kritik. Heute Nachmittag waren wir Zeugen des glänzenden Festes, welches sich gelegentlich der Enthüllung unseres herrlichen Goethedenkmales abspielte. Es war unvermeidlich und auch zweckentsprechend, daß bei diesem, für die breite Oeffentlichkeit geplanten Feste das Andenken unseres Heros in der e n g l i s c h e n — der Landessprache — gefeiert wurde. Goethe war aber vor allem anderen ein d e u t s c h e r Mann

bis ins Mark und d e u t s c h war die Sprache, in der er die unermeßlichen Schätze seines Geistes der Welt überlieferte. Und so wäre es denn unverständlich, wenn nicht gar unverzeihlich gewesen, wenn wir der englischen Feier nicht auch eine deutsche angereiht hätten. Das Verdienst dieser unserer deutschen Feier gebührt aber einer kleinen Schaar zielbewußter, fein empfindender deutscher Frauen. Ich halte es für meine Pflicht, diesen Damen unseren wärmsten Dank aufs allerherzlichste auszudrücken."

Sodann gelangte eine von Konrad Nies für diese Gelegenheit geschriebenes, herrliches Weihegedicht zum Vortrage, worauf Botschafter Graf von Bernstroff eine kurze Ansprache hielt.

Universitätsprofessor Kuno Francke sprach hierauf über „Das Auge Goethes" und hielt die Zuhörer im Banne seines Vortrages. Der Chicago Singverein, dem das Deutschtum vielen Dank schuldet, trug unter Leitung seines Dirigenten Wilhelm Boeppler einige Lieder vor und die Künstler Frau Fannie Bloomfield-Zeisler und Herr W. Middelschulte lieferten musikalische Genüsse am Piano, beziehungsweise auf der Orgel.

Es war ein Fest — — —

Der Ausbruch des Krieges und der Ausbruch des Deutschenhasses.

Zwei Tage nach der schönen Goethefeier schrieb ich für die „Illinois Staats-Zeitung" den nachstehenden Aufsatz:

„Wenn je, hat das Chicagoer Deutschtum heute die Pflicht, das Ererbte zu erwerben, um es zu besitzen. Nicht nur das von seinem altheimatlichen Halbgöttern Ererbte. Sondern auch das, was ihnen am letzten Samstag der Fleiß, der Enthusiasmus, die hochgehende Begeisterung und Opferbereitschaft einiger wackerer Stammesbrüder erworben und als politisches und gesellschaftliches Erbe übergeben haben.

Das Auge dieses Landes und hauptsächlich das Auge der führenden Geister dieses Staates und dieser Stadt war nicht nur auf die herrliche Kunstschöpfung gerichtet, welche deutsche Begeisterung dem himmelanstrebenden deutschen Geiste im Lincoln Park errichtet hat, sondern auch auf das Deutschtum in Chicago, dessen numerische Macht, dessen idealer Sinn, dessen opferwillige Begeisterungsfähigkeit in dem Goethedenkmal einen stummen und doch tausendzüngigen Fürsprecher gefunden haben.

Die Massen, deren innere, edle Glut am Samstag den strömenden Regen aufsaugte, haben den überflüssigen und in Anbetracht der widerwärtigen Strömungen dennoch notwendigen Beweis erbracht dafür, daß ihre Begeisterung nicht vom Bierfasse begrenzt wird und daß sie sich von Idealen willig tragen lassen, wenn sie zielbewußt geführt werden.

Der Goethetag war ein Ehrentag des Chicagoer Deutschtums, aber auch ein Tag des Gerichts. Und die im strömenden Regen marschierenden Massen, die am Samstag einem **bestimmten** Ziele zuwanderten, weil sie einem **bestimmten** Ziele zugeführt wurden, bildeten eine dröhnende Anklage gegen jene Männer, die unser Deutschtum zu allen Zeiten politisch und gesellschaftlich führen können und es dennoch zerbröckeln, zu einem trägen Körper ohne Ziel und ohne Einfluß hinabsinken ließen.

Wir hörten es aus berufenem Munde, was das Deutschtum für Land, Stadt und Staat bedeutet. Der Gouverneur dieses Staates erzählte es der aufhorchenden Menge, daß von allen Einwanderern die Deutschen einen größeren Einfluß auf die Entwicklung der Ver. Staaten ausgeübt haben, als alle anderenVölkerschaften. Und aus dem Munde unseres Bürgermeisters vernahmen wir es, vernahmen es unsere amerikanischenMitbürger, daß zumindest ein Drittel der Bevölkerung Chicagos deutsch ist und daß diese deutsche Bevölkerung in Fleiß, Sparsamkeit, Arbeitswilligkeit, Ausdauer und geistigen Reichtum von keinem anderen Einwohnerelement übertroffen wird.

Wie kommt es nun, daß das Deutschtum Chicagos trotz seiner von maßgebenderSeite anerkannten Vorzüge in der Stadt und in dem Staate dennoch eine

sekundäre Bedeutung hat, wenn es überhaupt eine Rolle spielt? Wie kommt es, daß wir, die wir auf geistigem, geschäftlichem, industriellem Gebiete unseren Mann zu stellen wissen, den dritten Teil der Bevölkerung dieser Stadt ausmachen und uns überdies in der Geschichte der Stadt und des Staates ein Blatt erobert haben, auf politischem Gebiete machtlos sind?

Allerdings meinte Goethe, die wahre Größe eines Volkes läge nicht in seiner politischenMacht. Die sonnenklare Wahrheit dieser Ansicht kann aber unmöglich auf die in den Ver. Staaten lebenden Volksstämme Anwendung finden. Ein Volksstamm, der sich in diesem Lande keine politische Gewalt zu sichern verstanden hat, wird vergewaltigt und in dem Genusse seiner geistigen Schätze, in welchen der deutsche Olympier den wahren Reichtum erblickt hat, behindert. Nur der politischen Machtlosigkeit der Deutschen ist es zuzuschreiben, daß unsere weniger widerstandsfähigen Deutschen dem Deutschtum verloren gegangen und aus dem großen amerikanischen Schmelztiegel als „Vollblutamerikaner" hervorgegangen sind, die sich ihrer deutschen Abstammung nicht mehr erinnern wollen und denen die deutsche Sprache, die deutsche Kunst, die deutschen Gebräuche, das deutsche Seelenleben zu Fremdkörpern im eigenen Körper geworden sind.

Diese Abtrünnigen könnten dem Deutschtum zurückerobert werden, wenn wir erst ein Deutschtum in Chicago schaffen würden. Man täusche sich nicht: Wir haben in Chicago allerdings Deutsche, wir haben jedoch kein Deutschtum. Wir bilden keine kompakte Einheit, welche nach innen aus sich selbst Kraft und Leben schöpfen und nach außen jene Kraft verwerten würde.

Und dieser Mangel an Einheitlichkeit ist die dröhnende Schuld, welche sich an uns bitter gerächt hat und noch bitterer rächen wird, falls keine Abhilfe geschaffen wird. Und nicht den breiten Massen soll jener Mangel an Einheitlichkeit zum Vorwurfe gemacht werden, sondern den Einzelnen, die vermöge ihres persönlichen Zaubers, ihrer geistigen Veranlagung und ihrer sonstigen Fähigkeiten ein einheitliches Deutschtum schaffen könnten — ausBequemlichkeitsrücksichten es aber vorziehen, die Deutschen politisch verkümmern zu lassen.

Wir bedürfen eines fähigen, besonnenen, ehrlichen Führers. Die Goethefeier hat es bewiesen, daß die Massen blos desRufes harren. Wo ist der Mann, der diesen Ruf an die Deutschen Chicagos ergehen läßt und sie anführt zur Entfaltung ihrer Bedeutung, zum Siege?

Der rührige, begabte und opferwillige Vorsitzer des Festausschusses bemerkte in seiner am Samstag Abend im Auditorium gesprochenen Eröffnungsrede sehr richtig: „Die heutige geistige und weltliche Machtstellung des deutschen Volkes verdanken wir hauptsächlich zweien der gewaltigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte: Goethe und Bismarck. Mit den großen Männern seiner Zeit, aber ihnen allen voran, hat Goethe die geistige Einheit des deutschen Volkes geschaffen. Erst dadurch war es dem anderen Geistesriesen möglich, die nationale Einheit des deutschen Volkes zu erkämpfen. „Ohne Goethe kein Bismarck!" — So lautet das Urteil der historischen Kritik."

Am Samstag hat derselbe Goethe die geistige Einheit der Deutschen in Chicago hergestellt. Hoffen wir nun, daß aus den verrauschten, jedoch denkwürdigen Feste ein Bismarck erstehen wird, der uns auch politisch zusammenschweißt, uns die Bedeutung gibt und die Kraft, ohne welche die errungene geistige Einheit nur zu bald wieder verkümmern müßte.

Was ich in diesem Aufsatz gesagt habe, sollte leider bald zur bittersten Wahrheit werden. Der Mangel an Einheitlichkeit hat sich wieder einmal bitter an uns gerächt. Der Umstand, daß wir keine kompakte Einheit bilden, welche nach innen

aus sich selbst Kraft und Leben schöpfen und nach außen jene Kraft verwerten würde, ist wieder einmal zum Fluche an uns geworden.

Aus Anlaß der Denkmalsenthüllung sagte man uns, wie wertvoll das deutsche Element für dieses Land und wie wertvoll die deutsche Nation für die Zivilisation der Menschheit sei.

Und einige Wochen später vermochte dieses wertvolle Deutschtum der Hochflut des Deutschenhasses keinen Damm zu setzen.

Der europäische Krieg brach aus und die Deutschen wurden mit einem Male zu Barbaren gestempelt.

Einig in den Werken der Liebe und in dem Ausdruck der Entrüstung.

Es kann unmöglich die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, sich mit den Vorgängen in Europa zu befassen. Dieses Buch ist den Deutschen von Chicago gewidmet und so muß ich mich logischerweise auf die Besprechung der Vorgänge in Chicago beschränken.

Europa war inFlammen und Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind inmitten des Flammenmeeres. Die erste Aufgabe der DeutschenChicagos konnte demzufolge nur darin bestehen, dafür zu sorgen, daß die Qualen der Unglücklichen, die Brandwunden erlitten haben und noch erleiden werden, nachMöglichkeit zu lindern.

Und Horace L. Brand, der immer in der ersten Reihe zu finden ist, wenn die Interessen des Deutschtums zu vertreten, Werke der Menschenliebe zu verrichten sind, tat auch diesmal den ersten Schritt.

Er lud einige maßgebende deutsche Persönlichkeiten nach der Redaktion der „Illinois Staatszeitung" zu einer Konferenz ein und die Abhaltung einer Massenversammlung in der Nordseite Turnhalle wurde beschlossen.

Es wurde der folgende schwungvolle Aufruf erlassen:

„An Euch, Ihr Frauen und Männer deutscher Zunge, welchem Lande Ihr immer entstammet, ergeht die Aufforderung, am 4. August, Dienstag Abend 8 Uhr in der Nordseite Turnhalle stattfindenden Massenversammlung beizuwohnen. Dem deutschen, dem österreichisch-ungarischen Vaterlande haben Haß und Neid die Waffe in die Hand gedrückt. Die Furie des Krieges wütet und glotzt mit ihren eisigen Augen unsere Mütter, Schwestern und Brüder in der alten Heimat an. Uns erstarrt hier das Blut in den Adern. Dort fließt das Blut. Wahrheit und Recht sind an der Seite unserer Stammesgenossen. Stärken wir sie mit unserer Liebe. Lindern wir nach Kräften die Greuel des Krieges. Verbinden wir die Wunden. Steuern wir der Not, dieser zerlumpten Begleiterin des Krieges. Frauen deutscher Zunge, erschließt Euer warmes deutsches Herz! Männer deutscher Zunge, helft den Brüdern, die für Deutschlands Ehre ihr Leben einsetzen! Dienstag Abend soll die Hilfsbewegung gegründet und ins Rollen gebracht werden. Welche deutsche Frau, welcher deutsche Mann möchte fernbleiben? KommtIhr Frauen, kommt Ihr Männer, damit die „drüben" in dem lauten Schlagen unserer Herzen Trost und Ermutigung finden.

Gez.: Eugen Niederegger, Carl T. Ansorge, H. L. Brand."

Und in den Abendstunden des 4. August wälzte sich eine deutsche Völkerwanderung nach der Nordseite Turnhalle. Tausende fanden keinen Platz in der gewaltigen Halle, welche an jenem denkwürdigen Abende zu einem Tempel deutscher Menschenliebe geweiht worden war. Aus allen Augen zuckten die Blitze deutscher Begeisterung für das bedrängte deutsche Vaterland, aus allen Herzen schrie die Liebe für die deutschen Stammesbrüder.

Und als nach den Eröffnungsreden von Harace L. Brand und Eugen Niederegger der berühmte Kanzelredner Pastor R. John in die Saiten der Herzen griff und die Aufforderung erließ, das siegreiche Banner der Menschenliebe aufzupflanzen, da rollte über manche Wange eine heiße Träne hernieder.

Es sprachen noch Leopold Neumann

und H. O. Lange, der redegewandte Präsident des Germania Männerchors. Aus tausend Kehlen erschollen darauf patriotische Lieder und der Wind trug die deutsche Begeisterung über den atlandischen Ozean zu den drüben kämpfenden und leidenden Brüdern.

Deutsche Entrüstung.

Während die soeben geschilderte Versammlung der vergebenden und aufrichtenden Menschenliebe geweiht war, wurde am nächsten Abende über Veranlassung des hiesigen Zweiges des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes unter Vorsitz des rührigen Präsidenten Ferdinand Walther im Auditorium eine noch zahlreicher besuchte Versammlung abgehalten, um der Entrüstung über die deutschfeindliche Haltung der angloamerikanischen Presse Ausdruck zu geben.

Auch für diese Versammlung war der gewaltige Raum viel zu klein und viele Tausende konnten nur auf der Straße ihrer Begeisterung und ihrer Entrüstung Ausdruck geben.

Pastor Alfred Meyer wies in flammender Entrüstung die Angriffe auf Deutschland und die Deutschen zurück. In ähnlichem Sinne sprach der ehemalige Richter F. Girten, während Herr H. O. Lange darauf hinwies, daß wir durch ruhige und sachgemäße Aufklärung die öffentliche Meinung auf unsere Seite bringen und sie zu der Erkenntnis bringen müssen, daß durch Deutschlands Kampf die Welt zu einer höheren Kultur aufsteige.

Und die Aufklärungsarbeit wurde bald darauf in Angriff genommen. Und wieder war es Horace L. Brand, der mit gutem Beispiele voranging und in seiner „Staatszeitung“ in englischer Sprache Artikel veröffentlichte, die auf amerikanische Kreise einen wohltätigen Einfluß ausübten.

Diesem Beispiele folgte bald die Germanistische Gesellschaft, die über Anregung ihres verdienstvollen Sekretärs Herrn Louis Günzel in englischer Sprache Broschüren herausgab, deren erste „Germany and the peace of Europe“ den Geschichtsprofessor Ferdinand Schevill zum Verfasser hatte und ihre Wirkung nicht verfehlte.

Ich verletze kaum das Gesetz der Bescheidenheit, wenn ich bei dieser Gelegenheit auf die von mir geschriebene englische Artikelserie hinweise, welche in dem „Chicago American“ veröffentlicht wurde und über die Grenzen der Stadt hinaus Aufsehen erregt hat. Ich fühle mich angenehm verpflichtet, in meinem eigenen Namen und im Namen des Deutschtums Herrn W. A. Curley, dem Chefredakteur des „Chicago American“ an dieser Stelle Dank zu sagen dafür, daß er die Spalten des viegelesenen englischen Blattes meinen deutschfreundlichen, aber der Wahrheit entsprechenden Auseinandersetzungen erschlossen hat.

Hand in Hand mit der ernsten Arbeit der Aufklärung ging auch die Arbeit der werktägigen Menschenliebe. Es wurde eine Deutsche und Oesterreichisch-Ungarische Hilfsgesellschaft gegründet und in die Leitung die folgenden Damen und Herren gewählt: Präsident Chas. H. Wacker, Sekretär Julius Goldzier, Schatzmeister Oskar F. Mayer, Vize-Präsidenten Hermann Paepcke, Ferdinand Walther, Eugen Niederegger, H. O. Lange, Horace L. Brand, Heinrich von Meeteren, Henry P. Runkel, Wilhelm Rothmann, Paul F. Müller, Dr. Otto L. Schmidt, Karl Ansorge, Arthur Herez, Karl Heckel, Frau Bertholb Singer, Harry Rubens, Oskar A. Kropf. Dem Ausschuß gehören die folgenden Damen und Herren an: Karl Eitel, Edwin O. Raster, Charles Christmann, Dr. Arpad Barothy, Gustav F. Fischer, Adolph Georg, Wilhelm Arens, Louis Sala, Karl Rößler, Frau Klara Rehtmeyer, Geo. A. Schmidt, Gustav Geleng, Ed. G. Uihlein, Arthur Josetti, Franz Schütz, Wilhelm Legner, August Lüders, Leopold Grand, Louis A. Kohts, F. W. Heß, W. A. Wieboldt, Theodore Kühl, Fritz von Frantzius Dr. F. W. Hurmann, John Koelling, Theodore Behrens, Leopold Neumann, Wilhelm Fischer, John Cremer, Pastor Jac. Pister, David Pfälzer, Carl Senft, Ferdinand

Neukranz, Ernst Hummel, Hy. W. Huttmann, Joseph Schlenker, G. A. von Massow, Joseph Maschek, Frau Johanna Remlee, Frau Ida Schrader, Frau Andreas Kost, Frau Emil Fellegi, E. J. W. Kruetgen, Leo Austrian, Max Wild, Franz Doniat, Otto Cummerow, Joseph Danziger, E. Brosius, Moses Maier, Michael F. Girten, LorenzSchlegel, Dr. R. Wagner, A. B. Steffens, Frau Anna Kirchstein, Dr.Herbert Kindt, William Boedenner, Charles Wurster, Andrew Zeitz, A. W. Huehl, A. C. E. Schmidt, Julius Kirchner, Jacob A. Hey, C. J. Bleidt, H. W. Nonnast, Rev. F. P. Merbitz, Henry Kraft, Dr. C. A. Weil, Jacob Spohn, Johann Schoen, August Blum, Julius Keßler, A. Uhrlaub, Gust Berkes, Albert Graff, E. H. Seemann, Fred Maas, Martin Flugke, Chas. E. Schick, Karl Rink, Louis E. Brandt, Louis Laub, Peter Theurer, Louis Guenzel, Oskar Groß, Hugo Voigt, Max Leichsenring, Rudolph Seifert, Adolph Gill, F. Marte, Otto Haubold, A. W. Huber, Hy. Suder, Fred Hummel, Wilhelm Schmidt, Dr. Theo. Wild, Dr. J. C. Siebel, A. Dirian, Heinrich Haeding, Geo. Landau, Otto Dietz, Max Heidelmeier, Otto Leitzow, Albert Mach, Ernst G. Lehmann, Emil Demme, E. G. Kußwurm, Martin Schmidhofer, Rudolph Brand, Heinrich Rendtdorff, Fritz Schmidt.

An dieser Stelle sei auch noch des von Frau BertholdSinger veranstaltete Gartenfestes Erwähnung getan, an welchem ungefähr zweitausend Personen teilgenommen haben und das dem edlen Zwecke eine nennenswerte Summe zugeführt hat. Die deutschen Frauen haben auch bei dieser Gelegenheit ein erwärmendes Beispiel deutscher Menschenliebe geboten.

Und während diese edlen Damen und Herren in edler Hingabe bestrebt sind, Wunden zu heilen, werden „drüben" mit jedem neuen Tage neue Wunden geschlagen. Noch tobt, während diese Zeilen zur Presse gehen, der Kampf und wir beten und hoffen, daß der beispiellose Heldenmut der deutschen Krieger zum Siege der deutschen Sache führen wird.

Und auch die Deutschen von Chicago möge dieser Kampf zum Siege führen. Zum Siege über den Fluch des Deutschtums, über die Zerstückelung der deutschen Kräfte. Zum Siege übe die Teilnahmslosigkeit dem deutschen Gedanken gegenüber, der, wenn wir ihn in das Amerikanertum hineintragen, uns die Achtung sichern wird, deren Mangel wir heute so bitter beklagen und für deren Bekämpfung wir das Beste unseres Geistes und unseres Herzens einzusetzen haben.

Der Einfluss der Deutschen auf das Erziehungswesen in Chicago.

Von einem Pädagogen.

Von allen in diesem weiten Lande vertretenen Völkerschaften hat es wohl keine ernster genommen mit den Kulturbestrebungen der Neuzeit als die Deutschen. Sie waren von Anfang an darauf bedacht, der im Bestehen begriffenen amerikanischen Nation das Beste mit einverleiben zu helfen, das sie zu bieten hatten. Und sie hatten dessen gar Vieles. Was sie den Amerikanern inbezug auf Kunst, Wissenschaft, Toleranz, liberale Lebensanschauung und dergleichen gebracht haben, wird für alle Zeiten von bleibendem Werte sein. Aber auf keinem anderen Gebiete war ihr Einfluß mächtiger, als auf dem der Erziehung.

Was wäre wohl heute die amerikanische Schule ohne den Einfluß der Deutschen? Das, was sie ist in Orten, wo man sich mit Gewalt dem Eindringen des Geistes der modernen Pädagogik entgegenstemmt. Nach echt englischem Muster sind solche Schulen keine Lehr- sondern Abrichtungsanstalten. Nicht das Kind, sondern die Lehrerin ist Mittelpunkt des Unterrichtes. Die Lehrmethoden sind veraltet — wenn überhaupt welche vorhanden sind; die Freude am Unterricht kann und soll im Kinde nicht aufkommen, denn dieser ist trostlos monoton und nimmt nicht selten dem Schüler die Lust zum Lernen für alle Zeiten. Die Resultate sind erbärmliche.

Mit Ausnahme des Engländers Locke und des Franzosen Rousseau waren alle hervorragendsten Wegweiser auf dem Erziehungswesen Deutsche.

Namen wie Luther, Melanchton, Komenius, Basedow, Campe, Guts Muths, Rochins, Pestalozzi, Froebel, Fichte, Jahn, Hebart, Dittes, Rein, Kerschensteiner, kennt jedes Kind. Diese und viele ander Männer haben die deutsche Schule geschaffen, wie sie heute ist: weitaus die beste in der ganzen Welt.

Als direkte Erfolge des deutschen Einflusses auf das Erziehungswesen sind zu betrachten: Die Einführung des Kindergartens, des Turnunterrichtes und des Unterrichtes im Deutschen in unseren Schulen.

Welch segensreiche Einrichtung die Kindergärten in unseren öffentlichen Schulen heute sind, das weiß jeder Vater und jede Mutter. Und ihre Bedeutung wächst von Tag zu Tag in unserem Zeitalter, wo auch die Mütter hinaus müssen ins feindliche Leben zum Broterwerb, wo sie keine Zeit und keine Kraft mehr haben, um ihre Kleinen zuhause zu behüten und zu erziehen. Der Kindergarten ersetzt den kleinen Knaben und Mädchen das Elternhaus während der Zeit ihres Dortseins. Ja es tut noch mehr. Es lehrt den Kleinen, sich als Teil eines Ganzen zu betrachten, sich unterzuordnen unter gegebene Regeln; seine angeborenen tierischen Instinkte, die bei ihm noch alle anderen überwiegen, zu bekämpfen. Das Kind lernt, während es spielt, und spielt, während es lernt. Der richtig geleitete Kindergarten pflanzt in die Kinderherzen Liebe zum Nächsten, Hintansetzung des eigenen Ichs, Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit, Liebe zum Lernen und zum Schulbesuch. Und wenn all diese Grundlagen im Kinde—allerdings unbewußt—gelegt sind, dann wird es ihm ein Leichtes sein, später, wenn der eigentliche Schulunterricht beginnt, die verlangte Arbeit zu leisten.

Eine weitere, ebenso wichtige Errungenschaft, wie die Einführung des Kindergartens, ist die Einführung der systematischen Leibesübungen in unseren Schulen. Auch diese Tat dürfen sich die Deutschen ausschließlich auf ihr Konto schreiben und mit Stolz zurückschauen auf das, was sie im letzten Vierteljahrhundert in dieserRichtung erreicht haben. Gibt es doch heute kaum eine Anstalt im weiten Lande Amerika, die Anspruch auf den Namen Schule macht, in der nicht geturnt wird. Freilich, der Weg

zum Ziele war ein langer, ein langsamer und dornenvoller.

Die hier in den letzten 50, 60 Jahren eingewanderten Deutschen kannten den Wert des Turnens. Man brauchte ihnen das lateinische „mens sana in corpore sano (in gesundem Körper ein gesunder Geist) nicht zu verdeutschen; sie wußten es, sie hatten es drüben an ihrem Körper erfahren. Sobald sie hier seßhaft waren, schaarten sie sich in Turnvereinen zusammen, um der edlen Turnkunst zu huldigen. In friedlichen Wettkämpfen maßen sie ihre Kräfte. Es ist erstaunlich, wie groß die Leistungsfähigkeit ihrer Körper wurde! Sie gewannen Kraft, Gesundheit, solides Wachstum, gesunden Schlaf, Geschicklichkeit, Ausdauer, elegante Haltung, Mut. Daß es besonders an Letzterem nicht gefehlt hat, beweist die Tatsache, daß im Bürgerkrieg die Turnerregimenter in den vordersten Reihen kämpften für den Fortbestand ihres neuen Vaterlandes. Nun begann auch ihre Propagandaarbeit. Sie veranstalteten Schaustellungen, sogenannte Schauturnen, in denen sie ihre Resultate mit Kindern, jungen Damen und den Aktiven dem Volke zeigten. Für die Amerikaner, die nur das rohe Fußballspiel und das Baseball kannten, war das etwas Neues. Viele interessierten sich dafür und ahnten den Wert, andere lehnten es ab, weil es von Deutschland und nicht von England kam. Trotzdem trat die Idee seinen Siegeszug über das Land an. Ueberall, wo Deutsche wohnten, wurden Turnvereine gegründet. Ein Mangel an qualifizierten Lehrern machte sich fühlbar. Dem wurde durch die Gründung des Turnlehrerseminars — zuerst ein Wanderseminar, dann stabil in Milwaukee und seit den letzten 6, 7 Jahren in Indianapolis — abgeholfen. Ein Fachorgan, die Amerikanische Turnzeitung, wurde ins Leben gerufen, um auch ein geistiges Band zu haben, welches die Mitglieder des Nordamerikanischen Turnerbundes miteinander verknüpft. Dieser Turnerbund ist mittlerweile zu einer Organisation von nahezu 50,000 Mitgliedern herangewachsen und befindet sich in einem höchst gedeihlichen Zustand. Seine Mitglieder und Vereine sind über das ganze Land zerstreut und überall haben sie ihr Augenmerk darauf gerichtet, auch die Amerikaner für die gute Sache, die sie vertreten, zu interessieren. Gute Menschen genießen das Gute bekanntlich erst dann recht gründlich, wenn sie's auch Anderen mitteilen können.

Vor rund 30 Jahren wurde in Chicago der erste Versuch gemacht, den Turnunterricht in den öffentlichen Schulen einzufügen. Frank Wenter und der unvergeßliche Louis Nettelhorst, damals Sprecher der Turngemeinde, waren Mitgleider des städtischen Schulrates. Sie verstanden es, die übrigen Mitglieder der Behörde für die Sache zu interessieren und so wurde die Erlaubnis erteilt, in vier oder fünf Schulen mit dem Unterrichte zu beginnen. Es ist dem Herrn Heinrich Suder, damals Lehrer in der Turngemeinde, der zum Leiter dieses Unterrichtszweiges ernannt wurde, (und der heute noch auf seinem Posten als solcher steht) hoch anzurechnen, daß seine ersten Versuche gleich von Erfolg gekrönt waren. Man bedenke die Schwierigkeiten: Kein geeigneter Raum, kein Gerät außer des Stabes, kein Verständnis für die Sache vonseiten der Prinzipale und Lehrer! Aber die Kinder waren seine Bundesgenossen! Wenn auch nur in den Gängen im Schulzimmer oder zwischen den Sitzen oder in den Korridoren geturnt werden konnte, es wurde doch geturnt, und sie fühlten instinktiv, daß sie Nutzen daraus zogen.

Bald fingen weitere Kreise an, der Sache näher zu treten. Eine Anzahl Hilfskräfte wurden dem Leiter zur Verfügung gestellt, nach und nach wurde in jeder Schule geturnt, für jede Hochschule wurde ein Lehrer berufen, in den neuerbauten Schulhäusern wurden Turnhallen eingerichtet und schon im Jahre 1891 waren in den Elementarschulen allein 24 Turnlehrer tätig.

Aber dann kam ein Rückschlag. E. G. Cooley wurde zum Schulsuperintendenten erwählt. Dieser Mann hatte offenbar

gar kein Verständnis für den Wert des Turnens. Auf seine Veranlassung wurden alle Turnlehrer bis auf vier aus dem städtischen Schuldienst entlassen, weil er meinte, die betreffenden Klassenlehrerinnen könnten den Unterricht selbst erteilen. Die verderblichen Folgen konnten nicht ausbleiben. Der gute, vielversprechende Anfang kam zum Stillstand, man hatte nur noch Turnunterricht dem Namen nach. Und volle neun Jahre dauerte dieser Zustand.

Aber eine neue, eine Glanzzeit brach an für die Turnerei in den öffentlichen Schulen, als die jetzige Schulsuperintendentin, Frau Ella Flagg-Young, ihr Amt antrat. Sie hat es durchgesetzt, und wurde 'aufs kräftigste unterstützt von den Schulräten Greifenhagen, Huttmann, Dr. Warning und J. Loeb, daß alle Schulen mit Turnsälen und Turngeräten ausgestattet, daß den Lehrern in den Hochschulen Hilfskräfte gegeben wurden, und daß die Anzahl der Turnlehrer in den Elementarschulen ganz bedeutend vermehrt wurde. Ungefähr 70 Lehrkräfte sind heute in diesem Fache tätig. Ein leiser Versuch, das deutsche Turnsystem durch das schwedische zu ersetzen, wurde durch die Wachsamkeit der Turnvereine, des deutschen Nationalbundes und der deutschen Presse der Stadt vereitelt.

Und so steht heute der Turnunterricht nach deutschem System da als ein festgefügter Teil des Schulplanes einer jeden Schule unserer Stadt. Aehnlich verhält es sich in allen größeren und vielen kleinen Städten des Landes. Eine solche Errungenschaft kann und muß jeden Deutschen mit Stolz und Bewunderung erfüllen!

Aber noch eins, worüber wir Deutsche ein besonderes Recht haben, uns zu freuen, ist die Einführung unserer lieben deutschen Muttersprache in unseren Schulen. Wer hätte vor 1870 gedacht, daß so etwas möglich werden würde? Wurden wir doch damals von Angehörigen anderer Nationen gar oft mit allen möglichen Kosenamen belegt!

Als die deutschen Kanonen vor Weißenburg und Wörth krachten, wurde in Louisville, Kentucky, der Nationale Deutsch-Amerikanische Lehrerbund gegründet, der es sich zur Aufgabe machte und heute noch macht, deutsche Erziehungs- und Unterrichtsmethoden in Amerika einzuführen und zu verbreiten. In 42 „Lehrertagen" sind seine Mitglieder zusammengekommen um Fragen, die die moderne Pädagogik angehen, zu besprechen. Sie sind unstreitig ein Sauerteig gewesen und sind es noch, der der amerikanischen Schule von weittragendem Nutzen und Vorteil wurde. Sein Bundesorgan — früher „Erziehungsblätter" und heute „Pädagogische Monatshefte" — wirkt im Sinne der deutschen Erziehungsmethoden und kann der besten ähnlichen Zeitschrift in englischer Sprache zur Seite gestellt werden.

Uns Deutschen ist die Förderung des zweisprachigen Unterrichtes nichts Neues. Wir wissen, daß es drüben selbstverständlich ist, daß man neben der Muttersprache noch eine andere (Englisch oder Französisch) erlerne und daß keiner sich unter die „Gebildeten" rechnen darf, der das vernachlässigt hat. Aber dem Amerikaner fehlte bis vor nicht langer Zeit jedes Verständnis dafür. „English is good enough for me" hörte man überall. Erst in den letzten Dezennien, seit sich ein alljährig größer werdender Strom von Amerikanern nach Deutschland ergießt, beginnt man daran zu denken, daß es eigentlich ein Armutszeugnis für denjenigen ist, der eingestehen muß, nur seine Muttersprache zu verstehen. Auch diese Erkenntnis fing an, hierzulande nach dem deutsch-französischen Krieg Wurzel zu fassen.

Hier in Chicago war es wieder der damalige Schulratspräsident Louis Nettelhorst, der mit einigen anderen deutschen Schulräten vor 30 Jahren den Versuch wagte, den deutschen Unterricht in die Schulen vom dritten Grad an einzuführen. Auch diese Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Dr. Zimmermann, ein Theologe, wurde zum Leiter ernannt und eine Anzahl Speziallehrer wurden angestellt. Der Unterricht war

natürlich nicht obligatorisch. Nach jeder Schule, in welcher eine genügend große Anzahl von Kindern waren, deren Eltern deutschen Unterricht verlangten, wurde eine Lehrkraft geschickt, die nichts anderes als Deutsch zu lehren hatte. Die Sache hatte anfangs Erfolg, im Laufe der Zeit aber wurden Klagen laut, daß die Resultate nicht im Verhältnis zu dem für diesen Zweck gemachten Geldaufwand wären. Es wurde von Jahr zu Jahr für die deutschfreundlichen Schulräte wie Louis Kohtz, Fritz Gretz, Dr. Hartung, Maier, Rothman u. a. immer schwieriger, die nötigen Bewilligungen für den deutschen Unterricht vom Schulrate zu erlangen. Als daher vor nunmehr 12 Jahren der oben erwähnte Herr Cooley Schulsuperintendent wurde, hatte er leichtes Spiel, diesem Unterrichtszweig einen schweren Schlag zu versetzen. Ihn ganz abzuschaffen wagte der Mann nicht, aus naheliegenden Gründen. Aber ganz gründliche Aenderungen wurden gemacht. Vor allem wurde Dr. Zimmermann, der Leiter, entlassen und seine Stelle nicht wieder besetzt. Ferner wurden die deutschen Lehrkräfte angehalten, eine allgemeine Lehrerprüfung — also auch in den englischen Fächern — zu bestehen, oder ein Jahr lang die Normalschule zu besuchen, um sich auch für den englischen Unterricht zu qualifizieren. Kaum die Hälfte der betroffenen Lehrerinnen konnten oder wollten diese Vorschriften erfüllen, was zur Folge hatte, daß eine viel kleinere Anzahl deutscher Lehrkräfte zur Verfügung stand, als zuvor. Dazu kam noch, daß auch das System geändert wurde. Während früher die deutsche Lehrkraft Fachlehrer war und nichts anderes zu tun hatte, als Deutsch zu lehren, wurde sie jetzt angehalten, auch die übrigen, englischen, Schulfächer zu unterrichten. Wenn 75 Eltern den deutschen Unterricht in einer Schule verlangten, so sollte eine solche Lehrkraft dorthin versetzt werden und 30 Minuten per Tag Deutsch lehren. Das war der neue Plan.

Es bedarf keines besonders starken Scharfsinnes, zu verstehen, worauf es abgesehen war. Und die Resultate zeigten sich überraschend schnell. Die deutschnehmende Schülerzahl, sowie die der Schulen, in denen die Sprache gelehrt wurde, ging sehr schnell zurück, und wo der Unterricht noch erteilt wurde, mag er auch darnach gewesen sein! Es fehlte an Einheitlichkeit der Methode, ja sogar an Einheitlichkeit der Lehrmittel, da fortan keinerlei Aufsicht mehr vorhanden war. So kam es, daß die Anzahl der deutschen Schüler, die früher gegen 20,000 betrug, auf unter 6000 heruntersank. Es war offenbar nur eine Frage kurzer Zeit, wann auch der letzte Rest verschwunden sein würde.

Mit der Verabschiedung Corley's und dem Amtsantritt der Frau Ella Flagg Young änderten sich aber die Verhältnisse mit einem Schlag. Die neue Schulsuperintendentin, die selbst in deutschländischen Universitäten studiert und die deutsche Sprache gelernt hat, war Argumenten, wie sie ihr von Abordnungen vomDeutschen Nationalbund, von Schulrat Greifenhagen und anderen im Interesse des deutschen Unterrichtes klargelegt wurden, nicht nur zugänglich, sondern sie befürwortete direkt die Wiedereinführung dieses Unterrichtsgegenstandes aus vollem Herzen. Als dann vor drei Jahren Herr Huttmann, ein für diese Sache besonders begeisterter Mann, als Schulratsmitglied ernannt wurde, gelang es ihm im Vereine mit anderen der Sache wohlgesinnten Schulkommissären mit Leichtigkeit, bei der Superintendentin die Ernennung eines Leiters des deutschen Unterrichtes durchzusetzen. Die Wahl fiel auf ein langjährigesMitglied des Schullehrkörpers der Stadt Chicago, Martin Schmidhofer, und die Erfolge, die er als Leiter des deutschen Unterrichtes zu verzeichnen hat, übertreffen alle Erwartungen. — Waren vor $2\frac{1}{2}$ Jahren noch einige 40 Schulen übrig, so sind es heute deren 108, in denen Deutsch gelehrt wird. Die Schülerzahl ist von rund 6000 auf 18 000 gestiegen, die Lehrerzahl von 53 auf 108 und alle diese Zahlen sehen einen bedeutenden

Zuwachs entgegen, wenn das nächste Semester im Gange sein wird.

Daß bei solch rapidem Wachstum die Besorgung tüchtiger Lehrkräfte mit dem größten Schwierigkeiten verbunden war, leuchtet von vornherein ein. Aber auch hierin wußte Frau Young Rat. Sie willigte ein in die Errichtung einer deutschen Abteilung in unserer städtischen Lehrerbildungsanstalt, aus welcher in letzter Zeit schon recht brauchbare, tüchtige Kräfte hervorgegangen sind. — Eine andere erfreuliche Tatsache ist, daß die deutschen Lehrkräfte unserer Stadt im „Verein deutscher Lehrer von Chicago und Umgegend" organisiert sind. Sie kommen monatlich zusammen, um Vorträgen zu lauschen und Berufssachen zu besprechen. Vorträge wurden bisher gehalten von Prof. Van Noe, Prof. Gronow, Prof. Hatfield, Prof. Hertil (Madison), von den Herren Roberts, Dr. Beck, F. Glogauer, Dr. Owen und M. Schmidhofer. — Einen schönen Beweis des einmütigen Zusammenwirkens der deutschen Lehrer des ganzen Landes lieferte auch der kürzlich in unserer Stadt abgehaltene und glänzend verlaufene 43. Lehrertag, auf dem alle bedeutenderen Städte des mittleren Westens und des Ostens vertreten waren. Das Chicagoer Deutschtum hat die Delegaten als seine Gäste behandelt und wahrhaft fürstlich bewirtet. Dafür ist aber auch das Lob der Chicagoer Gastfreundschaft hinausgetragen worden in alle Lande.

Dem Berichterstatter erübrigt nur noch eines zu erwähnen und es hieße undankbar sein, wenn er es unterließe. Alle diese schönen Erfolge, die das Deutschtum inbezug auf das Erziehungswesen aufzuweisen hat, wären lange nicht so große, hätte nicht stets die deutsche Presse unserer Stadt ihren Einfluß für die gute Sache in so schöner Weise geltend gemacht. Wer anders hätte beim Publikum wie bei den Behörden die gute deutsche Sache in dem Maße fördern können, als sie! Und was sie in der Vergangenheit getan hat, das wird sie auch ohne Zweifel in Zukunft tun zur Förderung aller deutschen Bestrebungen auf erzieherischem Gebiete.



Einfluss deutscher Musiker auf die Entwicklung deutscher Musik in Chicago.

Von Adolf Brune.

Von all den Einflüssen, die die Deutschen auf die Kultur dieses Landes ausgeübt haben, wird wohl keiner allgemeiner und freudiger zugestanden, als die Einwirkung derselben auf die musikalische Entwicklung. Dieser Einfluß läßt sich aus verschiedenen Ursachen ableiten. Erstlich waren es die Deutschen, die dem Lande ihre Sangfröhlichkeit als schöne Gabe mitbrachten, dann waren es besonders deutsche Musiker und Musiklehrer, welche das Verständnis für die Kunstmusik förderten und in den meisten Fällen die Produktion der Meisterwerke der Tonkunst zum ersten Male ermöglichten; endlich hat ja die Musik der deutschen klassischen Periode (von Bach und Händel bis Beethoven und Schubert) die Entwicklung der Musik in der ganzen Welt beherrscht — vielleicht mit teilweisem Ausschluß der Oper.

In der Zeit der Pioniere und im Osten, so lange als der Puritanismus von maßgebendem Einfluß war, konnte von einem fröhlichem Musikleben naturgemäß keine Rede sein. Wenn man noch die Schilderungen der Pioniere (z. B. Perkins), die noch in diesem Jahre mitgearbeitet, gehört hat, dann kann man sich ein ziemlich richtiges Bild der traurigen, musikalischen Zustände jener Zeit machen. Sunday School hymns und Church cantatas waren so ungefähr alles und um auch noch den Tiefstand von dergleichen Sachen messen zu können, muß man solche Werke durchgeblättert haben. Keine bedeutende Musikvereinigung ist bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu verzeichnen. (Die älteste, lebende Musikgesellschaft der Ver. Staaten soll, die 1786 gegründete Stoughton Musical Society sein.)

In Chicago dauerte die Pionierperiode naturgemäß noch bis an die vierziger Jahre fort. Die politischen Wirren der dreißiger und vierziger Jahre in Europa brachten dann die deutschen Auswanderer in größerer Anzahl nach den Ver. Staaten. (N. B. Der erste deutsche Ansiedler Chicagos war ein Bäcker — Wellmacher — kam 1830; er beging die Unvorsichtigkeit seinen Namen zu anglisieren — worin er noch heute viele Nachahmer findet.) 1846 wurde der „Volksfreund" später Illinois Staatszeitung gegründet. Schon um diese Zeit war der Einfluß der Deutschen in musikalischer Hinsicht bedeutend. Die Kirchenchöre waren meistens germanisch vermittelt und die Organisten deutsch. Der erste Versuch regelmäßige Konzerte zu geben, wurde in den Jahren 1848—1849 von Heinrich Plagge gemacht. Dieser rief eine Art philharmonischer Gesellschaft ins Leben, die populäre Konzerte für Klavier, Flöte und Geige und Lieder gab. Er kehrte, weil er zu geringe Unterstützung fand, in kurzer Zeit nach dem Osten zurück.

Im Winter 1852 gab Julius Dyrenfurth, ein guter Violinist — obgleich Dilettant, wie es scheint — sogenannte Promenaden Konzerte im Speisesaal des Tremont House. Dyrenfurth hatte 12 gute Musiker von New York herübergebracht, von welchen Christoph Romanus, Carl Ebert und Carl Bierwirth zu nennen sind. Ch. Romanus war der Dirigent der Great Western Band; A. J. Vaas leitete eine „Military Band".

1852 entstand der Chicago Männergesangverein, dessen erster Leiter Emil Rein war; später war es Julius Unger. Dieser Verein ermöglichte, 1855—58, im Deutschen Haus, drei Opernaufführungen — „Die Mordgrundbrücke" (?), „Zar und Zimmermann" (Lorzing) und „Alessandro Stradella" (Flotow). Als sich in 1853 das „Germania Orchester" in Boston auflöste, wurde der ausgezeichnete Dirigent Carl Bergmann bewogen nach Chicago zu kommen, um die Konzerte von Julius Dyrenfurth fortzusetzen. Er blieb jedoch nur eine

Wintersaison; die Pionierarbeit wird ihm wohl nicht behagt haben.

1856 kam H. Ahner, vormaliges Mitglied des Germania Orchesters von Boston nach Chicago. Er war der Dirigent des Vereins „Freier Sängerbund", auch er gab mehrere Jahre Orchesterkonzerte. Er selbst soll ein Virtuose auf dem Cornet gewesen sein. Von schwächlicher Konstitution, starb er schon 1858.

1855—60 wurden Kammermusik-Konzerte gegeben. Piano: Paul Becker und Frau Heinrich Band (später Frau Klos); Violine: Henry deClerque; Cello; Albert Melms.

Im Jahre 1857 hielt der „Nordwestliche Sängerbund" das Sängerfest in Chicago ab, woran drei Chicagoer Gesangvereine teilnahmen — 250 Sänger und ein Orchester von 35 Mann aus Chicago; Festdirigent war Hans Balatka. Es mag von Interesse sein, einige Sachen aus dem Programm anzuführen: Jubelouverture von Weber, Fantasie für Cornet von Vivier — gespielt von H. Ahner, Konzertstück von Weber — gespielt von Frau Band (wohl das erste Mal in Chicago); als Massenchor wurden gesungen: Kriegers Nachtwache mit Orchester von Eckert; Zöllners Bergmarsch und Unsere Berge von Theodor Fröhlich.

Erst 1859 entstand die erste amerikanische Chorgesellschaft, die MusicalUnion — Leiter C. M. Cady und ein Jahr später G. F. Root. Sie gab Kantaten mit Klavierbegleitung — Adolph W. Dohn am Klavier. Dohn war in Lyons Potter als Buchhalter oder ähnlicher Eigenschaft angestellt. Er scheint ein etwas wiederhaariger Charakter, aber ein guter Drillmeister gewesen zu sein. Unter der Leitung von H. Balatka fand auch Mitte März 1859 die erste Aufführung von Mozarts Requiem statt — im Chor waren 60 und im Orchester 30 Mann.

Hans Balatka, am 5. März 1827 in Hoffnungstal in der Nähe von Olmütz geboren, erhielt seinen erstenMusikunterricht von Ritter von Dietrich, später studierte er unter Sechter und Proch in Wien. Im Jahre 1848 kam er nach den Vereinigten Staaten und siedelte sich in Milwaukee an, gründete in 1850 den Musikverein und leitete denselben zehn Jahre lang mit Erfolg. Seine akademische Bildung, sein musikalisches Wissen und ein gewandtes Gesellschaftstalent machten ihn für lange Jahre zum einflußreichsten Musiker des Westens. 1860 gründete er in Chicago die Philharmonische Gesellschaft, welche monatliche Konzerte in Bryan Hall (später Grand Opera House) gab. Von 1865—68 gab er diese Konzerte auf eigene Rechnung—ohne besonderen finanziellen Erfolg. Symphonien, Ouvertüren usw. von Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelsohn und Gade wurden gegeben. Balatka wurde auch in 1862 der Dirigent der Musik-Union. Im Frühjahr 1863 wurde Mendelsohns Elias aufgeführt.

In 1879 gründete er das Balatka Musical College, welches unter der Leitung seines Sohnes Christian Balatka, noch fortbesteht. Er starb plötzlich 1899.

1865 wurde Crosby's Opera House mit einer vierwöchentlichen Saison eröffnet.

Die Musik-Union wurde 1864 als Oratorio Society reorganisiert, mit Balatka als Dirigent.

Zu der Leichenfeier Lincolns hatte Otto LobVorträge von deutschen Liedern arangiert und aus dieser Veranlassung entstand der Germania Männerchor. Schon nach kurzer Zeit löste sich die Concordia davon ab; Balatka wurde dann der Leiter der Germania. Diese Gesellschaft hat seither manchen tüchtigen Dirigenten gehabt, hat vieles geleistet, ist aber jetzt weniger von musikalischer als von gesellschaftlicher Bedeutung.

Bemerkenswert ist wohl auch, daß bei einem Sängerfeste in diesen Jahren (wobei 400 Sänger mitwirkten), in einem Konzerte der Pareßa Rosa 12 000 Dollar eingenommen wurden.

Am 17. Dezember 1870 veranstaltete der Germania Männerchor unter Leitung Balatkas, zum 100. Geburtstage Beethovens, die erste Aufführung der neunten Symphonie.

Der große Chicagoer Brand (9. Okt.

1871) legte dan für eine zeitlang alles brach. Das „Deutsche Haus" brannte ab und ein Mittelpunkt für die Deutschen ging verloren. Die Oratorio Society verlor alle Instrumente und Musiknoten. Kaum hatte sich die Gesellschaft in einer Kirche in der Nähe des Union Park an der Westseite reorganisiert, als in der folgenden Nacht die Kirche niederbrannte und damit die Gesellschaft für immer venichtet wurde.

Im Mai 1872 wurde von A. W. Dohn der Apollo Musical Club gegründet als Männerchor — nach deutscher Art mit Bier in der Pause und nach der Probe, aber mit englischer Sprache. Auf Dohn folgte jedoch bald A. W. Tomlins und 1875 wurde der Verein als gemischter Chor reorganisiert, als welcher er noch jetzt blüht.

Am 29. Juni 1881 fand ein großes Sängerfest hier statt, mit 2000 im Männerchore und 1200 im gemischten Chore. Der Erfolg dieser Feier wurde durch das gerade in jenen Tagen erfolgte Attentat auf Präsident Garfield zu nichte gemacht.

Die Gründung eines Chores mit höheren musikalischen Zielen wie z. B. der New Yorker Arion, die um diese Zeit versucht worden ist, wurde durch das elende, gesellschaftliche Kastenwesen vereitelt — und leider ist es ja auch bis heute nicht dazu gekommen. Einigermaßen wurde dieser große Verlust durch die Gründung der „Vereinigten Männerchöre" wettgemacht. Fuchs, Schmoll, Kölling (Karl), Ehrhorn usw. waren Dirigenten.

Andere Chöre, die um diese Zeit und etwas später gegründet wurden, sind: Teutonia, Sennefelder Liederkranz, Orpheus, Frohsinn, Nord-Chicago Liedertafel, Liedertafel Vorwärts, Fidelia, Junger Männerchor u. a.

Alle diese Chöre haben unzweifelhaft dazu beigetragen, die gesellschaftlichen Tugenden des Deutschtums zu bewahren, wie auch den Sinn für Musik zu fördern. Jedoch muß auch zugegeben werden, daß, da geselliges Vergnügen der erste, wenn auch nicht ausschließliche Bewegungsgrund bei der Stiftung dieser Vereine war, sich der Einfluß derselben in dem Maße verringern mußte, als das Musikleben erstarkte und darum nicht mehr der mit diesen verbundenen gesellschaftlichen Vergnügen im selben Maße bedurfte. Immerhin sind auch unter diesen Chören oft erfolgreiche Bestrebungen gemacht worden — und werden noch immer neue gemacht — um ein höheres künstlerisches Niveau zu erreichen, d. h. die gute deutsche Volksmusik mit ihrem verhältnismäßig geringem Apparat, mit größter künstlerischer Vollendung zu geben. Das ist die einzige Hoffnung, um ihnen in der Jetztzeit den Einfluß zu wahren, den sie in der Vergangenheit hatten.

Einer der größten (etwa 100 aktive Mitglieder) und zugleich älteste Verein ist der „Senefelder Liederkranz". 1868 gegründet, erfreut sich derselbe noch immer eines ausgezeichneten Wohlseins und Wachstums und verdient sich das Wohlwollen aller Freunde deutschen Männergesanges durch die oft ausgezeichneten Leistungen auf seinem speziellen Gebiet. Als erster Dirigent fungierte Th. Falk; dann folgten Oskar Schmoll, H. Balatka, Kern und Karl Reckzeh. Die künstlerische Bedeutung der Darbietungen dieses Vereins kann man daraus ersehen, daß folgende Werke (um nur die Konzerte der letzten Jahre unter Herrn K. Reckzeh's Leitung zu erwähnen) mit großem Erfolge gegeben wurden: Rhapsodie von Brahms, Hymne an den Gesang von Hegar, Schubert's Allmacht für Solo und Chor, Venushymne von D'Albert usw.

Von all den Musik-Instituten, die den weitreichendsten Einfluß auf die musikalische Enwicklung Chicagos und überhaupt des Mittel und Westens der Ver. Staaten ausgeübt hat, steht das „Chicago Symphonie Orchester", seit seiner Gründung an der Spitze. Es war der Brennpunkt des musikalischen Lebens der ganzen Umgebung.

Wie schon erwähnt wurde, fanden periodisch schon von 52 an Orchesterkonzerte in Chicago statt unter verschiedenen

Leitern, worunter H. Balatka ohne Zweifel der bedeutendste war. Aber eine feste stehende Organisation, wie sie doch notwendig ist, um ein künstlerisches Ensemble zur Vollendung auszubilden — das gelang hier zuerst Theodor Thomas, dessen erster Besuch in Chicago in das Jahr 1854 fiel, wo er der erste Geiger in einer Konzerttruppe war, die Ole Bull, Amalia Patti usw. begleitete. In 1869 gab er sein erstes Orchesterkonzert in Chicago; später gab er durch viele Sommer hindurch Konzerte im Expositions-Gebäude (im jetzigen Grant Park), aber erst in 1890 wurde der Grund zur Organisation des jetzigen Symphonie-Orchesters gelegt.

Theo. Thomas (1835 in Essen, Ostfriesland, geboren) war seines Zeichens eigentlich ein Violinist und erhielt seinen ersten Unterricht auf diesem Instrument von seinem Vater.

Carl Bergmann scheint späterhin den größten Einfluß auf ihn gehabt zu haben, wofür er ihm treue Freundschaft bewahrte, selbst als dieser gegen ihn arbeitete und später verkam. Die Familie Thomas kam 1845 nach den Ver. Staaten. Schon als Knabe trat er als Solist des öfteren auf; zwischen 1851 und 61 war er erster Violinist und dann Konzertmeister unter Arditi, wo er dann auch zuweilen dirigierte. Darauf gab er Kammermusikabende mit anderen bedeutenden Musikern New Yorks und begann 1864 seine ersten Symphonie-Konzerte im Irving Hall, New York. 1869 machte er mit seinem Orchester die erste Tour durch die westlichen Staaten.

In 1873 gründete er die Music Festivals (Maifeste) in Cincinnati; 1877—80 war er dort auch der Direktor einer Musikschule. Von 1880—91 leitete er verschiedene Orchester in New York und kam dann nach Chicago, wo er bis zu seinem Tode die Symphonie Konzerte dirigierte (Januar 1905).

Der unüberwindlichen Energie, dem umfassenden Geschmack und der mühevollen Drillarbeit dieses Mannes hat Amerika mehr als irgend einem anderen einzelnen Manne es zu danken, daß die Orchestermusik in so verhältnismäßig kurzer Zeit auf eine so hohe Stufe gebracht wurde. Durch seine Konzertreisen und sonstige Tätigkeit hat er einen weitgehenderen Einfluß auf die musikalische Entwicklung ausgeübt, als irgendein anderer.

Er war es, der hier für die Werke von Liszt, Wagner, Berlioz — bis auf Strauß usw. planmäßig Propaganda machte und dabei der alten, von Bach angefangen, nicht vergaß. Und während er immer wieder das Neue brachte, trotz allen Widerspruchs, so waren ihm doch die Werke der klassischen Periode — und daraus Mozart und Beethoven — das liebste. Als erster Violinist in einem Mozart'schen Quartett soll er unübertrefflich gewesen sein. Das zeigte sich auch in seinen Orchesteraufführungen, wo das fein abgeschliffene Ensemble vollkommen war bis zur Kälte; da mochte es dann auch wohl vorkommen, daß ein neueres Werk nicht zu ganzer Geltung kam, weil die „krassen" Effekte ihm nicht zu wohl behagten. Das war es auch, was am Ende seiner Tätigkeit am meisten bemerkbar war, daß nämlich sein Temperament nur bis zu einem gewissen Grade biegsam war. Seine eigene musikalische Produktion belief sich (soviel wie bekannt) nur auf einige Arrangements, von denen manche recht unglückliche waren. Die Musikgeschichte dieses Landes wird ihm aber immer unter den Ersten ein dankbares Interesse bewahren müssen, für die wirklich große Tätigkeit, die er mit so endlosen Mühen und durch wankellose Energie für die musikalische Entwicklung des ganzen Landes und besonders von Chicago entwickelt hat.

In die Schuhe eines solchen Mannes, den damals schon ein historischer Nimbus umgab, einzutreten, und dessen Werk würdig pietätvoll und doch persönlich eigen fortzuführen — berief man aus den Reihen des Orchesters, Fr. Stock. Daß es ihm gelungen ist, bezweifeln nur noch wohl einige, die nur mit der Erinnerung und nicht mit eigenen Ohren mehr hören.

Friedrich Wilhelm August Stock wur-

de am 12. November 1872 in Jülich geboren. Seinen ersten Unterricht in der Musik erhielt er von seinem Vater, einem Militärkapellmeister. Vierzehn Jahre alt kam er aus den Konservatorium in Köln, wo er Violine mit G. Jensen studierte, Komposition mit E. Humperdink und Fr. Wüllner. Nachdem er dann eine zeitlang im Gürzenich-Orchester gespielt hatte, kam er 1895 nach Chicago, wo erBratschist imOrchester wurde.Schon früh hatte er die Aufmerksamkeit von Thomas auf sich gezogen; derselbe führte mehrere Werke von ihm mit Erfolg auf. Dann gab Stock auch ein Konzert eigener Kompositionen — Kammermusik und Lieder. 1899 wurde er Thomas' Assistent, wo er meist den undankbaren Begleiterposten zu versehen hatte. Als dann Thomas nach kurzer Krankheit starb, wurde er auf allgemeines Verlangen dessen Nachfolger. Es war eine schwierige Stellung! Leute zu kommandieren, die noch vor kurzem am selben Pult saßen. Da gehört dann eineUnsumme von Kenntnissen und von Können dazu — sich auch den Respekt zu erkommandieren. Dazu kam, daß Thomas das Maß für alles war. Naturgemäß wars darum, daß Stock sich Freiheit in der Interpretation stoßweise erwarb, erst in dieser Richtung, dann in jener — auch wohl etwas übertrieb; die Tempi einmal so nahm, dann anders. Aber sein Wachstum ist so stetig gewesen und so ernst und tief sein Studium aller klassischen und anderer Partituren, daß er diese meistens auswendig dirigieren konnte. Ueber seinen Vorgänger hat er nicht nur eine größere, umfassendere musikalische Bildung, sondern auch ein biegsameres Temperament voraus und nun ist ein Dirigent aus ihm geworden, der selbst den Berliner Kritikern und Kritlern Achtung abzwingen konnte. Was wir in den letzten vier bis fünf Jahren unter ihm gehört haben, kann in jeder Beziehung als Musterleistung anerkannt werden. Ob es nun gilt, die hin und wieder objektive Schönheit eines Mozartschen Werkes dazulegen oder die Tiefe Beethovens oder Bachs zu ergründen oder die Romantik einer Schubert- oder Schumannschen Symphonie oder einer Mendelssohn'schen Ouverture ertönen zu lassen, oder Brahms Muse kräftig lebend zu machen, oder die ganze Farbenpracht einer Strauß'schen Dichtung z. B. Don Juan oder Tod und Verklärung oder den Humor im Till Eulenspiegel herauszuholen, oder auch den dramatischen Puls Wagners glühend darzustellen, oder sei es auch die illusive Kunst eines Debussy oder die grotesken Sachen von Schönberg zu fassen — überall sieht feines Verständnis, temperamentvolles Erfassen und allseitiges Studium aus den Aufführungen heraus. An Neuigkeiten bringt er wohl mehr als irgend ein Dirigent und als der erste hat er in einem eigenen Konzert amerikanische Komponisten zu Wort kommen lassen.

Schon Thomas hat mehrere seinerKompositionen zu Gehör gebracht, die durch lebhafte Fantasie großes kontrapunktisches Können und gewählte Orchestration hervorstachen. In dem letzten Punkte ist er ein Meister undKenner ersten Ranges. Einige seiner Kompositionen sind: „Von derWiege bis zum Grabe", C-moll Symphonie, wovon der erste und letzte von größter Bedeutung sind und wohl das Beste ist, das aus seiner Feder soweit geflossen ist und letzlich eine Ouverture (Loves springtime) voll Leben und prächtig instrumentiert. Die Kneisels führten ein C-moll Quartett von ihm auf, wovon der grandiose Anfang nicht leicht vergessen wird. Dies erschöpft nun bei bei weitem nicht seine Kompositionstätigkeit, aber dieses mag genügen, den Einfluß eines Deutschen zu zeichnen.

Ein anderer Deutscher, dessen Wirken auch heute noch nicht in seiner ganzen Kraft gewürdigt wird, ist der vor kurzem (10. Jan. 1912) verstorbene BernardZiehn. Geboren 1845 in Erfurt, studierte er für das Lehrfach und war einige Jahre Lehrer in Mühlhausen. Kam 1868 auf Anregung von Joh. A. Falk, dem er durch Dr. W. Volckmar empfohlen war, nach Chicago. Hier war er für einige Jahre Falks Assistent und lehrte Mathematik und Geschichte. Daß er sich

mit musikalischen Fragen vor dieser Zeit abgegeben habe, ist nicht sehr evident. Nachdem er jedoch seinen Posten aufgegeben hatte, fristete er durch Musikunterricht das Leben. 1881 erschien (in Hamburg) sein System von Fingerübungen, wodurch (durch systematische Umkehrung — dem Bau der Hände gemäß) er beiden Händen gleiches Uebungsmaterial schuf. Es fand nicht den verdienten Erfolg. Nicht besser erging es seiner Modulations- und Harmonielehre, für welche in 1887 das Urheberrecht in den Ver. Staaten gesichert wurde. Dieses epochemachende Werk wies der Theorie neue Wege an. Man darf wohl dreist behaupten, daß es das einzige Werk in diesem Fache ist, das wissenschaftlich und künstlerisch zugleich ist. Wenn man die früheren Werke von Richter, Volckmar, Jadassohn, Prout und Konsorten studieren muß und dabei ersieht, daß fast jede „Regel" auf der nächsten Seite wieder zurückgenommen wird; wie jedes Beispiel wieder zur Regel wird und wie willkürlich dies alles ist, wie niemals (oder beinahe) nach einem Grund für die Regel gesucht wird, oder auch die Ausnahmen erklärt werden; wie alles dies außer dem Zusammenhange mit der lebendigen Kunst gepredigt wird — dann kann man verstehen, wie verwirrend all dieser Schwulst theoretischer Salbadereien wirken muß. Und wenn dann der Student sieht, welch' weite Kluft zwischen all diesen Theorien und der praktischen Komposition besteht, dann wird die ganze Theorie und mit ihr die Erfahrung von hunderten von Jahren von dem Schüler über den Haufen geworfen, oder aber er verknöchert mit der „Theorie". Die Theorie als Erfahrungswissenschaft dargestellt zu haben, das ist das unvergängliche Verdienst von Ziehn und diese Theorie kann stetig wachsen, immer lebendig bleiben und das Neue annehmen und sichten. Durch die Vorstudien, die nötig waren (denn der Grundgedanke war schon von anderen, z. B. Wilh. Tappert, ausgesprochen), hatte Ziehn sich eine Literaturkenntnis erworben, die wohl ohne gleichen war. Diese verwandte er dann auch in einzelnen Aufsätzen, die allgemeine Beachtung fanden. Obendrein waren sie in einem Stil geschrieben, der an einschneidender Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ. Kurz vor seinem Tode vollendete er eine Theorie des Kanons, das vollständigste Buch über diese Kunstform. Otto Wolf, der liebenswürdige Kontrabassist des Orchesters, einer seiner tüchtigsten Schüler, fiel die Aufgabe zu, bei der Ordnung seines Nachlasses tätig zu sein. Ziehn hat direkt oder indirekt einen sehr großen und meist heilsamen Einfluß auf alle Komponisten Chicagos (und darüber hinaus) ausgeübt.

Das älteste Konservatorium Chicagos — das Chicago Musical College, wuchs aus einem unscheinbaren, kleinen Anfang zu seiner jetzigen Bedeutung heran. Es wurde 1867 von Dr. Florenz Ziegfeld gegründet; derselbe leitet noch immer mit beneidenswerter Geistesfrische seine Geschicke. Dr. Ziegfeld wurde 1841 in Jever, Oldenburg, geboren. Er erhielt seine musikalische Ausbildung am Konservatorium in Leipzig. Moscheles, Wenzel, Plaidy, Papperitz, Richter usw. waren seine Lehrer. In 1863 kam er nach den Ver. Staaten. Er engagierte die musikalischen Kräfte für das „Friedensjubiläum" in Boston und war 1893 der Vorsitzende der Richter der Musikausstellung in Chicago. Seine Haupttätigkeit war aber immer auf die Vergrößerung und Verbesserung seines Institutes gerichtet, das stetig mit der Stadt wuchs und durch das Engagement von bedeutenden Künstlern in allen Zweigen erhielt es einen immer größeren Wirkungskreis, so daß es auch jetzt noch an der Spitze ähnlicher Institute in diesem Lande steht. Selbst das Feuer konnte seine Entwicklung nicht hemmen. Dr. Ziegfeld gab bis ans Ende der 90er Jahre Klavierunterricht, dann zwangen ihn die großen Anforderungen, die die Präsidentschaft an ihn stellte, auf das aktive Lehramt zu verzichten, aber er blieb auch dann in lebhafter Fühlung mit dem Wirken der Lehrer. Durch das, selbst von ihm wohl kaum geahnte Wachs-

tum der Schule fiel ihm ein Einfluß zu, der wenigen gegönnt ist.

Dr. Louis Falk, 1848 in Unter-Ostern, Hessen, geboren, kam mit seinem Vater frühzeitig nach Amerika. Nach einigen Jahren in Rochester, N. Y., wurde sein Vater als Lehrer an die deutsch-lutherische Schule in Chicago berufen. Von 1856—62 war er dann Privatschüler von Dr. Volckmar in Homberg und 65—67 am Konservatorium in Leipzig. Bei seiner Rückkehr begleitete ihn B. Ziehn, der als Assistent seines Vaters wirken sollte. Gleich bei seiner Ankunft mußte er den besten Organisten des Landes beigezählt werden und noch immer ist er auf diesem Felde der Tüchtigsten einer. Im Jahre 1869 assoziierte er sich mit Dr. Ziegfeld und lehrte Theorie, Orgel und, ab und zu Klavier. Er ist somit der älteste der aktiven Lehrer in Chicago Musical College. Tausende haben seinen Unterricht genossen, manche seiner Schüler haben jetzt verantwortliche Organistenposten inne, und noch immer wird er gern selber gerufen, um neu errichtete Orgeln im besten Lichte zu zeigen.

Andere Lehrer die unter Dr. Ziegfeld gewirkt haben sind: A. Hyllested, Adolf Koelling, der fruchtbare Komponist Dudley Buck, H. Schoenfeld, Hans von Schiller, bedeutender Klavierlehrer, feiner Musiker und Leiter der Germania, Arthur Friedheim, der berühmte Lisztschüler, Rudolph Ganz, der sich in Europa und Amerika eines ausgezeichneten Namens erfreut, Walter Lübschn, der Dichter am Klavier, E. Consolo. Dann der ausgezeichnete Geigenlehrer Jacobsohn, von dessen Schülern noch eine ganze Anzahl im Chicago Symphonie-Orchester sitzen, der weltbekannte Violinvirtuos Emile Sauret, Professor Hugo Heermann, der Freund Brahms, dazu kommen noch zahlreiche Gesanglehrer von bestem Ruf.

Der Pianist, welcher mit als der erste und gewiß am längsten Chicago auf der Konzertbühne vertreten hat, und als alleinstehende Person den größten Einfluß im ganzen Westen ausgeübt hat, ist Emil Liebling. 1851 in Pleß geboren, absolvierte er schon um 67 das Gymnasium in Berlin. Als 17jähriger Junge kam er nach Amerika, war einige Zeit in Kentucky als Musiklehrer tätig, kam dann nach Chicago. Mit seiner musikalischen Ausbildung unzufrieden, ging er nach Europa zurück und studierte mit Th. Kullak, dessen Assistent er schon nach kurzem wurde; Theorie studierte er mit H. Dorn, dem Lehrer Schumanns. Dann ging er zu Liszt in Weimar und schloß dort mit vielen der hervorragendsten Lisztschüler ein Freundschaftbündnis, das ihm durch das ganze Leben währte. Dann kam er wieder nach Chicago und ließ sich hier bleibend nieder. Wohl kein Musiker Chicagos hat mit solchem Erfolge versucht mit seinen Schülern in Fühlung zu bleiben als er, und die Folge davon war, daß er immer eine Schülerzahl hatte, die ihn vollauf beschäftigte. Mit einem außergewöhnlichem Gedächtnisse begabt, hatte er fast die ganze Klavierliteratur inne und bewahrte sich bis ans Ende ein reges Interesse für alles Neue. Als Techniker war er bei seiner Rückkunft in Chicago der Erste und blieb es geraume Zeit. Die Zahl der Konzerte, die er gegeben, ist eine enorme und das letzte absolvierte er, obschon todeskrank, drei Tage vor seinem Ende. Er war ein scharfer Denker und feiner Methodiker; bemühte sich auch, seinen Schülern davon eine Einsicht zu geben. Dazu kam noch eine ausgebreitete musikalische Schriftstellerei. Er hatte sich der englischen Sprache so bemächtigt, daß seine Artikel mustergiltig genannt werden konnten. Er verband Klarheit und Leichtigkeit mit der Fähigkeit interessant zu sein. Er hatte viel gehört, mehr noch gelesen und unterhielt mit den bedeutendsten Virtuosen lebhafte Verbindungen und so war er immer auf dem Laufenden. Deshalb war auch sein persönlicher Umgang sehr anregend, er sprach gern und gut und hatte eine gute Dosis Witz. Es kannte Chicago von der Zeit des Feuers her. Er hatte eine Arbeitskraft, wie sie nur wenigen gegeben ist; seine Korrespondenz war enorm. Alle

diese Tatsachen erklären seinen ausgebreiteten Ruf; man darf wohl sagen, daß er eine größere Anzahl Musiker persönlich kannte, als irgend ein Pianist im Lande. Sein Einfluß war darum gewaltig groß und als er am 20. Januar 1914 von einem qualvollem Leiden durch den Tod erlöst wurde, ließ er eine Lücke, die ein einzelner wohl sobald nicht ausfüllen wird.

Um ungefähr zur selben Zeit als Liebling kam Carl Wolfsohn nach Chicago. Am 14. Dezember 1834 in Alzeg, Rheinhessen geboren, war er ein Schüler von Alois Schmidt und später von Vinzent Lachner. In 1854 kam er nach den Ver. Staaten und ließ sich in Philadelphia nieder. In 1872 kam er nach Chicago, wo er den Beethoven Verein gründete, ein gemischter Chor, der bis zu 200 Mitgliedern anwuchs. Er war ein gesuchter Klavierlehrer: Frau Bloomfield-Zeisler und Frl. Aug. Cottlow zählen zu seinen Schülern. Er war wohl der erste, der fast alle Sonaten von Beethoven zum öffentlichen Vortrag brachte.

Der älteste der tätigen Violinisten in Chicago ist ohne Frage Bernard Listemann. 1841 in Schlotheim, Thüringen geboren, studierte er mit mehreren großen Meistern, unter anderen mit Vieuxtemps. 67 kam er nach Amerika, wo er viel reiste. Er war Konzertmeister für Thomas in New York, gründete 74 den Boston Philharmonic Club und dann 79 das Philharmonische Orchester, dessen Dirigent er war. Dann wurde er Konzertmeister des Boston Symphony Orchestra und Gründer des Listemannschen Streichquartettes. Er kam als Lehrer ans Chicago Musical College bis 1907. Listemann ist, wie schon seine Tätigkeit bezeugt, ein gründlich und vielseitig gebildeter Musiker, als Geiger hat er eine Fingertechnik, die ihresgleichen sucht. Dabei bewahrt er ein jugendfrisches Interesse für alles Gute in der Musik. Als Dirigent hat er eifrig Propaganda für die Musik der neudeutschen Schule gemacht und als Lehrer viele Geiger erzogen.

Von allen in Chicago residierenden Künstlern und Künstlerinnen, hat wohl keine den Ruf der Stadt weitergetragen als Frau Fannie Bloomfield-Zeisler. In Bielitz, österreichisch Schlesien, geboren, kam sie schon als 2jähriges Kind nach Amerika. Sie studierte zuerst mit B. Ziehn und dann unter Carl Wolfsohn, unter dessen Leitung sie ihr Debut mit dem Beethoven Verein machte. Ging 1877 nach Wien, wo sie bei Leschettizky studierte. Seitdem hat sie mit hervorragendem Erfolg in Amerika und Europa konzertiert. Große und klare Technik und ein modulationsreicher Anschlag zeichnen sie besonders aus, besonders kleine Sachen versteht sie zur Vollendung auszuarbeiten, ohne jedoch dadurch unfähig zu werden, den Schwung größerer Tonwerke überzeugend darzustellen.

Ein Geiger der für längere Zeit an der Spitze seiner Profession in Chicago stand, ist Adolph Rosenbecker. Ein gediegener Musiker und ausgezeichneter Geiger und Dirigent, hat er viele Posten in Chicago mit Erfolg verwaltet.

Eines der größten musikalischen Naturtalente, die je in Chicago residiert haben, war ohne Zweifel H. Seeboeck. Als Pianist ein Schüler von A. Rubinstein, besaß er eine virtuose Technik und war besonders berühmt durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit seines Anschlages. Auch als Organist steht er in bestem Andenken. Er schrieb viel und meistens gut. Als Improvisator suchte er seines gleichen. Aber Mangel an zielbewußtem Streben, an Selbstkritik, oder was es sonst gewesen sein mag, ließen ihn nicht dazu kommen, seine überreichen Talente zur vollständigen Entfaltung zu bringen.

Eine Deutsche, die recht segensreich für die Musik in Chicago gewirkt hat, war auch Regina Watson, geb. Roehn. In Breslau geboren, wurde sie eine Schülerin des berühmten Organisten Adolph Hesse, der dort residierte. Sie kam mit ihren Eltern nach Amerika, kehrte aber später wieder zurück, um ihre Studien unter Carl Tausig fortzusetzen; Theorie studierte sie mit Weitzmann.

Dann war sie als Klavierlehrerin in Chicago tätig und fand einen bedeutenden Anhang, der ihr bis zum kürzlich erfolgten Tode treu blieb. Auch hat sie manche Werke fürs Klavier komponiert.

Walter Knüpfer in Halle an der Saale geboren, ein Schüler vom Leipziger Konservatorium und Martin Krause, kam 1896 als Lehrer an das Chicago Musical College. Ein feingebildeter Musiker und Pianist, hat er, da ein Uebel ihn an der Ausübung seiner Kunst als Exekutant verhindert, seinen Ehrgeiz darauf gesetzt, ein hervorragender Klavierlehrer zu werden und dies ist ihm in hohem Maße gelungen, wie seine Schüler beweisen. Seit einiger Zeit ist er Kritiker an der Illinois Staatszeitung, welchen Posten er mit Geist und großem Kredit für sich und die Zeitung versieht.

Ein anderer Deutscher, der durch seine vielseitige Tätigkeit, als Pianist, Lehrer, Dirigent von Gesangvereinen und Orchesterleiter, sich Namen und Einfluß erworben hat, ist der 1876 geborene Herr Karl Reckzeh. Sein Vater, Militärkapellmeister in Saarbrücken, gab ihm den ersten Unterricht. 1890 trat er der Stadtkapelle in Weimar bei, studierte von 93 an am Leipziger Konservatorium unter Reinecken nd Ruthardt; 96 mit Martin Krause. 1900 kam er als Lehrer ans Chicago Musical College. 1904 wurde er der allgemein beliebte Dirigent des Sennefelder Liederkranzes, wo seine Bemühungen, musikalisch wertvolle Leistungen zu bringen mit bestem Erfolge gekrönt waren. Außerdem ist er der Leiter von mehreren anderen Gesangvereinen; unter anderem vom „Hamilton Glee Club. Als Orchesterdirigent hat er durch die Leitung von Orchesterkonzerten und Opernaufführungen seine eminente Begabung bewiesen. Als Pianist ist er des öfteren in Chicago und auswärts mit Erfolg aufgetreten. Als Klavierlehrer zeichnet er sich durch sorgsame, allseitige Leitung seiner Schüler aus.

Ein anderer Lehrer desselben Institutes ist der langjährige Kritiker am Examiner, Moritz Rosenfeld. 1867 in Wien geboren. machte er sein Studium unter Dr. Ziegfeld und Aug. Hyllested und seit 83 ist er nu an der Schule angestellt, wo er seine Bildung erhielt. Außer seinen Kritiken für den Examiner, besorgt er auch die Berichte für „Musical America." Er ist als Pianist öfters aufgetreten und die Zahl der Schüler, die unter ihm ihre Studien machten, ist eine sehr große.

Zu verzeichnen ist hier auch der kürzlich verschiedene Herr Carl Koelling. Er war ein Hamburger, 1831 geboren, der Sohn eines bedeutenden Flötisten, von dem er auch den ersten Unterricht erhielt. Schon als 12jähriger Knabe machte er Konzertreisen, darauf studierte er wieder mit J. und A. Schmidt und mit E. Markssen, dem Lehrer Brahms. Er war 10 Jahre hindurch Militärkapellmeister; 67 gründete er in Hamburg den Tonkünstlerverein, 74 den Amicitia et Fidelia Verein, welche noch fortbestehen. 1878 ließ er sich als Klavierlehrer in Chicago nieder und erwarb sich als solcher und als Komponist einen bedeutenden Ruf. 83 Jahre alt starb er im Mai 1914.

Auch das erste ständige Streichquartett, das von Theo. Spiering ungefähr im Jahre 1893 gegründet wurde, bestand aus Deutschen. Erste Geige — Spiering (ein Deutsch-Amerikaner von St. Louis), zweite Geige — Röhrborn, Bratsche — Adolf Weidig — später W. Diestel und Cello — Hermann Diestel. In den 12 Jahren seines Bestehens hat das Quartett diese, die höchste aller Kunstformen mit großer Aufopferung gepflegt und ungemein segensreich das Feld verbreitet.

Ein Organist, um den Deutschland uns, nach dem Ausspruch eines bedeutenden deutschen Kritikers, beneiden kann, ist Wilhelm Middelschulte. 1863 in Dortmund geboren, empfing er seine musikalische Ausbildung am Institut für Kirchenmusik in Berlin unter Haupt, Loeschhorn und Alsleben; später lernte er Komposition von B. Ziehn. In 91 kam er nach Chicago, wo er Organist an verschiedenen Kirchen war und auch noch jetzt ist; von 94 an ist er der Organist des Chicago Symphonic Orchesters. Als

Organist hat er die Technik eines Klaviervirtuosen und eine verblüffende Pedaltechnik. Dazu kommt noch ein feiner Sinn für Klangfarbe und ein riesiges Gedächtnis; fast die ganze Orgelliteratur hat er sowohl im Kopfe, als in den Händen und Füßen. Als Konzertorganist ist er sehr gesucht und in Deutschland noch mehr als wie hier. Als Komponist hat er von den hervorragendsten Kritikern höchstes Lob erhalten; B. Ziehn zögerte nicht, ihn mit Bach zu nennen und F. Busoni nannte ihn den Meister des Kontrapunktes.

Der gesuchtesten Kompositionslehrer einer, in Chicago, ist Adolf Weidig. In Hamburg 1867 geboren, studierte er dort Violine mit Barherr und Theorie mit C. P. Gardener; später ging er zu Dr. Hugo Reimann, wurde 84 Mitglied des Philharmonischen Orchesters und erhielt 88, unter vielen Mitbewerbern, den Mozartpreis, welcher ihn nötigte, unter Rheinberger Theorie und Geige unter Abel weiter zu studieren. Kam um 93 nach Chicago, wo er für mehrere Jahre im Thomas Orchester war und der Bratschist des Spieringschen Quartettes wurde. Dann trat er als Lehrer derKomposition und Geige in das von John Hattstaedt 1886 gegründete American Conservatory, wo er nicht am wenigsten dazu beigetragen hat, dasselbe zu dem blühenden Stande zu erheben, dessen es sich jetzt erfreut. Außer seiner Tätigkeit als Violinist, Lehrer und Orchesterdirigent, hat er fast alle Fächer der Komposition bearbeitet. Das Chicago Symphonie Orchester hat Symphonien und symphonische Dichtungen von ihm mit großem Erfolge gespielt; das Spieringsche Quartett brachte von seiner Kammermusik, die wegen ihres guten Stiles sehr gefiel und namhafte Sänger brachten seine Vokalkompositionen zu Gehör. Seine Orchesterkompositionen zeichnen sich durch große Kenntnis der Orchestral-Wirksamen und durch schöne Farbengebung aus.

Zu den erfolgreichsten Geigenlehrern Chicagos der Gegenwart muß jedenfalls Ludwig Becker gezählt werden. Kronberg bei Frankfurt a. M. war seine Geburtsstätte. Im 14. Jahre erhielt er durch Wettbewerb eine fünfjährige Freistelle am Hoch'schen Konservatorium; Hugo Heermann war dort sein Lehrer. Als 16jähriger Junge wurde er den ersten Geigen zu den Museums-Konzerten angereiht; später ward er Konzertmeister des Konzerthaus-Orchesters. Nach einer erfolgreichen Konzerttour durch Deutschland ward er zum Konzertmeister des Kroll'schen Theaters gewählt, kam aber schon 96 nach Chicago, um dem Thomas Orchester beizutreten. Mit diesem Orchester trat er oft und mit Erfolg als Solist auf, wurde dann Konzertmeister dieser Organisation, welchen Posten er aber bald niederlegte, um sich an der Columbia School ganz dem Lehrfache zu widmen, ohne jedoch seine solistische Tätigkeit ganz aufzugeben.

Ein feingebildeter Musiker, ein temperamentvoller Geiger und sorgsamer Lehrer ist der aus Graz gebürtige Hugo Kortschek. Er wurde von Sevcek ausgebildet, von Dvorak in der Komposition unterrichtet. Er war der zweite Geiger in Hugo Heermanns Quartett und kam mit diesem nach Amerika als Lehrer am Chicago Musical College und trat dem Orchester bei, 1901—03 machte er Konzertreisen inEuropa, wo seinSpiel von der Kritik sehr gelobt wurde; 1903 kam er wieder nach Chicago zurück.

Ein Mann, der in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die er in Chicago ist, sich durch seine Energie und Unternehmungsgeist einen großen Wirkungskreis geschaffen hat, ist W. Boeppler. Er siedelte in 94 in Milwaukee an und gründete dort den a capella chorus, der ausgezeichnetes geleistet hat. Erst 1905 verlegte er den Sitz seiner Tätigkeit nach Chicago. Er wurde damals zum Dirigenten des Germania Männerchors erwählt. In 1910 gründete er den Chicago Sing-Verein. Dieser Chor füllte eine Lücke im städtischen Musikleben aus. Unter Boepplers energischer Leitung ist er in kurzem zu einer Leistungsfähigkeit gelangt, die staunenswert ist. Dann ist er auch der Dirigent des Turnerchors.

Dabei führt er seine Leitung seiner Milwaukee Chöre fort und steht obendrein noch an der Spitze des Wisconsin Conservatory, einer blühenden Anstalt Milwaukee's. Das wird wohl genügen um seine Tatkraft zu zeichnen. Aber nicht blos tut er Vieles, sondern er leistet auch künstlerisch Vollendetes, vor allem stehen die Vorträge des Chicagoer Singvereins auf einer sehr hohen Kunststufe.

Von der Gründung des Chicago Symphonie Orchesters an, war Bruno Steindel der Cello-Soloist; ein verantwortlicher Posten, den er in den drei vorhergehenden Jahren im Berliner philharmonischen Orchester inne gehabt hatte. Er sah 1869 in Zwickau das Licht der Welt; sein Vater war sein erster Lehrer. Er ist ein Meister auf seinem Instrument; als Soloist kann er des Erfolges stets sicher sein; vielen Kammermusik-Vereinigungen hat er, mit seinem schönen Baß, eine feste Grundlage gegeben.

Da die überwiegende Mehrzahl des Orchesters stets aus Deutschen bestand, und noch ist, ist es außer Frage, alle Künstler, die demselben angehörten und auch außer diesem für Musik gewirkt haben, mit Namen anzuführen. Das Vorstehende genügt auch wohl, um einen ziemlich genauen Ueberblick über das Wirken der Deutschen in Chicago zu erhalten. Das ist sicher dadurch festgestellt, daß der Einfluß der Deutschen auf die Musik in Chicago, seit den vierziger Jahren ein gewaltiger war. Zuerst waren es die Männergesang-Vereine, um die sich das Musikleben zentralisierte, bis etwa zum Brand, dann kamen die Musikschulen und einzelne größere Künstler und seit der Gründung des Orchesters, war dieses der Mittelpunkt des musikalischen Strebens. Und obschon dies mit amerikanischem Gelde unterhalten wird, so waren doch die Dirigenten und die ausführenden Musiker in überwiegendem Maße Deutsche. Deutsche Musik war die feste Basis, auf welcher der ganze Fortschritt gebaut wurde, obschon der kosmopolitische Geist der Deutschen nie engherzig abwies, was irgend eine Nation Schönes hervorgebracht hatte. Auch unter den konzertierenden Künstlern war weitaus die größte Zahl deutsch, und von den in Chicago ansässigen Komponisten ist manches wertvolle Stück geliefert worden.

So können wir Deutsche gewiß stolz sein auf die Rolle, die wir in Chicago (und so war es übrigens auch im ganzen Lande) gespielt haben und wenn auch jetzt genug der Anzeichen einer nativistischen Engherzigkeit und Kleinkrämerei zu bemerken sind, so ist doch vorläufig keine große Gefahr, daß die Amerikaner eine chinesische Mauer um ihre eigene Musik erbauen werden. Diese Bestrebungen hängen zu oft mit dem Brodkorb zusammen und wenn amerikanischeKunst gesund und groß werden will, dann kann das nur in freiem Wettbewerb geschehen. Daß in unserem Adoptiv-Vaterland eine einheimische Kunst erscheinen werde, hoffen auch wir, es ist jedoch sicher, daß ohne das Wirken der Deutschen das Erscheinen derselben sich auf Jahrzehnte hinaus verzögert haben würde.

Anmerkung des Herausgebers. — Herr Adolf Brune, dessen vorstehende Skizze mit Vergnügen gelesen werden wird, unterließ es, sein eigenes Wirken zu beleuchten. Dieses Versäumnis sucht nun der Herausgeber nachzuholen.

Adolf Brune ist ein gebürtiger Hannoveraner und hat er seinen ersten musikalischen Unterricht und zwar in Klavier, Geige, Orgel und Harmonie von seinem Vater, der damals Hauptlehrer in der Volksschule gewesen ist, erhalten. In 1837 nahm er in Osnabrück bei Weilerewrist Klavierunterricht und bei dem Domorganisten Brennecke studierte er Orgel und Harmonie. Konzertmeister Wolters war sein Geigenlehrer und bei Henke nahm er Unterricht im Klarinett.

Im Jahre 1889 finden wir Brune in Peoria, Ill., wo er bis zum Jahre 1894 als Organist tätig war. Von dort kam Brune nach Chicago, vervollkommnete sich hier im Klavier bei Emil Liebling und erhielt von B. Ziehn die Anregung zum Komponieren. Seine erste Kompo-

sition, zwei Sätze aus einem Quartett in G Moll, brachte Th. Spiering mit großem Erfolge zur Aufführung.

Von den von Leuckert publizierten zwei Klavierballaden wurde die erste öfters mit Erfolg gespielt. Seit 1898 ist Brune am Chicago Musical College als Lehrer für Harmonie, Komposition, Orchestration und Klavier angestellt. Am 14. November 1911, wurde die symphonische Dichtung: „Das Lied des Singschwanes" unter der Direktion von R. Reckzeh aufgeführt und Fr. Stock brachte dieselbe in den Konzerten am 7. und 8. März 1913. Beide Male war der Erfolg ein großer. Letztes Frühjahr brachte das Kneisel-Quartett das Scherzo aus dem 4. Quartett in C-Moll, mit großem Erfolge zur Aufführung und zwar in Chicago, New York, Boston und Newark. Mehrere Lieder fanden ebenfalls ungeteilten Beifall. Eine Sonate für Geige und Klavier, die in Mainz im Verlage von Schott erschien, ist mehrfach in Chicago, wie auch in St. Louis und Aurora usw. gespielt worden. In der „Tribune" wurde gesagt „es sei die beste Geigensonate seit Strauß" und die anderen Zeitungen sprachen sich ähnlich aus. Ein Scherzo aus der 2. Symphonie wurde hier letzten Herbst mit nicht minder großem Erfolg gespielt.

Herr Brune hat drei Symphonien, vier Ouvertüren, zwei symphonische Dichtungen, eine symphonische Fantasie und Variationen für Orchester komponiert, so auch vier Streichquartette, ein Quintett, Quartett und Trio für Klavier und Streichmusik, ferner ein Oratorio, zwei Cantaten und Männerchöre mit Orchester. Ueberdies schrieb er zwei Klavierkonzerte, 60 Lieder, viele Chöre und manche Stücke für Klavier.

Herr Brune war auch zwei Jahre hindurch Musikkritiker an einer vornehmen Chicagoer anglo-amerikanischen Zeitung.



Aus der Geisteswerkstatt des Chicagoer Deutschtums.

Von Arthur Lorenz.

Da Zeitungs-, wie die Kriegsjahre doppelt zählen, müßte Chicago, wenn sein Alter nach dem seiner deutschen Presse gerechnet werden sollte sich mit starken Schritten dem hundertfünfzigjährigen Jubiläum nähern. Dem englisch-sprechenden Bevölkerungsteil der damals noch in den Windeln liegenden Weltstadt hatte Josef Calhoun aus New York schon 1833 im „Democrat" die Geistesfackel angezündet, und als mit dem Grundstücksboom für den Illinois-Kanal die Einwohnerzahl sprunghaft stieg, hatte Quincy A. Davis mit dem „American" einen weiteren geistigen Draht zum westöstlichen Divan geknüpft. Aber erst, nachdem mit diesem Zustrom waghalsiger und spekulativer Elemente auch deutsche Kolonisten an das Ufer des Michigan geschwemmt worden waren, erst nachdem Zunftgenossen des Hans Sachs und Figaro mit der Bürde des Handwerks, das damals nur zu oft des goldenen Bodens ermangelte, die Würde eines Stadtvaters verbunden hatten, konnte Chicago auch das Banner der deutschen Presse entfalten, das seitdem lustig im Winde der verschiedensten Zeit- und Parteiströmungen geweht hat.

Und Chicagos Deutschtum darf mit Stolz die Tatsache verzeichnen, daß seine Presse weit über die lokalen Grenzen hinaus den Volks- und Stammesgenossen im ganzen Lande zum leuchtenden Panier wurde. Ja, unsere deutschen Zeitungen haben es verstanden, sich auch außerhalb ihres durch das Sprachgebiet beschränkten Wirkungskreises Beachtung und Anerkennung zu erkämpfen, zeitweise sogar sich zum Führer des Amerikanertums aufzuwerfen, aus der in ihren Spalten ausgestreuten Saat ein blühendes und machtvolles Parteigebilde groß zu ziehen und periodenweise selbst der Washingtoner Politik Direktiven zu geben. Nirgendwo sonst im Lande war eine ähnliche Blüte. eine annähernde Machtstellung deutscher Blätter zu verzeichnen wie gerade in Chicago.

Die Anfänge deutschen Zeitungswesens in Chicago gehen auf das Jahr 1845 zurück, in dem der Buchdrucker Hoeffgen und der Schulmeister Hoffmann, der es später einmal zum Vizegouverneur von Illinois brachte, den „Chicago Volksfreund" aus der Taufe hoben. Viel ist aus jenen Anfängen geistigen Vorkämpfertums nicht zu berichten. Die Freundschaft, die der „Volksfreund" den Kreisen entgegenbrachte, in denen er seine Abonnenten suchen mußte, wurde von diesen nicht mit gleicher Wärme erwidert, und nach zweijährigem Lavieren kehrte Hoeffgen seiner Gründung den Rücken.

Aber er kam von den Geistern, die er gerufen, nicht mehr los. Schon 1848 warb er aufs Neue, und diesmal mit besserem Erfolge, um die Gunst des Publikums, indem er die zunächst wöchentlich erscheinende „Illinois Staatszeitung" ins Leben rief. Damals ahnte er selbst wohl nicht, daß dieses Blatt sich in weniger als einem Jahrzehnt zum einflußreichen politischen Organ des Staates, ja zeitweise sogar des ganzen Landes entwickeln würde. Die Vorbedingungen dazu wurden gegeben, als Hoeffgen im Sommer 1851 die Staatszeitung zu einem täglich erscheinenden Blatt umwandelte und ihr in Georg Schneider einen geistigen Führer von hervorragenden Qualitäten bestellte.

Es kam jener Periode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu statten, daß das vergebliche Aufbäumen der freiheitlichen Strömungen auf dem alten Kontinent gegen die Reaktion der neuen Welt eine Fülle von Intelligenzen geschenkt hatte, die nun mit ihrem Ideenreichtum, ihrer Ueberzeugungstreue und ihrem Bekennermut amerikanischen Boden befruchteten. Der Einfluß der deutschen Achtundvierziger auf die politische

und geistige Struktur der Vereinigten Staaten ist, soviel über ihn schon gehandelt wurde, noch nie in seinem vollen Umfange gewürdigt worden. Chicago darf sich rühmen, die fruchtbarsten und erfolgreichsten dieser geistigen Vorkämpfer beherbergt zu haben und einer ganzen Reihe von ihnen zur zweiten Heimat geworden zu sein.

Georg Schneider verdient unter diesen Elementen in allererster Stelle genannt zu wrden. Er, der Pfälzer Revolutionär, der im tollen Jahre '48 als der Heftigsten einer gegen die Regierung gewettert und in Pirmasenz das Volk gegen sie bewaffnet hatte, um sich dann vor dem drohenden Standgericht nur mit Mühe auf amerikanischen Boden retten zu können, war der Mann, der sich nicht von einer Bewegung tragen ließ, sondern der mit dem gewaltigen Flügelschlage einer freien Seele die Anfänge einer neuen Epoche heraufzubringen vermochte.

Auch in den Vereinigten Staaten hatte damals eine Sturm- und Drangperiode eingesetzt, anderen Zielen zustrebend und anderer Ideale voll als die deutsche vom Jahre 1848, aber doch ebenso wie jene vollgiltige sittliche, moralische und ethische Kräfte auslösend. Es war die gewaltige Zeit, in welcher der von tieferen moralischen Grundanschauungen und weitsichtigeren wirtschaftlichen Ausblikken beherrschte Norden gegen den sklavenhaltenden Süden Front machte; zunächst nur gegen dessen Bestrebungen, seinen Macht- und Einflußbereich zu erweitern, dann gegen seine Institutionen überhaupt.

In jener Zeit war die „Illinois Staatszeitung" kein blindes Anhängsel dieser oder jener Richtung, sondern ein Rufer im Streit. Neben Georg Schneider saßen Männer wie Georg Hillgärtner, Daniel Haertel, Eduard Schläger in ihrer Redaktion, und das Deutschtum Chicagos wie das des Staates folgte den Ratschlägen und Anweisungen, die von berufenen Führertalenten in den Spalten des Blattes niedergelegt wurden. Als Senator Douglas von Illinois sich zum Werkzeug der Sklavenhalterpartei machte und ihr über das Missouri-Kompromiß hinaus in Kansas und Nebraska neue Gebiete eröffnen wollte, flammte die deutsche Entrüstung und Empörung, von der Staatszeitung entzündet, mächtig auf. Die deutsche Presse und die deutsche Bevölkerung des Staates schlossen sich dem von Chicago gegebenen Vorbild an, und noch bevor die verhängnisvolle Bill im Senat durchdrang und die Unterschrift des Präsidenten erhielt, eilte Douglas persönlich nach Chicago, um die „Staatszeitung" für sich zu gewinnen. Natürlich war sein Bemühen erfolglos. In erregten Versammlungen wurde Douglas Bild verbrannt, und die Einwirkung der Presse auf die empfängliche Stimmung der Massen bereitete den Boden vor für die Gründung der republikanischen Partei, die zwei Jahre später unter maßgebendem Einfluß Georg Schneiders vor sich ging.

Schlugen sich die Deutschen unter Führung der „Staatszeitung" in der Sklavenfrage aus rein ideellen Gründen in die Schanze, so nahmen sie an der auf die neue Parteigründung abzielenden Bewegung unmittelbaren Anteil, weil diese endlich auch mit den fremden- und einwanderungsfeinlichen Knownothingtum abrechnen sollte. Aber obgleich das Blatt sich an dem Zustandekommen der Gründung einen hervorragenden Anteil beimessen konnte und sich später auch für die Wahl Lincolns nach Kräften ins Zeug gelegt hatte, kam es doch noch während des Bürgerkrieges zu scharfen Meinungsverschiedenheiten zwischen „Onkel Abe" und dem Blatte. Allerdings waren in dessen Redaktion in der Zwischenzeit erhebliche Veränderungen vor sich gegangen. Seit 1859 wirkte Lorenz Brentano an der Staatszeitung, der einstige badische Abgeordnete und Diktator der großherzoglichen Republik, den man daheim in contumaciam zum Tode verurteilt und der dann den Sprung nach Amerika unternommen hatte. als die Schweiz, auf deren Boden er sich geflüchtet hatte, ihm das Gastrecht verweigerte. In dem pennsylvanischen

Pottsville hatte er den „Leuchtturm“ gegründet und war in ihm heftig gegen Sklaverei und Sklavenhalter zu Felde gezogen. Dann hatte er in Michigan die eigene Scholle bestellt, bis schließlich die Staatszeitung ihn als ersten Redakteur nach Chicago holte.

Anfang der sechziger Jahre schied Hoeffgen aus dem inzwischen zu stolzer Höhe emporgeblühten Unternehmen aus, seinen Anteil Brentano überlassend, der nunmehr mit Schneider Eigentümer der Zeitung war. Indem Brentano wiederum die Hälfte seines Anteils dem damaligen Sheriff von Cook County, A. C. Hesing, abtrat, sicherte er dem Blatt nicht nur einen Mitarbeiter von außergewöhnlichen geschäftlichen Fähigkeiten, sondern auch einen überzeugten und unentwegten Vertreter der wahren republikanischen Ideen, der stets mit allem Nachdruck für die unverkürzten Rechte der persönlichen Freiheit eintrat und seinen Ueberzeugungen mit Hilfe der Staatszeitung zum Siege verhalf. Unvergeßlich wird es dem Deutschtum Chicagos bleiben müssen, daß während der Jahre, in denen Brentano in der Staatszeitung die Feder führte, der erste erfolgreiche Anlauf zur Einführung deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen unternommen wurde.

Die abfällige Kritik der Staatszeitung an verschiedenen administrativen Maßnahmen des Präsidenten hatte zur Folge, daß Georg Schneider, der inzwischen als Vertrauensmann Lincolns nach den skandinavischen Ländern gegangen war, aber auf den Wunsch Washingtons nach Chicago zurückkehrte, um seinen Einfluß auf die Staatszeitung geltend zu machen, seine Verbindung mit dem Blatte aufgab. Er hatte Lorenz Brentano zu einer Aenderung seiner Stellungnahme nicht bewegen können und verkaufte ihm daher auch seinen geschäftlichen Anteil an der Staatszeitung, die nunmehr zu zwei Dritteln Eigentum Brentanos, zum anderen Drittel das Caspar Hesings war. Ein Konkurrenzunternehmen, das Schneider ins Leben rief, spielte im deutschen Zeitungswesen Chicagos keine Rolle und hatte sich nur eines vorübergehenden Daseins zu erfreuen, da es gegen die Staatszeitung nicht aufzukommen vermochte.

Der bedeutungsvollsten Epoche ihres Daseins aber ging die Staatszeitung entgegen, als wenige Jahre nach dem Bürgerkriege auch Brentano sich von ihr zurückzog und Hesing zum Alleineigentümer des Blattes wurde. Damit setzte die Glanzzeit der Illinois Staatszeitung ein, eine Periode der Blüte, des journalistischen und politischen Ansehens, die erst in allerjüngster Zeit eine Wiederholung gefunden hat. Denn Hesing berief den Redakteur der New Yorker Abendzeitung, Hermann Raster, nach Chicago, dessen glänzende journalistische Gaben die Staatszeitung zum meist beachteten Organ des Landes machten. Eine Geschichte der Chicagoer Presse — der deutschen wie der englischen — ohne Hermann Raster ist nicht denkbar.

Auch Raster war Achtundvierziger. Als Landtagssekretär in Dessau hatte er der freiheitlichen Bewegung seine Unterstützung geliehen, was ihn nach Niederschlagung der Revolution vor die Schranken des Gerichtes brachte. Das Verfahren gegen ihn wurde unter der Bedingung niedergeschlagen, daß er nach Amerika auswandere, und so finden wir denn Raster 1851 nach kurzen Gastrollen als Landwirt und Handwerker beim „Buffalo Demokrat“, von wo er 1852 an die New Yorker Abendzeitung übersiedelte. Fünfzehn Jahre lang hielt er die Verbindung mit diesemBlatte aufrecht, bis er 1867 dem Rufe Hesings nach Chicago folgte. Sein journalistischer Ruf erfüllte damals bereits den ganzen Kontinent, und auch in der alten Heimat genoß Raster als Korrespondent der Berliner „National Zeitung“, der Augsburger Allgemeinen und der „Weserzeitung“ das höchste Ansehen. Er war ein überzeugter Vorkämpfer der republikanischen Partei, deren Prinzipien er gemeinsam mit Hesing weiteste Verbreitung zu sichern suchte.

Es wird in diesen Tagen der Abwehr gegen die Prohibitionsheuchler beson-

ders interessieren, daß Hesing und die von Raster geleitete Staatszeitung es waren, die im Jahre 1873 den ersten Ansturm der Chicagoer Mucker auf die Sonntagsfreiheit zurückschlugen. Die noch heute bestehende Hesingordinanz, die die Sonntagsfreiheit für alle Zeiten unangetastet wissen will, zeugt für den Erfolg, mit dem der Kampf damals geführt wurde. Auch das erste Achtstundengesetz hat Illinois dem Eintreten der Staatszeitung zu verdanken, die sich überall hervortat, wo es galt, Eingriffe in die persönliche Freiheit zurückzuweisen oder soziale Verbesserungen durchzusetzen. Den wenigen aus jener Zeit noch lebenden Chicagoer Deutschen wird auch die mannhafte, kernige Art unvergeßlich sein, die die Staatszeitung während des 70er Krieges bekundete und durch die sie einer gerade wie heute vor Deutschenhaß sich wie unsinnig geberdenden anglo-amerikanischen Presse gründlich den Mund stopfte.

Anfang der siebziger Jahre trat noch ein anderer weit bekannter Kämpe in die Redaktion der „Illinois Staatszeitung" ein: Wilhelm Rapp, der einstige Tübinger Theologe, nachmalige demokratische Redner auf der Reutlinger Volksversammlung und schließliche Staatsgefangene auf dem Hohenasperg. Die Ludwigsburger Geschworenen hatten ihn nach seiner glänzenden Verteidigungsrede im Herbst 1851 freigesprochen, aber das Deutschland der Reaktion war ihm zu eng geworden, und so wurde auch für ihn Amerika das Reiseziel. Die neue Welt brachte ihm wie jedem anderen Freuden und Enttäuschungen. Philadelphia, Cleveland, Cincinnati, Baltimore und Chicago hießen die Stationen, die er flüchtig durcheilte, ehe er sich, zweimal von Chicago nach Baltimore zurückgekehrt, endgiltig am Michigan niederließ.

Von allen diesen Trägern geistiger Kultur, diesen unermüdlichen Vorkämpfern weilt keiner mehr unter den Lebenden. Anton Caspar Hesing war 1895 dem bereits vier Jahre zuvor ins Grab gesunkenen Hermann Raster gefolgt, und auch Wilhelm Rapp deckt nun schon seit Jahren der kühle Rasen. Die Staatszeitung aber hat die Männer, von denen sie einst zu stolzer Höhe getragen wurde, überdauert. Nach dem langsamen Abstieg, den sie während der letzten Lebensjahre Hesings infolge veränderter Verhältnisse und vermehrten Wettbewerbs zurücklegen mußte, strebt sie jetzt lustig und unaufhaltsam wieder zur Höhe und hatte heute wieder wie vor einigen vierzig Jahren die Genugtuung, beim Ausbruch des großen europäischen Krieges die deutsch-feindliche und gehässige Stellungnahme der anglo-amerikanischen Presse zurecht rücken zu können.

Mancherlei Wandlungen hat sie durchgemacht, ehe ihr diese neue feste Basis beschieden war. Der finanziellen Krisis, in die sie nach dem Hinscheiden Anton Caspar Hesings und seines Sohnes Washington geraten war, folgte ihre Verbindung mit der von Richard Michaelis herausgegebenen „Freien Presse". Michaelis, vordem an der als Organ der freikonservativen Partei in höchstem Ansehen stehenden Berliner „Post" tätig gewesen, hatte im Sommer 1871 die Chicagoer deutsche Presse um ein Wochenblatt bereichert, eben die „Freie Presse", die aber nach kaum halbjährigem Bestehen zur Tageszeitung umgewandelt wurde und schließlich sogar zweimal täglich herausgegeben wurde. Unermüdlich tätig, hatte Michaelis sein Unternehmen auf eine sichere Grundlage zu stellen gewußt, wenngleich Rückschläge und die Wechselfälle des Erfolges auch ihm nicht erspart blieben. Die glänzenden journalistischen Fähigkeiten ihres Herausgebers, von denen uns in der Broschüre „Looking forward" ein lebendiger Beweis überkommen ist, machten die Freie Presse zu einem angesehenen und verbreiteten Blatt. Bei der Verschmelzung mit der morgens erscheinenden Staatszeitung ging die Morgenausgabe der Presse ein, während ihr Name als Abendausgabe der Illinois Staatszeitung erhalten blieb. Nach Richard Michaelis und seinem Sohne Walter, welche schnell nach einander starben,

wurde Horace L. Brand, ein Sohn des um die Chicagoer Brauindustrie verdienten Michael Brand, alleiniger Eigentümer und Herausgeber der Blätter.

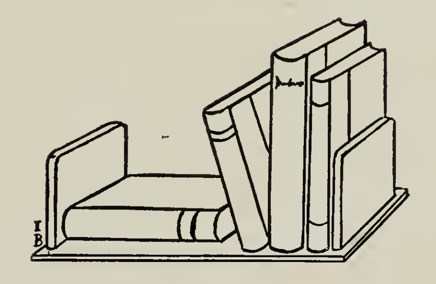
Einen weiteren Zuwachs erfuhr die Chicagoer deutsche Presse im 1888 durch die Gründung der „Abendpost", die sich, abseits der Parteipolitik wandelnd und auf das kleine Bürgertum angelegt, zu einem sehr verbreiteten Nachmittagsblatt entwickelt hat. Die Väter der Zeitung waren der Cleveländer Verleger Wilhelm Kaufmann,dessen Werk über den Anteil der Deutschen am Bürgerkriege leider noch viel zu wenig gewürdigt wird, so sehr die mit einem Bienenfleiß erfolgte Zusammenstellung es verdient, gelesen zu werden, und der ebenfalls aus Cleveland gekommene Journalist Fritz Glogauer. Der schon erwähnteAusschluß der Parteipolitik, der später allerdings zugunsten konservativ-demokratischer Prinzipien gemildert wurde, stempelte die Abendpost von vornherein zu einem Volksblatt und legte ihr auch die Anwartschaft auf entsprechende geschäftliche Erfolge in die Wiege. Doch muß hervorgehoben werden, daß zu den Erfolgen des Blattes vor allem die journalistischen Vorzüge ihres Herausgebers Glogauer beitrugen, der zu allen Tagesfragen in äußerst lebendiger Weise Stellung zu nehmen verstand. Erst in diesem Jahre hat Fritz Glogauer der Stätte seines fünfundzwanzigjährigen Wirkens den Rücken gekehrt, um den Lebensabend in der alten Heimat zu verbringen. Verlag und Redaktion sind auf Paul F. Müller übergegangen, der dem Blatte auch schon seit mehr als zwanzig Jahren angehört.

Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die mit der Arbeiterbewegung verbundenen deutschen Organe zu werfen, die nunmehr ebenfalls bereits das vierte Jahrzehnt ihres Bestehens hinter sich haben. Schon frühzeitig hatte die deutsch-sozialistische Bewegung Chicagos sich in dem wöchentlich erscheinenden „Vorboten" ein Mundstück geschaffen, dem später der in Milwaukee herausgegebene „Sozialist" zur Seite trat. Es ist heute nur noch eine interessante Reminiszenz, daß in dem letztgenannten Blatte einst auch Harry Rubens die Feder führte. Nach dem Eingehen des Milwaukeer Blattes wurde dann die Chicagoer Arbeiterzeitung ins Leben gerufen, die seit 1877 in einer täglichen und einer Sonntagsausgabe erscheint. In der Lokalgeschichte Chicagos wird die deutsche Arbeiterbewegung und die deutsch-sozialistische Presse ein stets unverwischbares Kapitel bilden, da die blutige Heumarkttragödie vom Jahre 1886 damit verknüpft ist. August Spieß, der Leiter der Arbeiterzeitung, und sein Mitredakteur Schwab wurden damals zum Tode verurteilt, und Spieß mußte den Gang aufs Schaffott auch wirklich antreten, während Schwab zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt und 1893 von Gouverneur Altgeld auf freien Fuß gesetzt wurde. Die frühere Bedeutung der Arbeiterzeitung und ihres Sonntagsblattes, der Fackel, ist heute fast ganz geschwunden.

Nicht mit Stillschweigen soll der in Chicago unternommene Versuch übergangen werden, dem amerikanischn Deutschtum eine Zeitschrift zu schenken, die sich vor allem an die gebildetenKreise wenden und den nur noch in losem Zusammenhang mit der alten Heimat Lebenden die reichen Schätze ihrer geistigen Schatzkammer zugänglich machen sollte. Hummel fand mit seiner „Glocke" viel begeisterte Zustimmung, auch einen kleinen Kreis warmer Anhänger, ein geschäftlicher Erfolg aber war ihm nicht beschieden. Die Gleichgiltigkeit weiterer Kreise, die nun einmal aus dem Durchschnitt nicht aufzureißen sind, grub seinem hoffnungsvollen und für die deutsch-amerikanische Geisteskultur hoch verdienstlichen Unternehmen ein frühes Grab. Mit derErwähnung des „Wochenblatt" und des „Beobachters" ist dieAufzählung der nicht zurFachpresse gehörenden deutschen Organe Chicagos abzuschließen.

Wenn das Chicagoer Deutschtum Jahrzehnt umJahrzehnt an sich vorübergehen lassen konnte, ohne an seinem Volkstum und seiner germanischen Kul-

tur Einbuße zu erleiden, wenn es im Gegenteil auf seine Umgebung befruchtend und erzieherisch wirkte und die unerschöpflichen, wie unvergänglichen Schätze deutscher Kultur einem aufnahmefähigen Boden vermittelte, so gebührt das Verdienst dafür in allererster Linie der deutschen Presse. Sie bietet auch die Gewähr dafür, daß auf Menschengedenken hinaus deutsches Wort und deutsche Tat vom Ufer des Michigan nicht verschwinden werden.



Ueber das deutsche Theater.

Von Michael Singer.

In der „Vorrede" zu den „Dramaturgischen Blättern" schrieb Ludwig Börne: „Ich war bald dahinter gekommen, daß die Deutschen kein Theater haben, und einen Tag später, daß sie keines haben können. Das erstere war mir gleichgültig, — man kann ein sehr edles, ein sehr glückliches Volk sein, ohne gutes Schauspiel, — aber das andere betrübte mich. Dieser Schmerz gab meinen Beurteilungen eine Leidenschaftlichkeit, die man mir zum Vorwurfe gemacht, weil man sie mißverstanden. „Sie sind zu scharf," sagten mir oft Freunde, weil sie dachten, ich hätte es auf einen Dichter, auf einen Schauspieler abgesehen. Großer Gott! wäre der Dichter oder der Schauspieler mein Sohn gewesen, ich hätte ganz so von ihm gesprochen, wie von dem Fremden, so wenig dachte ich daran, einem wehe zu tun."

Wie es Börne vor nahezu hundert Jahren in Deutschland erging, erging es mir in der kleinen deutschen Welt von Chicago. Als ich die hiesigen deutschen Verhältnisse kennen lernte, schmerzte mich weniger der Umstand, daß das Chicagoer Deutschtum kein gutes deutsches Schauspielhaus hat, als die Erkenntnis, daß es aus inneren Gründen keines haben kann. Und weil dem so war, zwang mich das bestehende Schlechte und die Aussichtslosigkeit, Besseres zu erlangen, zu einer scharfen Sprache, deren Mißdeutung mich nur darin bestärkte, daß man kein gutes Schauspielhaus haben kann, weil man ein solches nicht haben will. Man hat sich von dem deutschen Geiste zu weit entfernt, um das deutsche Theater als eine geistige Lebensnotwendigkeit zu betrachten und man wollte es doch nicht ganz fallen lassen, denn man möchte zum mindesten den Schein wahren. Und weil der Kultus der deutschen Kunst nicht durch innere Notwendigkeiten zur Welt gebracht werden konnte, gab es keine deutsche Kunst in Chicago, wenn man auch mit Ach und Krach ein Theater zu erhalten bestrebt war.

Mütter, die sich um ihre Kinder nicht kümmern, auf deren sittliche und geistige Entwicklung nicht den geringsten Einfluß nehmen, geraten in der Regel außer Rand und Band, wenn jemand es wagt, auf die Unarten solcher Kinder hinzuweisen. Es regt sie nicht an, den Kindern in der Zukunft größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, sie sind blos entrüstet, weil jemand es wagt, Kritik zu üben.

Genau so machen es die führenden Deutschen, wenn jemand den Mut findet, auf den Mangel wahrer, tiefgehender deutscher Bestrebungen hinzuweisen. Die Kritik empört sie, ohne sie zur Tat aufzurütteln. Dies gilt besonders bezüglich des deutschen Theaters, das sie, wie die europäischen Mächte die Türkei, künstlich erhalten, aber zu ewiger Schwäche verurteilen.

Selbst auf die Gefahr hin die gesamte deutsche Prominenz gegen mich heraufzubeschwören, kann und soll die Wahrheit nicht unterdrückt werden, daß, einige achtunggebietende Persönlichkeiten ausgenommen, gerade jene Prominenten für den geistigen Verfall des Deutschtums in Amerika und besonders für den Verfall des deutschen Theaterwesens verantwortlich sind.

Auf meine Vorwürfe, daß man die deutsche Kunst unmöglich verrecken lassen darf, meinte man im Biedermaiertone, daß man ja gerne zur Erhaltung des deutschen Theaters beitrage, es aber unmöglich besuchen kann, weil es nichts bietet.

Diese Ausrede zieht nicht, weil gerade das Umgekehrte gilt. Das deutsche Theater bietet nichts, weil es nicht besucht wird. Die Teilnahmslosigkeit der Prominenten steckt auch die breiteren Massen an und mit dem Ausfall der Einnahmen kann nicht nur äußerlich nichts geboten werden, man raubt selbst

dem besten Künstler die Begeisterung und den Wunsch, Gutes zu schaffen.

Wenn erst die Prominenz des Deutschtums dem deutschen Theater ein freundliches Gesicht zuwenden und mit einem häufigen Besuche auch auf die breiteren Schichten anregend einwirken wird, wenn das deutsche Theater sich zu einem allgemeinen Bedürfnisse gestaltet haben wird, werden Direktoren notgedrungen Besseres bieten und Schauspieler ihr bestes Können einsetzen. Die Nachfrage regelt nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete, sondern auch auf dem Gebiete der Kunst das Angebot. Und weil bislang die Nachfrage nach deutscher Kunst eine rechte spärliche gewesen ist, konnte Gutes unmöglich geboten, unmöglich erwartet werden.

In einigen Wenigen regte sich hier in Chicago allerdings schon in den frühesten Zeiten der Wunsch nach deutschen Theatervorstellungen. Schon zu Beginn der fünfziger Jahre hatte der „Deutsche Männergesangverein" sich die verdienstliche Aufgabe gesetzt, deutsche Theatervorstellungen zu veranstalten. Die Mühe war entschieden größer, als der Erfolg. Der Stein war aber ins Rollen gebracht und man glaubte umsomehr, daß er auch rollen würde, weil mit der später erfolgtenEröffnung des Deutschen Hauses dem Deutschtum und somit auch der deutschen Muse ein Heim gegeben wurde.

Bald setzte es jedoch Zwistigkeiten ab, unter welchen die ohnedies schwächliche deutsche Muse ihren noch schwächlicheren Geist aufgab.

Im Jahre 1859 fanden die Herren Dietrich und Bruns den Mut, sich dem deutschen Theaterwesen zu widmen, doch hatte dieser Mut schon deshalb die entsprechende Belohnung nicht gefunden, weil bereits im darauffolgenden Jahre die politischen Vorgänge alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nahmen und man daher eine willkommene Ausrede fand, der deutschen Kunst den Rücken zuzuwenden.

Allerdings wurden auch während des Bürgerkrieges Anstrengungen um die Erhaltung einer deutschen Bühne gemacht und die Herren Röpenack, Bonnet, Robinet versuchten ihr Glück als Direktoren in dem Deutschen Haus, fanden jedoch wenig Gegenliebe. Dem großen Feuer fiel auch das Deutsche Haus zum Opfer und so ist denn mit der Bühne auch die deutsche Kunst zu Asche geworden.

Nach dem Wiederaufbau der Stadt, versuchte man auch die deutsche Kunst aus den Trümmern hervorzuholen. Herr Louis Kindt stellte sich den Chicagoern als Theaterdirektor vor. Der Schauplatz seiner Tätigkeit war die Vorwärts Turnhalle, wo er, kann sein, weil man noch unter den Nachwirkungen des deutschen Sieges über Frankreich stand, gutbesuchte Vorstellungen veranstaltete. Die Begeisterung hielt aber nicht lange an, denn sein Nachfolger Direktor Wurster, hatte, wenn er auch drei Jahre hindurch im Felde blieb, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich schließlich, als er sich von der Halle der Chicago Turngemeinde nach dem New Chicago Theater wagte, als unüberwindlich erwiesen. Er legte den Direktorenstab nieder und an seine Stelle trat der an Begeisterung und Idealismus überreiche Emil Höchster, in welchem die deutschen Ideale zu Beginn dieses Jahres einen ebenso mutigen wie fähigen Vorkämpfer verloren haben.

Emil Höchster, welcher nur an Sonntagen „theaterte", erzielte wirklich nennenswerte Erfolge, die ihn dazu veranlaßten, europäische Bühnengrößen für Gastspiele in Chicago zu gewinnen.

Im Jahre 1882 verbanden sich die Herren Wurster, Georg Isenstein und Julius Collmer zur gemeinsamen Führung des deutschen Theaters in Chicago, St. Louis und Milwaukee, doch war diesem Triumvirat weder ein langes, noch ein schönes Leben beschieden. Isenstein und Selig hieß die nächste Theaterfirma, der aber ebenfalls ein Leben stetiger Kämpfe beschieden war. Schon im Jahre 1887 wurde eine neue Gesellschaft gegründet, ein vierblättriges Kleeblatt, unter dem Namen Selig, Richard, Welb

und Wachsner. Diese Herren hatten inzwischen das Staattheater in Milwaukee übernommen und beglückten Chicagos große deutsche Bevölkerung nur mit Gastspielen. Diese Gastspiele bildeten die geistige Kost des Chicagoer Deutschtums bis zum Herbste des Jahres 1911.

Zur benannten Zeit schien Chicagos Theaterhimmel wieder eine blaue Farbe annehmen zu wollen. Herr Max Hanisch hatte den Mut, tägliche Vorstellungen zu veranstalten, aber er konnte sich zwei Saisons hindurch trotz ausgiebiger finanzieller Hilfe nur schwer halten. Im Mai 1913 ging sein Regime zu Ende und die nicht honorierten Schauspieler konnten Chicago erst verlassen, nachdem der Theaterverein die Reisespesen auftrieb und eine in der Nordseite Turnhalle abgehaltene Theater-Vorstellung einige Dollars abgeworfen hatte.

Das Hanisch'sche Regime war auch in künstlerischer Hinsicht ein Fehlschlag, doch wäre auch damals zweifellos Besseres geleistet worden, wenn der Theaterdirektor ein Theaterpublikum gehabt hätte.

Nach Zusammenbruch des Hanisch-Theaters im Jahre 1913 schien für das deutsche Theaterwesen in Cihcago eine neue Aera aufdämmern zu wollen. Zwei ziemlich beliebte Mitglieder der Gesellschaft, die Herren Jose Danner und Ulrich Haupt, wollten sich vor dem verfahrenen Thespiskarren spannen, augenscheinlich mit der ehrlichen Absicht, ihn in das richtige Geleise zu bringen. Man brachte dem bühnenerfahrenen, ernsten Danner und dem schwungvollen, draufgängerischen Haupt ehrliche Sympathien und vieles Vertrauen entgegen. Zur Unterstützung der Direktoren wurde unter dem Vorsitze Charles Christmanns der aus folgenden Herren bestehende Verwaltungsrat gebildet: Fritz Harder, Eugen Niederegger, Horace L. Brand, David M. Pfälzer, T. C. Gleich, Sam. Wolff, Gustav Berkes, Geo. A. Schmid, Ernst Kußwurm, Julius Loeser und Charles Horn.

Diese Herren, allen voran Herr Chas. Christmann, haben dem Theater ihre Zeit und auch ihr Geld in reichem Maße zugewendet und anfangs schien es auch wirklich, als wäre den Chicagoern endlich ein besseres deutsches Kunstinstitut erstanden.

Das Künstlerpersonal war, wenn auch nicht erstklassig, so doch immerhin gut und es hätte unter einer weniger erratischen Leitung zweifellos Gutes geleistet.

Die Eröffnungsvorstellung fand vor einem bis auf den letzten Platz besetzten Hause statt und selbst die „Prominenz" gewöhnte sich daran, das deutsche Theater zu besuchen. Und als die Hofschauspielerin Agathe Barsescu ihr Gastspiel mit „Die Braut von Messina" eröffnete, erwies sich das Haus als viel zu klein und das Publikum zeigte sich für den Kunstgenuß besonders dankbar. Auch als der berühmte deutsche Schriftsteller Ludwig Fulda einen Vortrag hielt und Frau Barsescu darauf in seiner „Sklavin" die Titelrolle spielte, gab es wieder ein vollbesetztes Haus und eine wahrhaftig weihevolle Stimmung.

Der Erfolg und die Direktorenwürde schienen aber Herrn Haupt in den Kopf gestiegen zu sein und sein Sozius Herr Danner schien der Willkür gegenüber machtlos zu sein. Herr Haupt machte die derbsten Besetzungsfehler, schob zum Nachteile der anderen Künstler immer den Schauspieler Haupt in den Vordergrund und als er schließlich den unverzeihlichen Fehler beging, sein Stück, „Tanatos, der Gott des Todes", ein sinnloses Machwerk der allerschlimmsten Sorte zur Aufführung zu bringen, ging es mit dem Theater rasch bergab. Vergeblich wurden dann wieder einige wirkliche mustergiltige Vorstellungen gegeben, das Publikum konnte nicht mehr zurückgewonnen werden, umsoweniger, da auch die Schauspieler sich über eine unerträgliche Zarenwirtschaft beklagten.

Die unter solch überaus versprechenden Auspizien begonnene Saison drohte ein jähes Ende zu nehmen. Die Verwaltungsräte und einige warme Theaterfreunde sprangen wieder ein und so konnte dann die Saison zu Ende geführt werden. Aber nach Saisonschluß kam es wieder zu unangenehmen Aus-

einandersetzungen. Herr Haupt erhob gegen denselben Verwaltungsrat, welcher für die Erhaltung des Theaters beachtenswerte Opfer gebracht hat, Anschuldigungen, worauf der Verwaltungsrat sich veranlaßt sah, vor der Oeffentlichkeit abzurechnen und auf die bedeutenden finanziellen Opfer hinzuweisen, welche er dem Theater gebracht hat.

Während der vorigen Saison wurde auch eine Novität eines lokalen Amateurschriftstellers aufgeführt. Herr Jacob S. Kurtz hatte ein recht brauchbares Schauspiel aus der älteren Indianerzeit geschrieben, das von dem Publikum freundlich aufgenommen wurde.

Die vorige Saison war alles in Allem nicht ohne Lichtpunkte. Es gab mitunter tadellose Vorstellungen und so oft die Künstler auf den richtigen Platz gestellt wurden, füllten sie den Platz aus. Und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Saison mit künstlerischem und finanziellem Erfolg geendet hätte, wenn Herr Haupt verstanden hätte, Maß zu halten und seine Eigenliebe zu bändigen.

Immerhin muß zugestanden werden, daß das Haupt-Dannersche Regime gegen die frühere Hanisch-Direktion einen entschiedenen künstlerischen Fortschritt bedeutete. Dennoch ward es nach Schluß der Saison den Freunden deutscherKunst klar, daß das Theaterwesen in andere Bahnen gelenkt werden muß, soll dem Chicagoer Deutschtum ein deutsches Theater erhalten bleiben und dem Theater ein Publikum gewonnen werden.

Während die Sonnenglut das Straßenpflaster zu schmelzen drohte und die Mehrheit der Bewohner unserer Weltstadt in der Sommerfrische oder am Seeufer Kühlung suchte, berieten einige begeisterte Männer, denen sich später auch einige begeisterte Damen zugesellten, in dem Hinterzimmer der Nordseite Turnhalle darüber, wie das deutsche Theater erhalten und von den traurigen Erfahrungen der Vergangenheit verschont werden könnte.

Es wurde unter Vorsitz von John Kölling der „Verein deutscher Theaterfreunde" gegründet und gleichzeitig beschlossen, in der Zukunft keinerlei Theaterdirektoren als Unternehmer heranzulassen. Der Verein wird von Jahr zu Jahr einen artistischen Leiter wählen, die Geschäfte des Theaters jedoch selbst verwalten oder durch einen bezahlten Geschäftsführer verwalten lassen.

Die Wahl fiel für die nächste Saison auf Herrn Jose Danner, dessen besonnener Ernst und dessen langjährige Bühnenerfahrungen dem Verein die Sicherheit zu geben scheinen dafür, daß die Vorstellungen künstlerisch abgerundet sein werden.

Herr Wilhelm Arens wurdeGeschäftsführer und man bestrebte sich nun in Ruhe und Vorsicht, die Zukunft des deutschen Theaters sicherzustellen. Herr Arens entfaltete einen Plan, wonach für den Verein Mitglieder geworben werden sollen, die gegen einen Jahresbeitrag von einem Dollar Eintrittskarten zu einem entsprechenden Rabatt erhalten. Der Plan arbeitete recht hübsch; es wurden mehrere Massenversammlungen abgehalten, zu welchen die Vereine Delegaten entsandten und die Bewegung zog immer weitere Kreise.

Inzwischen kehrten Herr und Frau Max Hanisch aus San Francisco, wo sie mit einer Operettengesellschaft Schiffbruch erlitten hatten, nach Chicago zurück, augenscheinlich in der Hoffnung, trotz der Mißerfolge in der Vergangenheit hier wieder festen Fuß fassen zu können. Frau Hanisch erhielt von dem Verein deutscher Theaterfreunde denn auch wirklich einen Engagementsantrag, den die Dame jedoch mit dem Bemerken refüsierte, daß sie, ihr Gatte und ein dritter Herr, der inzwischen gezwungen wurde, früheren Vertragsverpflichtungen in Cincinnati nachzukommen, Mitdirektoren sein wollen zu einer Monatsgage von je $250. Der Verein deutscher Theaterfreunde konnte hierauf sowohl aus künstlerischen, wie aus wirtschaftlichen Gründen nicht eingehen, worauf Herr und Frau Hanisch sich dafür entschieden, eine Theatergesellschaft zu gründen. Es gelang ihnen denn auch, den Bush Tempel zu pachten, worauf sich

ihnen Herr Ulrich Haupt als Mitdirektor anschloß.

Diese Schönfeld-Hanisch-Haupt-Gesellschaft hat denn auch schon zu Beginn des Monats September zugunsten des Hilfsfonds für die im Kriege Verwundeten und durch den Krieg Notleidenden einige Vorstellungen veranstaltet, die aber ohne künstlerischen Wert waren. Die Gesellschaft verspricht außer Schauspielen, Lustspielen und Operetten, auch Spielopern zu geben und findet die Eröffnungsvorstellung, während dieses Buch zur Presse geht, statt.

Die Direktion hat, während diese Zeilen geschrieben wurden, die Liste ihres „Künstler"-Personals veröffentlicht, und die Namen geben zur Befürchtung Anlaß, daß im Busch Tempel-Theater allenfalls Theatervorstellungen in deutscher Sprache stattfinden werden, die deutsche Kunst jedoch die entsprechende Pflege kaum finden wird. Es sollte mich schon im Interesse der deutschen Kunst aufrichtig freuen, wenn meine Befürchtungen sich als grundlos erweisen werden.

Inzwischen arbeitete derVerwaltungsrat des Vereins der Theaterfreunde zielbewußt an dem Plane, dem Deutschtum ein wahres Kunstinstitut zu schaffen. Es wurde für die Dauer von zwei Jahren ein modernes Kunstinstitut, das an der Van Burenstraße und Wabash Avenue gelegene Comedytheater gepachtet und Direktor Jose Danner hat dem Theater ein erstklassiges Künstlerensemble gesichert.

Wie in jeder deutschen Bewegung hat Herr Horace L. Brand auch mitbezug auf das Germania Theater — dies der Name des neuen deutschen Kunstinstitutes, — eine besonders anerkennenswerte Opferfreudigkeit bekundet und mit seinem Beispiele auch andere zu edlem Tun angeeifert.

Der Verwaltungsrat, welchen der Verein der deutschen Theaterfreunde mit der Leitung der Theatergeschäfte und mit der Sorge um das Theater betraut hat, besteht aus folgenden Damen und Herren: — Horace L. Brand, Paul F. Müller, John Koelling, Charles Heckl, Jacob S. Kurtz, S. Crohn, Richard Heide, Leopold Saltiel, Fridolin Pabst, Bernhard Wahlstedt, Paul Lehnhardt, Henry W. Huttmann, Ernst J. C. Kruetgen, Jos. Sieben, L. F. Boysen, Frau Linda Schmidt, Frau Franziska Ehrenwerth, Frau Anna Seidel-Schmidt und Frau Emma Stamm.

Dem Germaniatheater sind alle Bedingungen für einen bleibenden Erfolg auf den Weg mitgegeben worden. Und selbst der furchtbare Krieg, der in Europa wütet und dessen Ausbruch wir alle tief beklagen, kommt dem Theater zustatten. Die Begeisterung für das von Gefahren umtobte Geburtsland und der auch hierzulande mit elementarer Gewalt zuTage tretende Deutschenhaß scheinen auch die Deutschen Chicagos vorteilhaft beeinflußt zu haben. Man beginnt sich wieder als Deutscher zu fühlen. Und wenn erst dieses Gefühl Wurzel geschlagen hat, wird es sich auf alle deutsche Bewegungen, darunter hauptsächlich auf das deutsche Theater erstrecken.

Der Gelehrte und Großkaufmann, der Fabrikant und der Arbeiter sind unter dem Drucke der Verhältnisse wieder deutsch geworden. Und weil die Begeisterung und das Leid in allen gleich ist, dürfen wir endlich von einem geeinigten Deutschtum sprechen. Dieses geeinigte Deutschtum wird seine Existenz am glänzendsten mit einer liebevollen Pflege der deutschen Kunst beweisen.

Das Deutschtum im Chicagoer Wirtschaftsleben.

Von Artur Lorenz.

Die Riesensumme wirtschaftlicher Kraft und ökonomischen Fleißes, die in Chicago verkörpert liegt, kann erst dann ihrem ganzen ungeheuren Werte nach gewürdigt werden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Metropole des amerikanischen wie des Weltmarktes erst nach Jahrzehnten zählt. Sprunghaft, mit einem Schritte Zeitepochen einholend, die in den Gemächlichkeitskleidern des alten Kontinents zu durchleben Jahrhunderte in Anspruch genommen hätte, eilte diese Stadt von einer Stufe der Entwicklung zur anderen. Kaum war ihres Namens das erste Mal Erwähnung getan worden, als sie mit ihrem Vorrecht auftrumpfte, stets im Munde der Oeffentlichkeit zu sein. Vorgestern Prairie mit einem einsamen Blockhaus, gestern noch Zelt- und Budenstadt mit dem primitiven Anstrich des Ackerbürgerdaseins, heute und morgen eine Riesenkarawanserei, fiebernder Pulsschlag intensivsten Gewerbefleißes, Weltenmesse, wirtschaftliches Universum. Es ist ein Fakt, daß gerade Chicago der Welt zum bewundernden Maßstab für den raschen Werdegang von Gemeinwesen und Wirtschaftszentren wurde, und wenn heute in der alten Heimat vom westfälischen Industriegebiet oder einzelnen Hafenstädten die Anerkennung erklingt, sie hätten einen amerikanischen Aufschwung genommen, so spielt dabei die Vorstellung von der mit Siebenmeilenstiefeln vor sich gegangenen Entwicklung der Stadt am Michigansee hinein.

Wirtschaftliche Anfänge.

Bei einem Rückblick auf Chicagos Werden erscheint unser Kalender als ein unzureichender Zeitmesser. Wir müssen die noch so junge Geschichte der Stadt in Schöpfungsperioden einteilen, die Jahrhunderte beiseite werfen und wie im Leben des Einzelindividuums höchstens nach Dekaden rechnen. Wenn wir von dem Jahre 1833 ausgehen, in dem der endgiltige Vertrag mit den Pottawatomies, Ottawas und Chippewas geschlossen wurde, durch den diese Stämme auf ihre Ländereien verzichteten, so finden wir in der Gegend des heutigen Loops einige Bretterhäuschen, in denen eine bescheidene Zunft ein kümmerliches Dasein fristete. Wir gehen chronologisch vor und führen Chicagos Handel und Industrie bis auf jene Tage zurück: ein Hufschmied und ein Sattler, ein Gärtner und ein Wagenschmied, ein Bäcker und ein Schlächter suchten ihres Lebens Notdurft zu verdienen, wo heute mit Milliarden gerechnet wird; eine Apotheke vertrat die Heilindustrie, und einige Buden an der Südwasser-, La Salle und Dearborn Straße waren die Vorläufer der großen Warenhäuser.

Schon nach einem Jahrzehnt können wir in der stadträtlichen Verfügung, daß die Bürger ihre Schweine nicht mehr frei herumlaufen lassen dürfen, Anzeichen dafür erblicken, daß Chicago den Kinderschuhen zu entwachsen begann, sich der Eierschalen seines Ursprungs schämte und sich auf Größeres einzurichten suchte. Die ersten Spatenstiche am Illinois Michigan-Kanal waren getan worden und hatten der Stadt die Anwartschaft darauf eröffnet, die Handelsempore des Westens zu werden. Ja, eine weitsichtige Staatslegislatur fühlte bereits dem neu hereinbrechenden Zeitalter kräftig den Puls und befaßte sich mit Plänen, den mütterlich üppigen Busen des Planeten in Stahlschienen einzuzwängen, auf denen der kaum erfundene Dampfwagen dahinrollen sollte. Die Fürsorge war etwas voreilig. Aber es schien, als ob es nur der erwähnten Verfügung bedurft hätte, die Chicago den Anstrich des unspekulativen Acker- und Schildbürgerstädtchens nahm, um die zurückgehaltene Tatkraft nun mit Macht hervorquellen zu lassen. Nach abermals einem Jahrzehnt sehen wir nicht nur den Illinois-Michigan-Kanal vollendet, die Stadt durch Gasflammen beleuchtet und im Be-

sitz eigener Wasserwerke großen Stils, sondern vom Seeufer lief auch bereits der erste Schienenstrang ins Land hinein: die Strecke Chicago-Galena war bis Freeport fertig gestellt. Dieses erste Geleisepaar bedeutete für Chicago offenbar den Dornröschenkuß. Das Eisenbahnfieber durchraste das Land und konnte nirgendwo heftiger grassieren als an der Südspitze des Michigan, die als Durchgangs- wie als Ausgangspunkt zu verlockende Eigenschaften aufwies. Der Grundstein zu der heutigen Bedeutung Chicagos als Verkehrszentrum des Landes wurde gelegt. Eisenbahngesellschaften schossen wie Pilze aus dem Boden. Von allen Himmelsrichtungen wurden Geleisepaare nach Chicago geführt, nach allen Seiten liefen sie von dort aus in das Land hinein, überwanden die Entfernungen und brachten die Ostküste der Stadt um viele Tagereisen näher. Schon vor dem Bürgerkriege konnte Chicago sich rühmen, in seinem Schoße elf Bahnlinien zu vereinigen, deren Schienenstränge eine Gesamtlänge von fast fünftausend Meilen erreichten.

Der Bürgerkrieg als Wirtschaftsfaktor.

Es mag nicht allgemein bekannt sein, in welch gewaltigem Umfange Chicagos Gewerbefleiß, sein Handel und Verkehr und demzufolge auch sein Wohlstand vom Bürgerkriege profitierten. Ganz ohne Zweifel waren die Kriegsjahre ein machtvoller Impetus für Chicagos Wirtschaftsleben, dem der Krieg um die Einheit der Union lange nicht so viel Opfer auferlegte als er ihm Vorteile zuwandte. Die Jahrhundertmitte hatte die ersten Anfänge in der Aufschließung des näheren Nordwestens gesehen, für den Chicago der natürliche Absatzmarkt war. Der jungfräuliche Boden Wisconsins, Iowas, Minnesotas, Nebraskas, der Dakotas entsandte nach der Urbarmachung seinen Ernteüberschuß in die Seestadt, die nunmehr zur Vorratskammer für das ganze Land wurde. Hier konzentrierte sich der Getreide- wie der Viehhandel, hier entwickelte sich die gewaltige Fleischindustrie, die in der Welt nicht ihresgleichen hat, hier endlich, weit entfernt vom Kriegsschauplatz und darum vor allen Störungen sicher, arbeiteten die Industrien, die für die Bekleidung und Ausrüstung der Bundesarmee im Felde zu sorgen hatten. Hierhin strebten die Arbeitskräfte, die diesen Industrien ihre Arme leihen mußten, und hierhin endlich floß das Geld, das dem Lande der Unterhalt seiner Armeen kostete.

Den einmal errungenen Vorsprung hat Chicago nicht mehr aus der Hand gegeben. Mit Zähigkeit und Festigkeit behauptete es die Stellung, die der Krieg ihm eingeräumt hatte: das Handels- und Industriezentrum des Landes zu sein. Mit seinem Wachstum als Gemeinwesen hielt das seiner Bedeutung für das amerikanische Wirtschaftsleben Schritt. Nicht einmal die ungeheure Brandkatastrophe des Jahres 1871, die der Stadt an direkten und indirekten Verlusten einen Schaden von weit über dreihundert Millionen Dollars zufügte, vermochte sie auf längere Zeit aus dem Geleise eines unaufhaltsamen Aufschwungs zu werfen. Wohl brachten die siebziger Jahre Chicago viel trübe Tage, namentlich nachdem drei Jahre nach dem großen Brande ein Schadenfeuer von neuem viele hundert Häuser im Geschäftsviertel zerstörte, aber die unverwüstliche Tatkraft Chicagos half alle diese Schicksalsschläge schnell überwinden. Als das Jahrzehnt zur Rüste ging, war die Katastrophe in ihren letzten Nachwehen überwunden, die Bevölkerungszahl eilte der Million zu, und anfangs der neunziger Jahre konnte die Stadt mit der Weltausstellung einen weiteren Beweis dafür erbringen, daß der Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens Amerikas nirgends vernehmbarer erklingt als am Michigan.

Die Bilanz unserer Tage.

Heute hat unsere Stadt die Zweieinhalbmillionengrenze erreicht und die Züge ihres Wirtschaftslebens haben gigantische Formen angenommen. Der Wert der in Chicago hergestellten Produkte beläuft sich auf annähernd zwei

Milliarden jährlich. Die Bankumsätze erreichten bereits im Jahre 1910 die vierzehnte Milliarde und dürften jetzt auf die zwanzigste zusteuern. Im gleichen Jahre betrugen die Depositen in den Nationalbanken 403, die in den Staatsbanken 430 Millionen Dollars, eine Ziffer, die in den seitdem verflossenen fünf Jahren auf nahezu das Doppelte angewachsen sein dürfte. Die Ein- und Ausgänge im Chicagoer Hafen belaufen sich auf etwa je 12 Millionen Tonnen. Von der Ernte der Vereinigten Staaten gehen vierhundert Millionen Buschel Getreide nach Chicago, dem großen Umschlagplatz, der davon mit dreihundert Millionen wieder andere Märkte befruchtet. Auf den Chicagoer Bahnhöfen herrscht ein Passagierverkehr von täglich mehr als 200,000 Personen, der sich auf 27 in der Stadt zusammenlaufende oder von ihr ausgehende Linien verteilt. Die Veranlagung des Grundeigentums und des persönlichen Besitzes aber zur Steuer ergab einen Betrag von rund drei Milliarden — ein Zeugnis für den blühenden Wohlstand Chicagos.

Die deutsche Mitgift.

Es ist somit ein stolzes Bild wirtschaftlicher Blüte, das Chicago verkörpert, und mit besonderer Genugtuung darf das Deutschtum der Stadt darauf hinweisen, daß es nicht nur geholfen hat, den Grundstein zu der heutigen überragenden Bedeutung Chicagos im Wirtschaftsleben des Landes zu legen, auf seinen Handel, seine Industrie, sein Finanzwesen, seine Transport- und Verkehrsverhältnisse befruchtend zu wirken, sondern daß es der neuen Heimat eine ganze Reihe wichtiger Industriezweige als stattliche Mitgift vermittelt hat. Ja, der Anteil der Deutschen an der wirtschaftlichen Entwicklung Chicagos und seiner heutigen Blüte ist weit stärker als er dem zahlenmäßigen Verhältnis entsprechen würde. Schon in den frühesten Tagen der Stadt haben Deutsche in ihrem Bankwesen, in ihren Verkehrs- und Transportunternehmen, ihren Werkstätten, ihren Fabriken und Kontoren eine hervorragende und ausschlaggebende Rolle gespielt, und deutsche Firmennamen wie die von Korporationen, die ihre Gründung deutschem Unternehmungsgeist verdanken, haben sich in den ganzen Vereinigten Staaten einen guten Klang erworben. Der Wohlstand Chicagos beruht zu einem, wir möchten sagen, überwiegenden Prozentsatz auf der Tätigkeit jener industriellen und kommerziellen Pioniere deutschen Stammes, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab das wirtschaftliche Bild der Stadt entscheidend beeinflußt haben.

Wir finden Deutsche bei der Gründung und Entwicklung der Holz-, Leder- und Metallindustrie, der gewaltigen Bäckerei- und Fleischereibetriebe, deren Namen die Welt durcheilen, der Bekleidungs- und Tabaksindustrie, beim Schiff- und Brückenbau, bei der Ziegel- und Terrakottfabrikation. Wir finden die Träger deutscher Namen in der Leitung unserer bedeutendsten Finanzinstitute, unserer Verkehrs- und Transporteinrichtungen; wir finden fast ausschließlich deutsche Namen im Apothekerberuf und endlich auch in der Handelsgärtnerei, die ja in der letzten Zeit auch mehr und mehr Ansätze zur Großindustrie aufweist. Die Träger aller dieser Namen sind seit vielen Jahrzehnten wurzelständig im Chicagoer Boden geworden; ja sie wurden zu Gründern wahrer Dynastien, deren Geschichte zugleich den wirtschaftlichen Werdegang der Stadt widerspiegelt.

Industrien und Dynastien.

Unter den von Deutschen ins Leben gerufenen und auch heute noch fast ausschließlich von ihnen ausgeübten Industrien verdient an allererster Stelle das Brauwesen genannt zu werden, nicht nur wegen der damit verbundenen kolossalen Vermögenswerte und des in seinen Diensten stehenden Heeres von Arbeitern und Angestellten, sondern auch wegen des Einflusses, den es auf amerikanische Volksgewohnheiten, selbst auf den amerikanischen Volkscharakter gehabt hat. Chicago ist auf diesem Ge-

biete der Betätigung deutschen Gewerbefleißes wahrlich nicht zu kurz gekommen. Es zählt eine stattliche Reihe blühender Brauereibetriebe, die fast ohne Ausnahme Deutsche zu Gründern haben und zum größten Teil als Familienbesitz forterben. Die Bedeutung dieser Industrie wie der einzelnen Betriebe für das Wirtschaftsleben Chicagos erfordert es, daß ihrer hier im einzelnen gedacht wird.

Die Brand'schen Unternehmen.

An erster Stelle wird, wenn man von der Chicagoer Brauindustrie spricht, der Name Michael Brand nicht übergangen werden dürfen. Deckt seinen Träger auch längst schon der kühle Rasen, so ist er doch ins goldene Buch unserer Stadt wie in die Erinnerung ihres Deutschtums unverwischbar eingetragen. Michael Brand war einer der achtundvierziger Stürmer, denen es um die Jahrhundertmitte unter dem dumpfen Druck der Reaktion im alten Vaterlande zu eng wurde und die daher auf amerikanischem Boden eine neue Heimat suchten. 1852 war er, der in seiner Vaterstadt Odenheim in Hessen das Braugewerbe erlernt und seine Kenntnisse auf ausgedehnten Reisen durch Frankreich und die Schweiz erweitert hatte, nach Amerika gekommen; zunächst nach Detroit, aber nach nur einjährigem Aufenthalt dort nach Chicago. Blue Island sah die ersten selbstständigen Anfänge Michael Brand's. Mit Valentin Busch zusammen entwickelte er aus kleinsten Anfängen ein Brauereiunternehmen zu ansehnlicher Blüte, sodaß schon nach dem ersten Jahrfünft auf Chicagoer Boden ein Zweiggeschäft errichtet werden konnte. 1872 starb Busch, nachdem schon vor dem großen Brande die Firma Busch & Brand aufgelöst worden war. Busch hatte bei der Auseinandersetzung die Brauerei in Blue Island behalten, während Michael Brand den Betrieb in der Cedarstraße übernommen hatte. Seiner rastlosen Tatkraft und geschäftlichen Umsicht wurde dieser Wirkungskreis aber bald zu klein, und im Jahre 1878 errichtete er an der Elston Avenue und Snow Straße eine neue Brauerei, deren Ruf bald weit über die Stadtgrenzen hinausdrang, namentlich als Michael Brand sich den Milwaukeer Braumeister Jakob Metzler nach Chicago holte. Freunde eines guten Tropfens werden sich mit Wehmut daran erinnern, mit welchem Behagen sie die ersten Gläser Minahaha, Columbia und Prima zu sich nahmen. Dem unermüdlichen Schaffenstriebe Michael Brands aber war mit der Leitung seines an der Spitze der Chicagoer Brauindustrie marschierenden Unternehmens noch nicht Genüge getan. Er erwarb in Missouri einen riesigen Landkomplex, den er durch fortwährende Hinzukäufe allmählich auf 16,000 Acker vergrößerte, um dort ausgedehnte Wein- und Obstplantagen anzulegen. Die blühende Niederlassung Brandsville, die dort unten im Süden entstand, wird das Andenken an ihren tatkräftigen Schöpfer dauernd wachhalten. Im Jahre 1889 verkaufte Brand sein Brauereiunternehmen, das sich heute im Besitz der United States Brewing Company befindet, während er die Anlagen in Missouri mit Hilfe seiner Söhne, Virgil M., Horace L. und Armin W. Brand weiter führte. Als Michael Brand am 26. Oktober 1897 aus dem Leben schied, lebte der Name Brand in der Chicagoer Brauindustrie von neuem auf, denn die drei Söhne schritten zur Gründung eines neuen Unternehmens an der Elston Avenue, das heute zu den blühendsten Betrieben der Stadt zählt.

Wacker & Birk.

Auch die Namen Wacker & Birk haben seit Jahrzehnten im Geschäftsleben der Stadt, wie im Besonderen im Brauereiwesen, einen guten Klang. Der Lebenslauf Friedrich Wackers, des Begründers der Firma, bietet einen sprechenden Beweis für die Möglichkeiten, die Amerika einem eisernen Willen und rastlosem Fleiß offen hält. Vom einfachen Farmarbeiter hat sich Friedrich Wacker zu einem der bedeutendsten amerikanischen Großindustriellen empor gearbeitet. Geboren 1830 in Unter Hüningen, war er 1851 nach den Staaten gekommen und hatte sich zunächst in Newark, später in Elmira, New York, niedergelassen. 1854

vertauschte er Elmira mit Chicago, versuchte sich zunächst im Handel mit Farmprodukten, führte später ein Kosthaus und kehrte schließlich zu dem in Deutschland erlernten Braugewerbe zurück. Aber die unselbständige Tätigkeit behagte ihm nicht, und schon 1858 finden wir Friedrich Wacker als Teilhaber der Firma Wacker & Seidenschwanz, die in dem genannten Jahre an der Franklinstraße eine Brauerei errichtete. Der Betrieb ging schließlich in den alleinigen Besitz Wackers über. Schwere geschäftliche Rückschläge blieben dem unermüdlich vorwärts strebenden Manne nicht erspart: im Jahre 1867 zerstörte ein Schadenfeuer die gesamte Anlage, gerade als Wacker von einem schweren körperlichen Leiden aufs Krankenlager geworfen worden war. Zwei Jahre vergingen, bis Friedrich Wacker die ihm aufgezwungene Muße wieder abschüttelte und am Fuße der Elmstraße eine Mälzerei ins Leben rief, die den Grund zu seinen späteren geschäftlichen Erfolgen und seinem beträchtlichen Wohlstand legte. Als abermals Krankheit Friedrich Wacker im Jahre 1875 veranlaßte, sich von den Geschäften zurückzuziehen, war aus dem bescheidenen Unternehmen die stolze Northwestern Malting Company geworden, deren riesige Anlagen sich am Clybourne Platz befanden. Auch diesmal wieder war das Ausscheiden Wackers aus dem geschäftlichen Leben nicht von endgiltiger Dauer; sein Schaffensdrang trieb ihn dazu, sich in den Strudel neuer Unternehmungen zu stürzen. 1880 kaufte er das Burtonsche Malzhaus in der Indianastraße und gründete die Firma Wacker & Son, und zwei Jahre darauf entstand die Firma Wacker & Birk Brewing Company. Es war Friedrich Wacker nicht mehr lange vergönnt, in dem neu geschaffenen Wirkungskreise tätig zu sein; bereits am 8. Juli 1884 folgte er seiner kurz zuvor verstorbenen Gattin im Tode nach.

Sein Nachfolger als Präsident der Wacker & Birk Brewing Company wurde sein Sohn Charles Wacker, der der gegenwärtigen Generation als mannhafter Vertreter und Förderer aller deutschen Bestrebungen bekannt ist. Charles Wacker, am 29. August 1856 in Chicago geboren, hatte ausgedehnte Reisen durch Europa, Afrika und dem amerikanischen Kontinent hinter sich, als er 1880 Teilhaber der von seinem Vater gegründeten Firma Wacker & Son wurde. Von seinen geschäftlichen Fähigkeiten wurden später eine ganze Anzahl anderer bedeutsamer Unternehmen befruchtet; er war der Präsident der McAvoy Brewing Company, Präsident und Direktor der Chicago Heights Land Company, Direktor der Corn Exchange National Bank, der Chicago Title & Trust Company, der South Side Elevator Company und vieler anderer Korporationen. Der Name Charles H. Wacker steht heute bei jeder Gelegenheit, wo es offene Freundschaft im Interesse des Deutschtumse zu betätigen gilt, im Vordergrunde, und die Chicagoer Deutschen schulden der Opferwilligkeit dieses Mannes bleibenden Dank.

Jakob Birk endlich, der dem Ausbau der Firma Wacker & Birk seine ganze Kraft widmete und an deren geschäftlichen Erfolgen einen ehrlichen Anteil beanspruchen darf, war im Jahre 1853 als Achtzehnjähriger nach Amerika, 1854 nach Chicago gekommen, wo er länger als ein Jahrzehnt hindurch in der Sattlerei tätig war. Mit den in dieser Zeit ersparten Mitteln erwarb er später das Wheeling-Haus an der Lake Straße, bis er sich dann Anfang der Achtziger Jahre mit Friedrich Wacker zur Gründung einer Brauerei verband. Als Jakob Birk 1895 sich von den Geschäften zurückzog, folgte ihm die Anerkennung nach, daß selten ein Mann die Ruhe so ehrlich verdient hatte wie er, der in seinem Unternehmen ganz und gar aufgegangen war und dessen Interessen in hervorragendster Weise wahrgenommen hatte.

Mattheus Gottfried.

Aus den gleichen kleinen Anfängen wie die Wacker & Birk Brauerei, nur durch eiserenen Fleiß und geschäftlichen Weitblick den Erfolg zwingend, hat sich die Gottfried Brewing Company zu ei-

nem Unternehmen von weitreichender geschäftlicher Bedeutung entwickelt. Der Gründer der Firma, Mattheus Gottfried, stammte aus Hofheim im Herzogtum Nassau, hatte das Brauer- und Küferhandwerk erlernt und in seinem Berufe ganz Süddeutschland durchstreift, als er sich im Alter von 35 Jahren zur Auswanderung entschloß. Aus Alsfeld in Hessen nahm Gottfried sich eine Lebensgefährtin mit über den Ozean. Die schweren Anfänge, durch die jeder deutsche Einwanderer sich hindurchzukämpfen hat, blieben auch Gottfried nicht erspart, und er hatte alle Wechselfälle ausgekostet, als er 1860 zusammen mit Peter Schoenhofen eine eigene Brauerei gründete. Das Glück war den beiden Anfängern hold; schon zwei Jahre darauf konnten sie eine große Anlage mit Dampfbetrieb einrichten. Allerdings dauerte die Verbindung Gottfrieds mit dem vielversprechenden Unternehmen nicht lange. Bereits 1867 wurde die Teilhaberschaft aufgelöst, Peter Schoenhofen übernahm die Brauerei allein und Gottfried wandte der neuen Welt für geraume Zeit den Rücken, um zunächst ein Wiedersehen mit der alten Heimat zu feiern. Zurückgekehrt, unternahm er 1870 einen neuen Anlauf, um sich im Cihcagoer Geschäftsleben einen hervorragenden Platz zu sichern. Er erwarb die an der Archer- und Stewart Avenue belegene Brauerei und widmete nun seine ganze Kraft dem Ausbau dieses Unternehmens. Die erzielten Erfolge ermutigten ihn in seiner Arbeit; die Anlagen mußten stetig vergrößert werden, und als im Jahre 1881 die Firma Gottfried Brewing Company inkorporiert wurde, zählte sie zu den beachtenswertesten Vertretern der amerikanischen Brauindustrie. Diese geschäftliche Blüte ist ihr bis heute unverändert erhalten geblieben, nachdem die Leitung längst in andere Hände übergegangen ist.

In Verbindung mit der Gottfriedschen Brauerei darf der Name John H. Weiß nicht unerwähnt bleiben, dessen Träger nach dem Ausscheiden M. Gottfrieds aus dem Geschäfte die Leitung des Unternehmens übernahm. John H. Weiß, aus Frankenthal in der Rheinpfalz stammend, war 1880 nach Chicago gekommen und bereits vier Jahre später Schatzmeister der Gottfriedschen Brauerei geworden. Durch Familienbande an das Haus Gottfried geknüpft, wurde er 1892 zum Präsidenten der Firma erwählt.

Bartholomae & Leicht.

Wenn man den gewaltigen Aufschwung der Brauindustrie in den Vereinigten Staaten verstehen will, muß man sich vor Augen halten, daß die Amerikaner erst durch die deutsche Masseneinwanderung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Whiskey zum Bier bekehrt wurden. Ueber die psychologischen und physiologischen Wirkungen dieser unbestreitbaren Tatsache ließe sich manches Interessante sagen; im Rahmen dieser rein biographischen Uebersicht soll sie nur angeführt werden, um einen Anhalt dafür zu geben, weshalb Chicago innerhalb weniger Jahrzehnte die Gründung so vieler ausgedehnter Brauereibetriebe verzeichnen konnte. Natürlich war es, daß dem national-geographischen Herkommen des Biergenusses entsprechend die Brauindustrie zunächst ausschließlich in den Händen von Deutschen lag und bis zum heutigen Tage fast ausschließlich in ihnen verblieben ist. Wenn wir an dieser Stelle auch die Firma Bartholomae & Leicht anführen, so können wir dabei auf den besonders interessanten Umstand verweisen, daß Andrew E. Leicht, der Gründer dieser Firma, bereits ein Deutscher zweiter Generation war. Er hatte 1842 in Hudson, N. Y., das Licht der Welt erblickt, hatte aber das Braugewerbe in Deutschland erlernt. In Würzburg, München und Wien hatte er der Herstellung des schmackhaften braunen Trankes obgelegen, hatte dann weite Reisen durch Frankreich und England unternommen und war nach seiner Rückkehr bei verschiedenen Brauereiunternehmen tätig gewesen, bis er sich im Jahre 1872 mit Philipp Bartholomae, mit dem er vor-

her in der Brauerei von John A. Huck zusammengearbeitet hatte, zur Gründung einer eigenen Brauerei verband. Achtzehn Jahre lang bestand diese Teilhaberschaft, und in dieser Zeit erwarb sich die Brauerei Bartholomae & Leicht einen wahrhaft glänzenden Ruf. Die Vorzüglichkeit ihrer Produkte sicherte ihr einen immer wachsenden Abnehmerkreis, der sich über den ganzen Staat erstreckte. Als 1890 die Brauerei vom Syndikat angekauft wurde, zog sich Andrew Leicht vollständig vom Geschäftsleben zurück.

Adam Ortseifen.

Die Tatsache, daß gegenwärtig die Leitung von zwei der größten Chicagoer Brauereien, nämlich die der McAvoy — und der Wacker & Birk Brauerei, in einer Hand vereinigt ist, sichert dieser Persönlichkeit ein doppeltes Maß von Beachtung. Es handelt sich um Adam Ortseifen, der seit dem Jahre 1901 die doppelte Bürde mit doppelter Verantwortungsfreudigkeit trägt. Adam Ortseifen stammt aus Montabaur und war ursprünglich für den Lehrerberuf bestimmt, mußte aber sein Seminarstudium infolge des Todes seines Vaters kurzerhand abbrechen und schlug sich dann als Zeichner in Architekturbureaus durchs Leben. 1873 kam er, neunzehnjährig, nach Chicago. Es zeugt für die gewandte Hand und das tüchtige Können, die Ortseifen offenbarte, daß ein Schildermaler, bei dem er Arbeit fand, ihn schon nach zwei Monaten als Teilhaber in sein Geschäft aufnahm. Unermüdlich um seine Fortbildung bemüht, besuchte Ortseifen die Kunstschule und machte sich schließlich im Jahre 1876 selbständig, da ihm namentlich von den großen Brauereien lohnende Kundschaft winkte. U. a. führte er mannigfache Reklameentwürfe für die McAvoy Brauerei aus. Schließlich trat er als Hauptagent ganz in die Dienste dieser Brauerei und stieg dabei von einer Stufe geschäftlichen Erfolges zur andern. 1885 zum Generalagenten ernannt, 1890 zum Vizepräsidenten erwählt, ist er, wie bereits erwähnt, seit dem 1. Oktober 1901 Präsident des Unternehmens und steht gleichzeitig an der Spitze der mit der McAvoy Brauerei durch Interessengemeinschaft verbundenen Wacker & Birk Brauerei. Adam Ortseifen ist auch politisch hervorgetreten und hat der Stadt Chicago u. a. als Schatzmeister wertvolle Dienste geleistet. Im Mittelpunkt einer reichen Geselligkeit stehend, bildet Adam Ortseifen heute eine der Hauptstützen des Chicagoer Deutschtums, das noch nie, in welcher Frage es immer an ihn herantrat, vergebens bei ihm anzuklopfen brauchte.

Frances J. Dewes.

Schließlich zählt die Chicagoer Brauindustrie in Frances J. Dewes, dem Präsidenten der Standard Brauerei, einen Vertreter, der nicht nur den geschäftlichen Erfolg an seinen Wagen gespannt hat, sondern der daneben auch ein Stück deutscher Gelehrtennatur verkörpert. Das schöne Denkmal Alexander v. Humboldts, das Dewes dem großen Gelehrten im Chicagoer Humboldtpark errichten ließ, zeugt für die Verehrung, die er den Großen der deutschen Wissenschaft entgegenbringt.

Ueber seinen Lebensgang stellt Herr Dewes uns folgende Einzelheiten zur Verfügung:

Ich wurde geboren am 8. April 1845 in Losheim, Regierungsbezirk Trier, wo mein Vater eine Tabakfabrik betrieb. 1847 errichtete er die erste Lagerbierbrauerei im Bezirk, wenn nicht in den Rheinlanden, wo man bis dahin nur Obergährbier gebraut hatte. Der Erfolg blieb nicht aus, denn im Trier'schen Lesebuch, Ausgabe 1854, liest man schon unter Ortsnamen: „Losheim — hat eine Privaterziehungsanstalt und berühmte Bierbrauerei." Nachdem ich diese Anstalt und später die Ober-Realschule erster Ordnung in Köln besucht hatte, trat ich 1862 in das Geschäft meines Vaters ein.

Eine Episode der damaligen Zeit ist mir besonders erinnerlich. 1863 zerstörte eine Feuersbrunst 65 Häuser meines Heimatsortes. Ich hatte die Genugtu-

ung, daß hauptsächlich meinen Bemühungen es gelang, das Weitergreifen des Feuers auf andere Teile des Fleckens zu verhindern, und daß am Abend Landrat und Bürgermeister mir in allerForm dazu gratulierten, den Ort gerettet zu haben.

Im Herbst 1867 trat ich als Einjähriger in das 11. Hessische Feldartillerie-Regiment in Mainz ein, wurde aber schon im Dezember wegen außerordentlcher Kurzsichtigkeit als untauglich zum Dienst in die Heimat entlassen. Dort fand ich, daß mein Vater sich wieder verheiraten wollte—meine Mutter war im Januar 1867 plötzlich gestorben — und kurzer Hand entschloß ich mich, eine Reise in die neue Welt zu wagen. Anfangs Februar 1868 landete ich in New York, und fuhr am nächsten Tage nach Chicago.

Durch die freundlichen Bemühungen des Herrn Lorenz Brentano, den mein Vater vom Frankfurter Parlamente her kannte, erhielt ich meine erste Stellung als Buchhalter. Wegen längerer Unpäßlichkeit verkaufte ich 1881 meinen Anteil an einer Brauerei, den ich mittlerweile erworben hatte, und ging nach Europa.

Nach meiner Rückkehr, im Sommer 1882, etablierte ich mein eigenes Geschäft an der West Chicago, Ecke Hoyne Avenue. Es ging über Erwarten, und hatte nur den Nachteil, daß es nicht an einer Eisenbahn lag. Ich benützte deshalb die Gelegenheit, als ein englisches Syndikat im Winter 1889—'90 Brauereiren in Amerika aufkaufte, auch die meinige recht günstig zu verkaufen.

Es war mir gut gegangen auf der Nordwestseite. Als daher bei einer kleinen Feier um diese Zeit, zu Ehren eines eben zum Park-Kommissär ernannten deutschen Freundes, dieser scherzend bemerkte: „Nun könnten Sie auch etwas tun, Sie könnten uns einen Humboldt schenken", erwiderte ich ihm ohne Bedenken: „Den sollen Sie haben!" So entstand das Humboldt-Denkmal im Humboldt-Park.

Die nächsten Jahre verwendete ich darauf, größere Reisen zu unternehmen, und da keinerlei Kontrakte mich banden, beteiligte ich mich später an der „Standard Brewery", deren Präsident und Schatzmeister ich noch heute bin.

Aus meiner Ehe, die ich 1876 mit Fräulein Hedwig Busch aus Detroit geschlossen, leben zwei Kinder, beide verheiratet, Edwin Peter Dewes und Meta Dewes-Burgweger.

Eugen Niederegger.

In Verbindung mit dem Brau- und Brennereiwesen darf der Name eines Mannes nicht unerwähnt bleiben, der zwar nicht in der Getränkeindustrie, um so mehr aber im Getränkehandel hervorgetreten ist. Die Columbia Distilling Company ist ein glänzendes Aushängeschild deutschen Unternehmungsgeistes, deutscher Rechtlichkeit und deutschen Erfolges, und ihr Gründer und Inhaber Eugen Niederegger durfte die Anerkennung für sich in Anspruch nehmen, den realen Materialismus seiner geschäftlichen Erfolge jederzeit bereitwillig in deutschen Idealismus umgeprägt zu haben. Eugen Niederegger stammt ausUlm und hatte in der alten Heimat gründliche kaufmännische Erfahrungen gesammelt, als er im August 1881 nach Chicago kam. Es waren die Jahre der Reaktion auf die wilde Gründerzeit, des tiefeinschneidenden Rückschlages auf überspannte Spekulation und zu intensiv ausgenutzte Prosperität, die Anfang der Achtziger den Vereinigten Staaten die große deutsche Einwandererwelle zuführten. Eugen Niederegger schwamm mit diesem Strom. Er wußte das, was an kaufmännischen Können in ihm steckte, schnell in die Tat umzusetzen, und so wurde er denn nach nur fünfmonatiger Beschäftigung als Buchhalter Geschäftsführer der Wein- und Spirituosen-Großhandlung von John Pfeifer. 1887 löste Niederegger seine Verbindung mit dieser Firma, um zusammen mit Wilhelm Thomas ein eigenes Geschäft zu beginnen. Die Opferfreudigkeit, die Eugen Niederegger bei jeder Gelegenheit im Interesse des Deutschtums an den Tag legte, mag als

Beweis dafür dienen, zu welcher Blüte das junge Unternehmen, das im Jahre 1892 die Firma Columbia Distilling Company annahm, gedieh. Die rege Tätigkeit und Anteilnahme Niedereggers am deutschen Vereinsleben Chicagos hat ihn zu einer der bekanntesten und meist geachteten Persönlichkeiten der Stadt gemacht. Er starb vor kurzem und wurde unter allgemeiner Beteiligung des Deutschtums zu Grabe getragen.

Die Dynastie Claussenius.

Die Riesenunternehmen, in denen sich das Verkehrs- und Transportwesen Chicagos vereinigt, haben sowohl unter ihren Gründern wie unter ihren heutigen Leitern viele deutsche Namen aufzuweisen, ohne daß bei der gebotenen Oekonomie des Raumes den Spuren jedes einzelnen dieser deutschen Pioniere nachgegangen werden könnte, zumal sie vielfach nicht direkt in Chicagoer Verhältnissen wurzelten, sondern am anderen Ende der Verkehrsstränge saßen, die von Ost, Süd und West zum Michigan führen. Es möge späteren Zeilen vorbehalten bleiben, auf diese Kapitel deutscher Tatkraft und deutschen Schaffensgeistes den Scheinwerfer verdienter Anerkennung zu richten, weil dabei über die lokalen Grenzen hinausgegangen werden muß. Heute und hier sei nur eines Namens Erwähnung getan, dessen Klang vielen Chicagoer Deutschen eine Brücke zur alten Heimat dünken wird, da sein Träger weniger im eigentlichen Chicagoer Verkehrswesen, als im Dienste der überseeischen Verbindung mit den deutschen Heimathäfen gewirkt hat. H. Claussenius hat zwar nach mehr als dreißigjährigem Aufenthalt Amerika den Rücken gekehrt, um seinen Lebensabend auf deutschem Heimatboden zu beschließen, aber sein Name und sein Geist lebt in der Firma H. Claussenius & Co. fort. Das heute zu riesigem Umfang angewachsene Geschäft wurde 1864 als Dampfschiff-, Bank- und Wechselagentur gegründet, nachdem Heinrich Claussenius vordem als Sekretär des preußischen Generalkonsulats in New York tätig gewesen war. Die strenge Rechtschaffenheit, die die junge Firma sowohl in ihrem Finanztransaktionen, wie in der Wahrnehmung der Reiseagentur auszeichnete, verbreitete ihren Ruf schnell durch den ganzen Nordwesten und sicherte ihr einen steigenden Zuspruch, so daß sie bald an der Spitze aller ähnlichen Unternehmungen in den Zentralstaaten marschierte. Der Norddeutsche Lloyd in Bremen übertrug ihr seine Generalagentur, und mit der ausgedehnten Vermittlung von Schiffs- und Eisenbahnpassagen ging ein zu riesigen Umsätzen anwachsendes Geld- und Wechselgeschäft Hand in Hand. Zugleich befaßte Claussenius sich mit der Einziehung von Forderungen und der Regulierung von Erbschaften und dehnte diesen Zweig seines Geschäftes auf alle Angehörigen der buntscheckigen europäischen Nationalitätenfamilie aus. Preußen, Sachsen, Württemberg und andere deutsche Staaten beauftragten ihn mit der Wahrnehmung ihrer Konsulatsgeschäfte. Als nach der Reichsgründung die kaufmännischen Konsulate der Einzelstaaten eingingen, um durch die Berufskonsulate des Reiches ersetzt zu werden, fungierte Claussenius als Konsul für Oesterreich-Ungarn, die Schweiz, ja sogar für Rußland. Er ließ ein von Erfolgen reich gekröntes Wirken hinter sich, als er sich 1894 vom Geschäft zurückzog, um seinen Lebensabend in Berlin zu genießen. Nur noch zwei Jahre der Ruhe waren ihm beschieden, so daß man wohl sagen kann, daß Claussenius eigentlich in den Sielen gestorben ist. Die Firma wird von den beiden Söhnen Edward und Georg W. Claussenius nach den gleichen Grundsätzen strengster Rechtlichkeit und mit gleichen glänzenden Erfolgen fortgeführt.

Warenhaus-Magnaten.

Mit berechtigtem Stolz können wir Chicagoer Deutsche darauf hinweisen, daß auch von den großen Geschäftspalästen unserer Stadt eine ganze Reihe Deutsche zuGründern haben. Die Namen Siegel, Cooper & Co., Lehmann, Wiebold und viele andere sind beredte Zeu-

gen für die erfolgreiche Beharrlichkeit, mit der auf diesem Gebiete das deutsche Element sich einen hervorragenden Platz an der Sonne des Chicagoer Geschäftslebens zu sichern wußte. Es sei uns gestattet, an dieser Stelle vor allem Ernst J. Lehmanns, des Begründers der „Fair" als eines trefflichen Beispieles dafür zu gedenken, bis zu welchem Grade die kommerzielle Pioniere deutschen Stammes in Chicago den Erfolg zu zwingen verstanden. Ernst J. Lehmann, aus Tetro in Mecklenburg stammend, war bereits im Alter von neun Jahren nach den Ver. Staaten gekommen, hatte in Manitowoc, Wis. und Chicago die öffentlichen Schulen besucht und sich dann dem Kaufmannstande gewidmet. Das Jahr 1875 sah die ersten Anfänge Lehmanns als selbständigen Kaufmanns. An der Ecke der State- und Adams Straße führte er in einem kleinen einstöckigen Hause einen Laden, der die bescheidenen Keime des späteren stolzen Warenhauses barg. In geschickter Weise den Verhältnissen und Zeitströmungen Rechnung tragend, wußte Lehmann seinem Unternehmen immer breitere Grundlagen zu geben, kaufte und pachtete angrenzende Grundstücke, ging schließlich dazu über, die Warenlager bankerotter Firmen aufzukaufen, um mittels der dadurch ermöglichten billigen Gelegenheitskäufe das große Publikum an sein Haus zu gewöhnen. Mit dem wachsenden Zuspruch steigerte sich die Ausdehnung des Geschäftes. Neue Abteilungen wurden eingerichtet, neue Warenbestände hinzugefügt, bis endlich mit der am 13. September 1897 erfolgten Eröffnung des stolzen Geschäftspalastes, der uns heute als Heim der Fair bekannt ist, der Begriff des amerikanischen Warenhauses in vollkommenster Weise verkörpert wurde. Es war Ernst J. Lehmann nicht vergönnt, diesen Höhepunkt der Entwicklung seines Geschäftes lange zu genießen; im Jahre 1900 raffte ihn ein Leiden dahin, das seine unermüdliche Arbeitskraft schon einige Jahre vorher lahm gelegt hatte. Das Unternehmen ist im Familienbesitz geblieben und darf nach wie vor zu den hervorragendsten Wahrzeichen kaufmännischen Unternehmungsgeistes, die Chicago beherbergt, gezählt werden.

Auch der langjährige Hauptgeschäftsführer der Fair, Jacob L. Kesler, darf als Beispiel dafür angeführt werden, daß dem kaufmännischen Talent, wenn es sich mit deutscher Gründlichkeit und Rechtschaffenheit paart, der Weg zur Höhe in Amerika immer frei steht. Keslers Großeltern waren in Elberfeld ansässig, während seine Eltern sich lange Zeit in Holland aufhielten und später nach England übersiedelten, um dann von dort den Sprung übers große Wasser zu wagen. Somit darf Kesler keineswegs, wenn er auch in London geboren wurde, als ein Sohn Englands angesprochen werden. Seit er als Junge von 12 Jahren als „Cash Boy" bei der Fair Beschäftigung erhielt, ist er diesem Unternehmen treu geblieben, von einer Stufe zur anderen steigend, bis schließlich die gesamte Leitung des Riesenunternehmens in seine Hände überging.

Der starke deutsche Einschlag unter den Gründern und Besitzern der Firma Siegel, Cooper & Co. ist zu bekannt, als daß es einer Rechtfertigung für die Aufführung dieses Warenhauses an dieser Stelle bedürfte. Der gewaltige Leitersche Palast an der Ecke der Van Buren- und Congreß Straße wurde 1887 von Frank E. Cooper, Henry Siegel und Isaac Keim gepachtet, um darin ein Warenhaus größten Stils zu eröffnen. Die Anfänge der Firma lagen in Peoria, wo Cooper vordem ein Kleider- und Hutgeschäft betrieben hatte. Das neue Unternehmen nahm einen überraschenden Aufschwung und zählte bald zu den bedeutendsten Warenhäusern des Kontinents. Um die Jahrhundertwende veräußerte Cooper seinen Anteil an Keim und Siegel, und als Miteigentümer trat nunmehr Frank A. Vogel in die Firma ein. Während aber die beiden letzteren Chicago den Rücken wandten und im Osten neue geschäftliche Erfolge suchten, blieb Isaac Keim am Michigansee bodenständig und entwickelte die Firma zu der

gewaltigen Ausdehnung, die ihr heute im Geschäftsleben der Stadt einen ersten Platz anweist. Keim ist geborener Chicagoer, aber deutscher Abstammung und hat als früherer Geschäftsführer der Fair, wie als Betriebsleiter des Big Store das großartige Direktionstalent entwickelt, mit dem er darauf das eigene Unternehmen in vorbildlicher Weise verwaltete.

Industrielle Wegweiser.

Es würde den Rahmen dieses kurzen Abrisses weit überschreiten, wollten wir den Trägern deutscher Firmen überall dahin folgen, wo sie in der Chicagoer Industrie festen Fuß gefaßt oder wo sie dieser Industrie neue Betätigungszweige erschlossen haben. Die Liste der industriellen und kommerziellen Pioniere deutschen Stammes im Chicagoer Wirtschaftsleben zählt nicht nur nach Hunderten, sie umfaßt Tausende und Abertausende, und es ist am Anfang dieses Ueberblickes bereits gesagt worden, daß das ganze weite Gebiet des amerikanischen Gewerbefleißes erst durch deutsches Können und Wissen, durch deutsche Tatkraft und deutschen Wagemut beackert worden ist. Wohin wir blicken, stoßen wir am Südrande des Michigan auf deutsche Namen als Träger ganzer Industriezweige. Wo wäre die Chicagoer Möbelindustrie ohne Schaller und Stabford, Olbrich und Goldbeck? Die Zehntausende, die heute in den Chicagoer Holzbearbeitungsfabriken in Lohn und Brot stehen, das Chicagoer Wirtschaftsleben, das in diesem einzelnen Industriezweige Umsätze von Hunderten von Millionen jährlich erzielt, sie müssen den Hut abnehmen vor den Horn und Beiersdorff, den Hahn, Buschmeier und Stolz, die den goldenen Boden des Handwerks suchten, als der glänzende Aufstieg der Stadt noch in nebelhafter Ferne lag, und die aus ihren bescheidenen Werkstattanfängen eine stolze Industrie groß werden ließen.

Auch der heutigen Zeit, die die geschäftliche Individualität in Trusten und Kartellen untergehen läßt, wird es nicht gelingen, die Bedeutung von Namen wie Goetz, Baackes, Braun, Melchior, Diesel oder Burckhardt zu schmälern, deren Inhaber der Chicagoer Metallwarenindustrie aus den Kinderschuhen heraushalfen. Die Maschinenfabrikation sah ihre ersten Anfänge in den Fabriken der Deutschen Wolff, Freck und Goetz; und Stoelting, Haußmann und Dunn haben der Feinapparate- und Feininstrumentenfabrikation bei uns den Weg geebnet. Fiedler und Baum waren die Väter der Posamentenindustrie, während Bodemann und Alexander dem Stickereigewerbe auf Chicagoer Boden eine dauernde und verheißungsvolle Zukunft eröffneten. Die Tabakverarbeitung fand in Müller und Mack ihre Pioniere, Roß machte die Fabrikation von Galanteriewaren in Chicago heimisch und ist noch heute darin tonangebend, die Eigers errangen ein maßgebendes Urteil in der Herstellung von Kopfbedeckungen aus Filz oder Stroh, und in der Lederwarenindustrie führen die Kipers noch heute mit erheblichem Vorsprung. Der Deutsche Ohm war einer der ersten Ziegelbrenner, Bunte, Spiehr und Rückheim sind Namen von Klang in der Zuckerwarenindustrie, und in der Industrie des Aetzgriffels werden Manz und Behrens unvergessen bleiben. Die Großbäckereien von Piper und Schulze, die Großschlächterei von Oscar F. Mayer sind Beweise dafür, was Deutsche in den Industrien zu leisten vermögen, die sich mit der Verarbeitung und Erzeugung von Lebensmitteln befassen.

Greenbaum & Sons.

Unter den großen Chicagoer Finanzinstituten gibt es wenige, in deren Leitung nicht zum mindesten während eines Teiles ihrer Geschäftsperioden deutscher Einfluß zur Geltung gekommen wäre. Aber während es schwer ist, den deutschen Anteil an dem Aufblühen von Finanzkorporationen zu verfolgen, in denen mehr als ein Wille maßgebend ist, stehen uns als unwiderlegbare Zeugen deutscher Tüchtigkeit auf dem verantwortungsschweren Felde des Finanzmarktes eine Reihe deutscher Bankinstitute vor Augen, deren bereits jahrzehntelange

Tätigkeit den besten Gradmesser ihres Erfolges darstellt. Wir können von den deutschen Finanzdynastien Chicagos an erster Stelle die Greenebaums nennen, die bereits seit drei Generationen im öffentlichen und geschäftlichen Leben der Stadt eine hervorragende Rolle spielen. Aus der Familie Greenebaum in Oppelsheim-Hessen lenkten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht weniger als sechs Brüder ihre Schritte nach den Ver. Staaten, von denen namentlich Michael und Henry den Namen Greenebaum im Chicagoer Bankwesen zu hohen Ehren brachten. 1833 geboren, war Henry Greenebaum Anfang der fünfziger Jahre hierher gekommen, wohin Michael und Elias Greenebaum ihm bereits vorausgegangen waren. Inmitten einer Umgebung, die scharfen Blickes die realen Möglichkeiten der Chicagoer Entwicklung zu messen und sich auf zukünftige Riesendimensionen einzurichten verstand, trug sich Henry Greenebaum von vornherein mit dem Ehrgeiz, die Abhängigkeit möglichst bald mit einer Führerrolle im geschäftlichen Leben zu vertauschen. In der Bank des Generals R. K. Swift, machte er sich mit den Geheimnissen des Geld- und Wechselwesens vertraut, um bereits am 1. Januar 1855 in Gemeinschaft mit seinem Bruder Elias ein eigenes Bank- und Provisionsgeschäft zu beginnen. Diese Teilhaberschaft ging Anfang der sechziger Jahre in die Brüche, um 1870 wieder aufgenommen zu werden. Im Laufe der Jahre wuchs das Bankhaus Greenebaum, das später mit dem Eintritt weiterer Familienmitglieder zu der Firma Greenebaum & Sons erweitert wurde, zu einem der solidesten und meist geachteten Finanzinstitute empor. Die Tatkraft und der Weitblick der Gründer, die Grundsätze strengster Rechtschaffenheit waren die Grundlagen zu dem stolzen Bau, den die Firma Greenebaum heute verkörpert. Soweit sein Geschäft ihn nicht in Anspruch nahm, widmete Henry Greenebaum seine Zeit und seine Kraft dem Deutschtum, das in allen Vereins- und Wohltätigkeitsangelegenheiten stets bereitwillige Hilfe bei ihm fand. Als bei dem großen Finanzkrach des Jahres 1877 auch die German National und die German Savings Bank in Mitleidenschaft gezogen wurden, sorgte Henry Greenebaum als ihr Präsident dafür, daß die Depositoren auch nicht um einen Cent zu kurz kamen. Das Altenheim, das Hospital in der La Salle Straße, die Sinaigemeinde, zahlreiche Logen, die Bibliothek, sie alle wissen von der tatkräftigen und opferwilligen Mitarbeit Anteilnahme Greenebaums zu berichten, der im Gedenken seiner Mitbürger deutschen Stammes einen dauernden Platz behaupten wird. Wie Henry Greenebaum hat auch vor allem sein Bruder Elias sowohl am geschäftlichen Ruf der Firma, wie an allen Bestrebungen im Interesse des Deutschtums werktätig mitgewirkt.

Foreman Brothers.

Durch verwandtschaftliche Beziehungen mit den Greenebaums verknüpft sind die Foremans, deren Bank, von Gerhard Foreman gegründet, bereits auf ein mehr als fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken kann. Das Bankhaus der Gebrüder Foreman hat mit dem Wachstum Chicagos gleichen Schritt gehalten, hat wie die Stadt schwere Schläge zu überwinden gehabt und kann heute geradezu als Wahrzeichen des glänzenden Aufschwunges gelten, den die Stadt am Michigan genommen hat. Als das Bankgeschäft der Brüder Foreman im Jahre 1897 als Staatsbank inkorporiert wurde, beliefen sich die Depositen insgesamt auf etwa neunhunderttausend Dollars, heute sind sie auf über zwölf Millionen Dollars gestiegen.

Fritz von Frantzius.

Aus der neueren Epoche des Chicagoer Deutschtums muß in diesem Abschnitt unbedingt Fritz von Frantzius genannt werden, der aus seiner Vaterstadt Danzig die Traditionen der Hansa an die Ufer des Michigansee trug, und mit dem kühnen Wagemut der alten Patriciergeschlechter, zu deren Abkömmlingen

er zählt, das Banner des Erfolgs am Michigan aufpflanzte. Es wird bei unserer so jungen Chicagoer Geschichte um so mehr interessieren, daß das Geschlecht der Frantzius einst für Danzig etwa das bedeutete, was die Fugger in Augsburg waren, und aus den Memoiren des Generals Rapp wissen wir, daß Napoleon der Erste dem damaligen Haupt der Familie Frantzius ein Vermögen von zehn Millionen Gulden zuschrieb. Wenn die Frantzius sich rühmen durften, im Zeichen des Merkur glänzende Siege errungen zu haben, so pflegten sie auf der anderen Seite die Freundschaft mit den Musen und brachten ihren Namen auch als Kunstliebhaber und Kunstgönner auf die Nachwelt.

Fritz von Frantzius hat beide Ueberlieferungen seines Geschlechtes zu Ehren gebracht. Er wurde am 17. Mai 1865 auf dem Rittergute Sadwin bei Marienwerder geboren, ging nach Vollendung seiner Gymnasialbildung zum kaufmännischen Beruf über und entfaltete die Schwingen seiner Selbständigkeit schon sehr früh, indem er 1888 als Zwischendeckspassagier, ohne einen Pfennig in der Tasche, die Fahrt in die Welt hinaus antrat. Energie und Ausdauer waren die einzigen Kapitalien, mit denen er seine Laufbahn auf demBoden der neuen Welt begann. In Bethlehem, Pa., in La Salle,Jll., dann inChicago suchte er nach der ersten Sprosse der Leiter, an der er den Aufstieg wagen konnte. Er fand sie, als er im Jahre 1899, nicht ohne Zuhilfenahme des alten Wagemutes und Unternehmungsgeistes seines Geschlechtes, mit Krusemarck zusammen eine Bankfirma gründete, der er ganze zweihundert Dollars als Einlage mitbringen konnte. Zwei Jahre später rief er dann mit Ben Markuse die Bankfirma von Frantzius & Co. ins Leben, deren Name heute jedem Geschäftsmann der Stadt geläufig ist. Frantzius darf die Anerkennung für sich in Anspruch nehmen, geradezu geschäftliche Großtaten verrichtet zu haben, denn er ist der einzige Deutsche Chicagos, der Vergangenheit sowohl wie der Gegenwart, der jemals der New Yorker Stock Exchange als Mitglied angehört hat.

Aber auch der andere Einschlag im Blute seiner Vorfahren hat sich bei Fritz von Frantzius nicht verleugnet. Als er seinerzeit mit dem „überschätzten Paris“ vor die Oeffentlichkeit trat, gerieten sich die Kritiker seinetwegen in die Haare, denn Frantzius hatte darin nicht nur die Unterlassungssünden des Seinebabels auf städtebaulichem Gebiete festgenagelt, sondern war auch mit der angeblichen Bedeutung Paris' als Kunststadt scharf ins Gericht gegangen.

Als Kunstkenner genießt Frantzius dies- wie jenseits des Ozeans einen bedeutenden Ruf; seine Gemäldesammlung dürfte in Chicago nichts Gleichwertiges haben, und im Chicago Art Institut erzählen die Stuckſche Bronzestatue „Amazone“ wie eine ganze Reihe von Gemälden von seiner Opferfreudigkeit im Interesse der Kunst. Gerechte Anerkennung wird Fritz von Frantzius nicht nur unter die hervorragendsten Deutschen Chicagos einreihen, sondern ihn unter dem Deutschtum des ganzen Landes an erster Stelle nennen.

Es ist, wie wir schon erwähnten, bei einem großzügigen Ueberblick über den Anteil und die Verdienste des Deutschtums im Chicagoer Wirtschaftsleben nicht möglich, auf dem ganzen weiten Felde jedes Verdienst gebührend hervorzuheben und ihm den gebührenden Platz anzuweisen. Wir glauben, ohne daß sich ein solches Urteil zahlenmäßig zusammenfassen läßt, den Nachweis geführt zu haben, in wie entscheidendem, vielleicht sogar überwiegendem Maße Chicagos Handel und Gewerbefleiß von den deutschen Pionieren der Stadt befruchtet wurde. Die Unterlagen dafür zu vertiefen und zu erweitern und in einer Fortführung des biographischen Teils den Werdegang weiterer Industrie und Handelszweige zu schildern, sei ein Versprechen, dessen Einlösung späteren Zeilen vorbehalten bleiben möge.

Deutsche Richter und deutsche Advokaten in Chicago.

Von Leopold Saltiel.

Der schwierigste Beruf für den Fremdgeborenen ist unbedingt der Advokatenberuf; und zwar aus zwei Gründen.

In allererster Linie wird selbstverständlich vom Rechtsanwalt eine gründliche Beherrschung der Landessprache erwartet und zwar nicht nur der gewöhnlichen Umgangssprache, sondern auch der viel schwierigeren Juristensprache. Die selbstverständlich die sogenannte„Schriftsprache" und zu gleicher Zeit auch die technischen Ausdrücke und sonderbaren Redewendungen der Juristen einschließt. Wenn man nun bedenkt, wie schwer es schon für den Durchschnittsdeutschen ist, die englische Sprache gründlich sein eigen nennen zu können, ohne juristische Floskeln, so kann man sich einigermaßen eine Vorstellung davon machen, mit welchen sprachlichen Schwierigkeiten ein Fremdgeborener zu kämpfen hat, der den Advokatenberuf ergreift und zu Erfolg gelangen will. — Aber noch viel schwerer ist es für den Kontinental-Europäer, und somit auch für den Deutschen, den Geist der amerikanischen Rechtskunde zu erfassen. — Die amerikanischen Rechtsbegriffe, sowohl in ihren Grundideen, als auch in der Anwendung, Auslegung und gerichtlichen Ausführung, sind ganz und gar verschieden von den kontinental-europäischen.

Im europäischen Kontinent ist fast der gesamteRechtsbegriff und die Rechtswissenschaft auf dem alten römischen Boden aufgebaut und nur durch die moderne Entwicklung des Handels und derIndustrie verändert und durch politische und sonstige Einflüsse dem Zeitgeiste angepaßt,während die amerikanischeRechtswissenschaft, mit Ausnahme des Staates Louisiana, wo das römische Recht und der Code Napoleon gilt, auf dem Boden des englischen Rechtes (common law), steht.

Ein Deutscher, der die amerikanische Rechtswissenschaft studiert, muß also seine früher gesammelten Eindrücke und Rechtsbegriffe sozusagen „umkrempeln" und sich müheyoll einen neuen geistigen Pfad in dieser ihm fremden Rechtswelt bauen. — Nun ist dies nicht so leicht, wie man vielleicht annehmen könnte, da es immer schwerer ist, einen bereits bebauten Boden umzubauen, als in jungfräulicher Erde zu pflanzen. Auf geistigen Gebieten ist das noch schwieriger, als auf physischen.

Aber alle diese anscheinend unüberbrückbaren Hindernisse sind von einer großen Anzahl von Deutschen in Chicago bemeistert worden; und so haben Deutsche auch auf diesem Gebiete Bedeutendes für die Stadt Chicago geleistet.

Würde das Richteramt hierzulande von Befähigung, Bildung, gründlicher Gesetzeskenntnis, geistigem Schwung und moralischer Haltung abhängen, dann hätten wir gewiß eine große Anzahl von Richtern deutscher Abstammung in Chicago. Aber leider untersteht das Richteramt hier zum großenTeil dem politischen Getriebe. — Die erwähnten Eigenschaften und Befähigungen genügen keinesfalls und sind in den meisten Fällen gar nicht notwendig, und zu unserer Schande sei es gesagt, mitunter sogar hinderlich. Um Richter zu werden, ist es in erster Linie nötig, daß man ein geschickter Politikant sei und zweitens, daß man das gute Glück habe, mit der siegreichen Partei zu marschieren. Nun wissen wir doch alle, daß auf dem Gebiete der sogenannten praktischen Politik der Deutsche keineswegs der Geschickteste ist und gehören in diesem Fache jedenfalls unseren Mitbürgern von der grünen Insel die unbestrittenen Lorbeeren.

Daher ist es erklärlich, daß im Verhältnis zur Einwohnerzahl der Stadt Chicago das Deutschtum die wenigsten Vertreter im Richteramte hat, während die Abkömmlinge von Erin (und dies sei nicht im Sinne eines Vorwurfes ge-

sagt) nahezu drei Viertel sämtlicher Richterstellen in den städtischen und Grafschaftsgerichten einnehmen. —

Nichtsdestoweniger ist es denn doch hier und da einem Deutschen gelungen das Richteramt zu erhalten und kann das Deutschtum auf seine wenigen Vertreter in diesem hohen Amte gewiß stolz sein.

Einer der ältesten hier amtierenden Richter, ist der wohlbekannte Herr Theodor Brentano. Richter der „Superior Court", ungefähr dem deutschen Kreisgerichte gleichstehend.

Herr Brentano ist schon seit ungefähr zwanzig Jahren im Richteramte und wird immer wieder nach Ablauf seines Termins mit großer Mehrheit wiedergewählt. — Herr Brentano ist der Sohn eines Achtundvierzigers und hat auch sein Vater sich hier großer Beliebtheit erfreut und war auch seiner Zeit Vorsitzender des Schulrates der Stadt Chicago. Durch seine gewissenhaften und gerechten Entscheidungen, durch seine gründliche Gesetzeskenntnis hat sich Richter Brentano viele Freunde und natürlich auch viele Feinde erworben. — So wurde er z. B. bei der letzten Wahl von einer hiesigen anglo-amerikanischen Zeitung auf das Heftigste angegriffen und wurde ihm sogar der Vorwurf gemacht, daß er die unerhörte Kühnheit hätte, hier und da in eine öffentliche Weinstube zu gehen. — Aber die Angriffe des Muckertums waren nicht imstande seine Wahl mit der gewohnten Mehrheit zu verhindern. —

Einer der beliebtesten Richter der Stadt Chicago ist jedenfalls Herr Georg Kersten, der in der Kriminal-Abteilung des Kreisgerichtes fungiert. —

Herr Kersten ist in vollem Sinne des Wortes ein „self-made men". Wenn man die Karriere des Herrn Kersten inbetracht zieht, muß man unwillkürlich an den Ausspruch denken: „Amerika ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten". — Herr Kersten ist der Sohn unbemittelter Eltern, guter einfacher platt-deutscher Bürgersleute.

Erst Handwerker, dann Gastwirt, Gerichtsschreiber, Friedensrichter, Advokat, und schließlich Richter des Kriminalgerichts. — Aber bei Richter Kersten kann man füglich sagen: „wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er den Verstand."—Mit echt deutscher Gründlichkeit hat Herr Kersten amerikanische Jurisprudenz studiert und trotz seines Mangels an akademischer Bildung wird er als einer der besten Kriminalrichter auch von amerikanischer Seite anerkannt. Aber nicht nur als Richter und Jurist, sondern auch als Mann ist er allgemein hoch angesehen —, seine richterlichen Entscheidungen sind so voll von echter Menschlichkeit und gesundem Verstande, daß er vielfach als bahnbrechend auf dem Gebiete moderner Kriminologie eingedrungen ist.

Mit Ausnahme des Herrn Chas. M. Foell, Richter des Superior Gerichtes und der Herren Brentano und Kersten sind gegenwärtig keine Richter deutscher Abstammung im Amte. — Herr Chas. M. Foell ist zwar deutscher Abstammung und ein äußerst tüchtiger Jurist, ist aber so wenig mit dem Deutschtum der Stadt identifiziert, daß man ihn kaum als einen Vertreter desselben bezeichnen könnte. —

Das Munizipalgericht der Stadt Chicago hat dreißig Richter und kein einziger könnte als Vertreter des deutschen Elements hingestellt werden.

Herr Richter Beitler hat zwar einen deutschen Namen, spricht aber kein Wort deutsch und ist jedenfalls mehrere Generationen vom Deutschtum entrückt.

Herr Joseph Sabath, einer der Munizipalrichter, ist ein Deutsch-Böhme, hat sich aber aus politischen Gründen ganz und gar den Böhmen angeschlossen. — Nichtsdestoweniger besucht er das deutsche Theater, spricht fließend Deutsch und kann füglich auch als Deutscher gelten und als solcher macht er dem Deutschtum jedenfalls keine Schande, denn er ist ein tüchtiger Jurist und obzwar noch jung an Jahren, zeigt er jederzeit richterliche Befähigung und Haltung.

Mit dem vor etwa zwei Jahren erfolgten Tode des Richters Max Eberhardt, ging dem Deutschtum nicht nur

einer seiner besten Vertreter auf der Richterbank, sondern auch ein bedeutender Poet und Menschenfreund verloren. Nie hatten wir in Chicago einen Richter, der so unerschrocken Recht sprach, als Max Eberhardt. Klein und gebrechlich an Statur, war er wirklich ein Geistesriese, wie wir sie leider nur selten finden. Herr Eberhardt war erst deutscher Journalist und wurde in den neunziger Jahren Friedensrichter und Polizeimagistrat. — Vieles Böse und Schandbare wurde den damaligen Friedensrichtern nachgesagt, aber niemals traf auch nur ein Hauch des Vorwurfes Herrn Eberhardt. — Unter den amerikanischen Advokaten, die seine gerade und strengehrlich-deutsche Natur nicht verstanden, galt er als griesgrämig. Aber alle stimmten darin überein, daß er ein vorzüglicher Jurist, streng, ehrlich und gerecht bis aufs I-tüpferl war. — Er war auch der einzige Friedensrichter, der nach Abschaffung des Friedensgerichts in Chicago zum Munizipalrichter gewählt wurde.

Es gibt eine große Anzahl von Deutschen Advokaten in der Stadt Chicago, die tüchtige Richter sein würden, aber leider sind sie nicht genug in der „Politik" und wenn wirklich ein „Kandidat" so kümmern sich in der Regel seine deutschen Mitbürger wenig darum und stimmen lustig für die Sullivans, Ryans, McSomebody u. s. w.

Eines deutschen Ex-Richters sei hier gedacht, der ebenfalls bewies, daß das Deutschtum echte Männer von richtigem Schrot und Korn für den Richterberuf hier im neuen Vaterlande hervorbringen kann und zwar des Herrn Philip Stein. Herr Stein war 12 Jahre Richter des Kreisgerichts und hat als solcher für sich und das Deutschtum der Stadt Chicago Lorbeeren geerntet.

Herr Philip Stein, der jetzt wieder die Advokatenpraxis mit großem Erfog betreibt, war entschieden einer jener Richter, die durch Bildung und eine geradezu erstaunliche Kenntnis der Gesetze und tiefes Verständnis für die schwierigsten Rechtsprobleme zeigte. Auch zeigte er in unerschrockener Weise seine liberalen Ansichten. Während der Chicago Weltausstellung gelang es den Muckern und Heuchlern die Behörden der Weltausstellung zu bewegen, die Ausstellung an Sonntagen zu schließen und auf diese Weise einer großen Anzahl von Arbeitern die Möglichkeit zu nehmen, mit ihren Familien die interessante Schaustellung zu sehen. — Einige der Aussteller jedoch führten Klage und als die Angelegenheit vor Richter Stein zur Verhandlung kam, entschied er zu Gunsten der Aussteller, trotz des Gezeters und Geschreies der Mucker. Dem großen Publikum wurde die Gelegenheit gegeben, die Ausstellung an dem einzigen Tage zu besuchen, an dem es nicht dem Broterwerb nachgehen mußte. Wäre diese Angelegenheit vor einem unserer heuchlerischen Amerikaner zur Verhandlung gekommen, dann wäre sicherlich die Entscheidung anders ausgefallen. Diese Begebenheit beweist wieder wie notwendig es ist, daß das Deutschtum Chicagos sich mehr um öffentliche Angelegenheiten kümmern sollte, wenn es wünscht, daß seine freiheitlichen Bestrebungen zur Geltung kommen sollen.

Deutsche, sowohl in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz geborene gibt es in Chicago eine schwere Menge und sie alle hier zu erwähnen, wäre wohl eine Unmöglichkeit. Viele davon haben sich ganz besonders ausgezeichnet und nehmen eine führende Stelle im öffentlichen Leben sowohl, wie auch in ihrem Berufe ein.

In ihrer Gesamtheit stehen jedenfalls die Rechtsanwälte deutscher Abstammung oder Geburt ihren Kollegen anderer Nationen zu mindestens ebenbürtig an der Seite. Eine Illustration der deutschen Bescheidenheit ist es, daß wir fast alle deutschen Rechtsanwälte ersuchten, uns ihre Biographien einzuschicken und auf mehrere hundert Briefe kaum mehr als zehn Antworten eingingen, trotz der Versicherung, daß den betreffenden Herren keinerlei Unkosten entstehen könnten.

Einer der wohlbekanntesten Rechtsanwälte ist wohl Herr Harry Rubens, der schon seit ungefähr vierzig Jahren hier

praktiziert. Herr Rubens ist Wiener von Geburt und hat sich durch seine Befähigung und auch durch seine echt deutsche Leutseligkeit zu einer beneidenswerten Stellung emporgerungen. Als Herr Rubens nach Chicago kam, gab es noch wenige Rechtsanwälte deutscher Abstammung hier, und somit war es auch natürlich, daß das deutsche Publikum in der Kanzlei des Herrn Rubens recht zahlreich eintraf, umsomehr, da er bald bewies, daß er nicht nur ein vorzüglicher Jurist, sondern auch ein gediegener Mensch sei. Im Anfange war Herr Rubens allerdings sehr radikal angehaucht, aber mit den Jahren beschwichtigte sich der hochgehende Jugendpuls und aus dem allerrotesten Sozialisten wurde mit der Zeit ein konservativer Herr. Ueber seinenKonservatismus kann wohl kaum ein Zweifel herrschen, wenn man bedenkt, daß Herr Rubens sowohl vom deutschen Kaiser, als auch vom Kaiser von Oesterreich mit Orden ausgezeichnet wurde. Auf alle Fälle hat Herr Rubens Bedeutendes für das Deutschtum Chicagos geleistet und viel dazu beigetragen den Deutschen in Chicago eine ihnen gebührende Stellung zu verschaffen.

Als langjähriger Präsident und leitender Geist des Germania Männerchors — neuerdings als einer der Führer für die Errichtung des Goethedenkmals und in vielen anderen öffentlichen und privaten Unternehmungen, welche das Deutschtum berührten, hat sich Herr Ruebns als ein äußerst tüchtiger und hervorragender Mann bewährt.

Ihm treu zur Seite stand sein Sozius Herr Gustav Fischer, der ebenfalls als sehr tüchtiger Anwalt gilt und auch in allen deutschen Angelegenheiten sich in jederweise bewährte. Auch Herr Fischer rühmt sich einer Auszeichnung vom deutschen Kaiser.

Einer der ältesten deutschen Rechtsanwälte, nebenbei bemerkt, auch Wiener, ist Herr Julius Goldzier. Herr Goldzier warAbgeordneter eines Chicagoer Distrikts im Kongresse der Ver. Staaten, er war Stadtvater mehrerer Termine hindurch und hat sich in jeder Stellung als ein würdiger Vertreter des Deutschtums bewiesen.

Herr Goldzier kann füglich als einer der Führer imRechtsfache betrachtet werden. Auch in seinen Bestrebungen für das Deutschtum hat Herr Goldzier als glänzender Redner und Organisator Bedeutendes geleistet.

Eine der ältesten Firmen von Rechtsanwälten deutschen Namens ist wohl die Firma Lackner, Butz & Miller. Sowohl Herr Lackner als auch Herr Butz sind deutschgeborene und nehmen sowohl als Rechtsanwälte wie auch in gesellschaftlicher Beziehung eine führende Stellung ein. (Herr Caspar Butz starb vor einigen Jahren, aber die Firma besteht weiter).

Einer der gediegendsten und gelehrtesten unserer Rechtsanwälte ist wohl Herr Sigmund Zeisler — Master in Chancery (eine Art Hilfsrichter). — Herr Zeisler, dessen Frau die berühmte Klavier-Virtuosin Frau Bloomfield-Zeisler ist, wurde in Oesterreichisch-Schlesien geboren und studierte Rechtswissenschaft in Wien, wo er sich den Doktortitel erwarb. Als reifer Mann kam er nach Amerika und studierte nunmehr amerikanische Rechtswissenschaft. Mit deutscher Gründlichkeit erwarb er sich eine solch umfassende Kenntnis des amerikanischen Rechtswesens, daß er nunmehr seinen Kollegen aller Nationalitäten als eine Autorität auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft gilt. Herr Zeisler ist nicht nur ein bedeutender Rechtsanwalt, sondern auch ein glänzender Redner und seine Vorlesungen über deutsche Literatur werden als Perlen anerkannt.

Als einer der beliebtesten deutschen Rechtsanwälte darf Herr ChristianMaier genannt werden. Herr Maier, der schon seit ungefähr 35 Jahren als Rechtsanwalt tätig ist, bekleidete wiederholt angesehene öffentliche Stellungen. Er war jahrelanges Mitglied des Schulrates, Kommissär des Zivildienstes und Stadtvater. In jeder Stellung zeichnete er sich als grundehrlicher, für die amerikanischen Politiker nur zu ehrlicher Beamter aus und brachte bahnbrechende Refor-

men im öffentlichen Leben zustande. — Aber auch als Mensch ist Herr Maier hochstehend und die ihn kennen, müssen ihn achten und lieben. — Drei seiner Söhne haben sich ebenfalls dem Advokatenberuf gewidmet und sind trotz ihrer Jugend als tüchtige Anwälte bekannt.

Unter den in den letzten Jahren Verstorbenen muß jedenfalls Herr John Peter Altgeld, Advokat, Richter und Gouverneur des Staates Illinois an erster Stelle genannt werden. Noch selten hat ein Mann gelebt, der so viele warme Freunde und so viele bittere Feinde gehabt hätte als Herr Altgeld. Herr Altgeld kam als 12jähriger Junge mit seinen Eltern aus dem Rheinlande, nahe Luxemburg, hierher. Obzwar seine Eltern dem Arbeiterstande angehörten, gelang es dem jungen Knaben dennoch, sich bis zur höchsten Stelle im Staate emporzuarbeiten. Es ist unmöglich, eine Lebensgeschichte John Peter Altgelds in diesem kleinen Rahmen wiederzugeben, es bedürfte dies eines großen Buches. Als Rechtsanwalt, als Richter, als Gouverneur, als Volksmann und als Politiker war Herr Altgeld unzweifelhaft einer der bedeutendsten Männer Amerikas und vielleicht seines Jahrhunderts. — Als Mensch war er unendlich zart, liebevoll, bescheiden und opferwillig.

Er starb während einer Rede zu Gunsten der Buren. Er starb, wie er lebte, im Dienste des Volkes. Sein Einfluß auf den Fortschritt der Nation wird auf lange Zeit hinaus wahrnehmbar bleiben.

Unter den Verstorbenen sind noch zu erwähnen die Herren Adolph Moses, Julius Rosenthal und WilhelmVocke, durchwegs hervorragende Mitglieder der Advokatenzunft.

Unter den wohlbekannten und speziell im aktiven Deutschtum Chicagos regen Anwälten finden wir Herrn Adolph D. Weiner. — Herr Weiner ist Deutsch-Ungar, studierte in Wien und erlangte dort den Doktortitel und wie Herr Zeisler, kam auch er als reifer Mann ins neue Vaterland.

Herr Weiner ist nun schon nahezu 20 Jahre als Rechtsanwalt tätig und sowohl als Advokat, wie auch als vorzüglicher Redner hochgeschätzt. Seine Offenheit, sein Menschtum und seine Gediegenheit haben ihn in wenigen Jahren zu einen gesuchten Rechtsvertreter gemacht.

Zu den für das Deutschtum tätigen Rechtsanwälten, deutscher Abstammung zählt auch Herr Ernest P. Kußwurm. — Ein jovialer, liebenswürdiger Herr, der jederzeit bereit ist, sein Geld und seine Zeit für das Gedeihen des Deutschtums herzugeben und immer im Vordertreffen steht, wenn es gilt für das Deutschtum eine Lanze zu brechen.

Einer der Führer der Deutschen Chicagos ist Anwalt Heinrich Huttmann. Er darf mit Berechtigung als einer der besten genannt werden. Herr Huttmann, obzwar der jungenGeneration angehörend, ist bereits in allen Kreisen der Stadt bekannt. Besonders im deutschen Freimaurerleben ist er einer der führender Geister. Als Rechtsanwalt wird er unter den besten der Stadt genannt.

Wie hoch er im Deutschtum steht, geht schon daraus klar hervor, daß eine große Deputation der angesehensten Deutschen den Präsidenten der Ver. Staaten besuchte, um ihn zu bewegen, Herrn Huttmann zum Bundesrichter dieses Distriktes zu ernennen.

Herr Charles Werno, früher Stadtvater, gehört auch zu jenen Deutschen, die vermöge ihrerTüchtigkeit schon längst die höchsten Stellungen einnehmen würden, wenn die deutsche Bescheidenheit nicht im Wege stünde. — Herr Werno ist schon seit ungefähr 25 Jahren als Rechtsanwalt tätig und ist seine Gewissenhaftigkeit, nahezu übertriebene Ehrlichkeit und Herzensgüte unter seinen Freunden sprüchwörtlich. Unter den Kollegen gilt er als einer der hervorragendsten.

Herr John Stelk, der Rechtsanwalt des Sheriffs, ist auch einer der wohlbekanntesten und dürfte es ihm jedenfalls nicht schwerfallen das Munizipalrichteramt zu erlangen, wofür er gegenwärtig kandidiert, vorausgesetzt, daß unsere lieben Deutschen ihn nicht im Stiche lassen,

um für die verschiedenen Mac's und O's zu stimmen.

Auch Herr Henry Horner ist einer unserer wohlbekannten deutschen Rechtsanwälte, die gegenwärtig für das Richteramt kandidieren und zwar will Herr Horner Nachlaßrichter werden. — Herr Horner gehört den jüngeren deutsch-amerikanischen Elementen an, ist aber ein tüchtiger und gewissenhafter Jurist.

Unter den jüngeren Elementen dürfen wir der Herretn Georg Pfuhl, Joseph Weber (Abgeordneter in der Staatslegislatur), Oscar Kropf, Ernest Buehler, Richard Koch, Albert Schaffer, A. C. Busse und William R. Brand nicht vergessen. — Junge Männer deutscher Abstammung, die vieles versprechen und bereits Tüchtiges geleistet haben.

Vor einigen Tagen starb Herr Arnold Tripp, einer der ältesten Kämpen auf dem Gebiete derRechtsanwaltwissenschaft in Chicago. Er gehörte zu den scharfsinnigsten, geübtesten und gefürchtesten Gegnern auf dem blutlosen Schlachtfelde der Jurisprudenz.

In ihm hat Chicago einen der tüchtigsten deutschen Rechtsanwälte verloren.

Als eine der bekanntesten Firmen deutschen Stempels gilt auch die Firma Tatge, Koepke & Kalb. Drei tüchtige deutsche Männer die ihrem Berufe, wie auch dem Deutschtum Ehre machen.

Es wäre unmöglich aller zu gedenken, denn Chicago hat ungefähr fünfhundert Rechtsanwälte deutscher Abstammung und es kann hier füglich gesagt werden, daß sie samt und sonders einen guten Ruf genießen und damit beweisen, daß auch auf dem Gebiete der amerikanischen Rechtswissenschaft und in der praktischen Anwendung derselben das Deutschtum einen wohltuenden, aufwärtsstrebenden Einfluß ausübt. Deutsche Gründlichkeit, Ehrlichkeit und Intelligenz haben viel dazu beigetragen, den Advokatenberuf hierzulande auf eine höhere Stufe zu bringen.



An Appeal for Preservation of Germanism from an American-born German to his Fellows of like Nativity.

By JOSEPH DANZIGER.
(A Native of Indiana.)

„Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Menschen lernten wir kennen und Nationen, so laßt uns,
Unser eignes Herz kennend, uns dessen erfreu'n."

„Hermann und Dorothea."

Last spring a monument was unveiled in Lincoln Park, which is one of the finest examples of plastic art existent in America, and is dedicated by "The Germans of Chicago". This monument of Johann Wolfgang von Goethe, is a tribute to the greatest intellect of his time and one of the greatest of all times. The serene and noble countenance surmounted by the lofty brow,the vigorous, youthful figure with the bold eagle perched upon his bent knee, all are meant to symbolize, not only Goethe himself, but the universal spirit of the German people. How our hearts must swell with pardonable pride when we think that we, though separated from the land of our forefathers, are one with it in spirit! For, no matter how many generations our families may have dwelt in America, German hearts beat in our breasts, and though we speak not the language of our forefathers, German faith and honor are ours.

All students agree that the German language is the best one in which to express an abstract idea, and one word which cannot well be rendered in English is D e u t s c h t u m. It implies all that is typical in German customs, ideals and aspirations, and for want of a better term I shall translate it as germanism. This spirit of germanism is a holy fane, which has been bequeathed to us from the days when our liberty-loving ancestors in the Teutoburger Forest, fought the legions of Rome and defeated their superior numbers; the same fight indeed which our brethern across the water are waging to-day with the overwhelming legions which would destroy Germanism. But we in this country also have to gird ourselves for a struggle; a contest which is to prove whether we are worthy of our forefathers and of those of our kinsmen who are engaged in a life-and-death struggle with the armies of spite, greed and barbarism.

Germanism has been assailed in this country in a way which we may not ignore. We, who thought we were the equals of Americans of any other extraction, suddenly find that in certain influential circles we are not so regarded. We have learned, to our grief and dismay, that although politically independent, yet morally and spiritually, this country seems to consider itself a mere British dependency, and whether the mother-country blows hot or cold we must respond with a similar exhalation. It follows then, that if we are to continue as "good Americans", we must execrate and despise our Fatherland. Is this pleasing to you my brothers, and are you ready to obey this behest of the powers that be?

That we may justly claim a share in determining her future policies, let us consider wherein America is indebted to Germany. At the time of the Revolutionary War this was

a sad country indeed. Puritanism was supreme, and the roots of commercial importance had already been planted. The trade in rum and niggers flourished, while the "wooden-nutmeg" industry had been started. Each in its separate locality, the various churches practically ruled the land, while science and philosophy were frowned upon, unless supported by some powerful character like Paine, Franklin or Jefferson. Music was unknown except for a few sad hymns sung through the nose, the fine arts were execrated. Beginning with the Thirty Years War and until the War of Independence, a thin stream of immigration began to set in from Germany. After this period, a constantly increasing number of German emigrants arrived in this country, until during the stern times of 1848 thousands of the best German blood were driven to our shores because of political oppression. These men conveyed a powerful influence upon American life. Gradually there was injected an appreciation of the fine arts, especially music, and a desire to broaden our field of learning beyond the narrow academic lines which even to-day prevails throughout a great part of England. By imperceptable degrees America became a more joyous land and we ceased to "take our pleasures sadly". In this regard our German forebears were ably assisted by the Irish emigration which occurred during about the same period. These refugees of '48 formed an important contingent in the Civil War, and helped materially in the success of the Northern Army. They were highly esteemed, too, in public office, and in their day germanism exercised a powerful influence on public opinion. This we can account for because many of their number were men of great talent, but principally because they respected their germanism, and demanded a like respect for it from others.

Of this we may be sure; no set of men nor no men's institutions will be respected unless such men and their institutions show themselves to be unflinchingly self-respecting. What a change has come upon us to-day! A short time ago, our ambassador to the court of the King of England, said in a public address that we in America are "English led and English ruled", and the assembled company of Englishmen and Anglophiles made the walls of that London banquet-room rock with their approval. But do you approve, of such a sentiment, my kinsmen; you, whose ancestors sent Baron von Steuben to the Colonial Army that he might teach the soldiers Prussian military tactics and so enable them to defeat the army of mighty Britain? Do you suppose the Poles who gave Kosciusko to the Revolutionary Army, or the Irish whom British tyranny had driven from their lovely island, are pleased to know that "we are English led and English ruled?" Yet a stranger on reading the American papers to-day, would be convinced that the ambassador was right, except that a little invesigation would prove to him that the American papers only reflect the opinion of but a small part of the American people. Yet these newspapers would not dare to insult and traduce our German kinsmen, had we in the past years, staunchly upheld and boldly asserted our germanism.

Germanism is the spirit of the German people in whatever land they may find themselves. It was the mainstay and support of learning during the dark days of Medieval times. Whilst all of Europe was prostrating itself before kings and potentates, the Free Cities of Germany kept the sacred torch of Liberty burning. Later, germanism in-

spired a love for religious freedom, and while France, Spain and England were extending their rule over weaker and more barbarous peoples, Germany was fighting the great wars for religious liberty, so that in our day every man may worship his God according to the dictates of his conscience. During a subsequent period, Germany defended western Europe against Mohammedanism, and as an expression of gratitude for the great service she rendered to civilization, LouisXIV. of France stoleAlsace and Lorraine whilst the German army was occupied in driving the Turks beyond the Danube.

In the arts of peace as well, the German people have always been paramount. Amid the flood of scientific investigations which the last hundred years has produced, no country not even our own has excelled the German nation in the number and importance of her inventions and discoveries. In the fine arts she is unsurpassed, and the love and appreciation of good music is one of the distinctive characteristics of germanism. German literature is rich and abundant. Her poetry is beautiful and heart-stirring, her philosophical and scientific writings are expressed in a language so well adapted to the purpose, that they often defy adequate translation, and many non-German scholars study the language of our Fathers, for the sheer joy of finding their thoughts expressed in a fit medium.

The social side of germanism is expressed in the word, Gemuetlichkeit. When Theodore Roosevelt was President, he once responded in a German speech to a deputation of visiting Germans, and amongst other things, he said that it was greatly to be regretted that this word Gemuetlichkeit had no equivalent in the language of his people. But we Germans know what the word means even though we cannot express it in English. It means self-forgetfulness, in the first place, and courtesy and helpfulness to others, especially the aged; it means kindness to children and our inferiors and respect for those to whom reverence is due; it signifies that your friend's house is open to you as though it were your own, and this implies also that you will not abuse the privilege. In a word, Gemuetlichkeit means freedom of personal conduct, together with unfailing consideration for the rights of others, and being happy in the respect of those others because they have also deserved our respect.

All of this is germanism; a conception too beautiful to be lost to us Germans of America, and we must not listen to the cajolery of our Anglomaniac advisers, who would have us turn our backs upon the institutions of our forefathers. We positively refuse to be "English led and English ruled," we whose traditions originated in a better and more equitable land than England. We who are proud of our germanism will not permit it to be rudely eradicated from this nation; to create which our forefathers contributed so much of their blood and sweat. We have neglected germanism for a time, but are now firmly resolved to do so no more. It required an epoch of intense passion like the present to awake us from our lethargy, and now it is up to us to show these traducers of our most precious heritage what sort of stuff this German blood is, which is being so freely shed upon European soil. We will show them that we can fight in times of peace as well as on the battle-field. Will you join us, you other American-born Germans, and help to rejuvenate germanism in America? The Macedonian cry has already gone forth:

Auf! Auf! mein Volk, zur Rettung des Deutschtums!"

We have heard much criticism of late regarding "hyphenated Ameri-

cans'', although one of the most prominent of the critics is himself an Anglo-American in sentiment. Such people forget that this country is a political organization and is not yet a nation in the sense that the term applies to one of the great European countries. Such a condition is not surprising as it will take many generations of intermarriage and the establishing of distinctive customs and traditions before we become a nation in the true sense. In the meantime we wish to contribute our quota to the building of this nation, not only in flesh and blood but also in the best of spiritual and mental qualities which are a part of our heritage from the past. If in doing so we must be segregated from the rest of our countrymen, and if they who object to the classification that has been given us, do not like the expression German-Americans, we will improve on it by styling ourselves, ''American-Germans''.

There are twenty millions of us here in America, and though a majority of this number have but a secondary knowledge of the German language and only a traditional conception of germanism, yet we are Germans in sentiment, and he would be a poor-spirited man indeed who did not feel, in these stirring times, that he is more close kin to the Germans all over the world than to the mixed races which constitutes the population of America. True we are citizens of this Republic, by virtue of having been born here, but for years we have been shocked and grieved at the anti-German attitude of our Anglo-American press, and in more recent days we have been horrified and enraged at the infamous calumny and vituperation which this same Anglophile press has heaped upon our kinsmen across the water, who are so gallantly defending their national existence und their ideals.

We Germans are at fault for this situation, though the fault is perhaps the amiable one of undue modesty. When our forebears came to this country, they were told that they were welcome to these shores in America in process of formation; and that they should forget that they had been Germans, and proceed to amalgamate themselves with the rest of the population; while at the same time America wished to incorporate in itself the best that all of the peoples of the Old World had to bring with them. Our German ancestors observed this dictum literally and faithfully, with the result that they were soon amalgamated into the ranks of the people, and while the impression they made upon American ideals was a blessing to this country, yet recent events have proven that a mistake was made when the Germans did consent to forget their home country and so give up their racial individuality. Had they declined to do this, all the present injustice to our people would have been spared us and Germany to-day would command the respectful consideration of the American people and government.

But; ''it is never too late to mend'' and now is the time to begin repairing our defenses. We Germans of American birth should come in closer touch with our German-born kinsmen in this country, while yet there are some left here in the flesh. It is our sacred duty to maintain in this land the customs and ideals of our honored ancestors, with tongue and pen and the ballot even if necessary. We should associate ourselves with some of the numerous German societies of the community, and become better acquainted with the charming customs of our ancestors, with their heart-stirring music, and the noble language of the Fatherland. We should go at the work as a sacred duty we owe to the memories of our parents, to the end that

when the present generation of German-born citizens of this country have gone to their reward, there shall be others of our race who will keep the spirit of germanism ardently aflame in America.

If we are united and faithful to each other, think what twenty million determined men and women can do in this nation. Especially if they are twenty millions of Germans with German determination and German idealism, they shall constitute a force against which all of the rest of America cannot prevail. We should resolve to read German newspapers and German books, even though we have forgotten most of our German. For if you spoke it at home in your childhood or only heard it spoken by your elders, it is surprising how quickly it all comes back to you, and soon you realize the delights of being once more able to think and talk in German. Above all we should associate ourselves with the German Vereine, and so coming in contact with a great body of our kinsmen we will find that strength which lies in union, a strength which if properly exerted will enable us to remove the dangers to germanism in America which the present crisis has so forcibly pointed out to us. Therein our bounden duty is pointed out to us, and we must fulfill this sacred obligation. We sincerely hallow the memories of our parents and regard with reverential pride the mighty deeds and accomplishments of our ancestors.

The American slogan of "DO IT NOW", applies splendidly in this instance. Go to your nearest German friend, tell him of your awakened enthusiasm for germanism, of your newly conceived determination to defend the sacred institutions of your forefathers, with heart and soul. Ask him how best to associate yourself with those who are like-minded. Then together we, my brothers, will destroy and utterly eradicate this anglophile serpent which has insidiously coiled itself upon the breast of Columbia, and bids to sting to the death that freedom and independence for which the Fathers of Our Country have fought and died.



Die Deutschen im politischen Leben Chicagos.

Von Max Baumann.

Chicagos Deutschtum hat seit Menschengedenken in der lokalen, wie auch in der Staatspolitik eine hervorragende Rolle gespielt, obwohl sich der Deutsche bekanntlich nicht in dem Sinne zum Aemterjäger eignet, wie entweder der waschechte Amerikaner, oder die Abkömmlinge der grünen Insel. In allen Zweigen der Stadt und des Countys und auch der Staatsverwaltung waren die Deutschen seit Jahrzehnten entsprechend vertreten und zwar sowohl in Aemtern, in welche sie ernannt wurden, als auch in solchen, für welche sie erwählt werden mußten. Und wenn dann und wann auch eine politische Umwälzung stattfand, wurde das Gleichgewicht bald wieder hergestellt. Seit den Tagen des unvergeßlichen Gouverneurs John Peter Altgeld, welcher trotz vieler Anfeindungen seitens der Konservativen und Rückschrittler dem Deutschtum Chicagos und des Staates zu größerem Ansehen verhalf, als viele andere seiner amerikanisierten Landsleute und der erst kürzlich Eingewanderten, haben die Deutschen auf dem politischen Schlachtfeld manchen Sieg erfochten.

In jenen Zeitraum fällt auch die erprobte und fortschrittliche Verwaltung unseres Postwesens durch den leider allzufrüh verstorbenen Washington Hesing. Später erprobte sich als Postmeister der nachmalige Bürgermeister Fred A. Busse.

Dieser Abschnitt soll aber hauptsächlich dem Einfluß des Deutschtums auf die Lokal- und Staatspolitik während der letzten Jahre gewidmet sein und die Stadtverwaltung Fred A. Busse's kann deshalb nur vorübergehend erwähnt werden.

In Herrn Busses Verwaltungsperiode fällt die Neukonstruktion und Ausdehnung unseres Straßenbahnwesens, die Ausdehnung unserer Wasserversorgung nach der fernen Südseite und Südwestseite hin, der Ankauf der Wasserwerke in Rogers Park seitens der Stadt und die Schaffung des unter dem Namen Chicago Plan Kommission bekannten Verwaltungszweiges zur praktischen und kunstsinnigen Stadtentwicklung und die umfassende Neunumerierung aller Gebäude der Stadt und die umwälzende Vereinfachung der Straßennamen unter dem Vorsitze des Stadtrats Jac. A. Hey. Als Schatzmeister fungierte während der letzten zwei Jahre der Busse'schen Verwaltung der kerndeutsche John E. Traeger, welcher früher das Koronersamt bekleidet hatte und jetzt als Kämmerer die Stadtkasse beschützt. Als Kommissär für öffentliche Arbeiten tat sich damals John J. Hanberg hervor, ein Schleswig-Holsteiner von Geburt; Steuereinnehmer war der vormalige Sheriff E. J. Magerstadt. Gleichzeitig standen verschiedenen Verwaltungszweigen hervorragende Deutsche und Deutschamerikaner vor, denen auch seitens Vertretern anderer Parteien außer der dominierenden und anderen Nationalitäten außer der deutschen und deutsch-österreich-ungarischen hohes Lob gezollt wurde.

Herr Charles Werno, der Vorsitzer des Verkehrsausschusses während der stürmischen Zeit, war eben aus dem Stadtrat ausgeschieden und doch fand der nächste Stadtrat Namen wie Milton J. Foreman, John A. Richert, Henry L. Fick, Rudolph Hurt, Michael Zimmer, Hermann F. Kruger, Albert W. Beilfuß, Charles M. Foell, Arthur Josetti, Bernard F. Clettenberg, Jacob A. Hey, Fred A. Britten, Albert Hahne, Herman G. Redwanz, Peter Reinberg, Hy. J. Siewert und Ernest Bihl. Alle gute und echte Deutsche, die sich niemals scheuten, für die Rechte ihrer Landsleute einzutreten. Von diesen sind seither viele ausgeschieden, einige um der großen Armee beizutreten, andere, um sich ins Privatleben zurückzuziehen, und wieder andere, um der Gesamtbürgerschaft in noch wichtigeren Posten zu dienen. Zu diesen letzteren gehören aus den erwähnten Stadtratmitgliedern der Richter Charles M. Foell, der Kongreßabgeordnete Fred

A. Britten, der Schulratspräsident Peter Reinberg. Der Stadtvater Zimmer ist inzwischen zum Sheriff von Cook County erwählt worden und hat seine Amtszeit beinahe abgedient. Und nicht wenig stolz können die Deutschen darauf sein, daß er, dank seiner ehrlichen und fähigen Verwaltung von der Bundesregierung zum Postmeister von Chicago für die nächsten vier Jahre auserlesen worden ist. Es gilt dies für das zweitwichtigste Postamt in den Vereinigten Staaten.

In unseren höheren Gerichten, dem Kreis- und dem Superiorgericht und auch im Stadtgericht war das Deutschtum inzwischen gebührend, wenn auch nach der Bevölkerungszahl nicht zahlreich genug vertreten. Politische Ränkeschmiedereien verhalfen dem langjährigen Richter Philipp Stein in den Ruhestand, nachdem er sich einen beneidenswerten Ruf erworben hatte. Richter Theodore Brentano und Richter George Kersten haben sich aber trotz aller politischen und halbpolitischen Stürme immer noch behauptet, obwohl sie verschiedenen politischen Parteien angehören und gerade diese lokalhistorische Wahrheit läßt sehr tief blicken. Der inzwischen in das Bundesgericht berufene Kreisrichter Julian W. Mack läßt sich ebenfalls zu den Deutschen zählen, von Gerichtsreferenten wie Sigmund Zeisler und Edward B. Escher und Frank P. Schmidt gar nicht zu reden.

Zu jener Zeit zierten das Stadtgericht auch die Deutschen Michael F. Girten, Isador H. Himes und Henry C. Beitler, sämtlich kerndeutsche Männer, die von dem Amte gesucht wurden, nicht aber selbst das Amt suchten.

Viel größer aber als der Einfluß der erwählten und ernannten Beamten und Kandidaten und Anwärter auf höhere und niedrigere Aemter war für die politische Entwicklung unserer westlichen Metropole, ja des ganzen Staates und des ganzen mittleren Westens die stets besonnene Haltung des Deutschtums, welche sich, um ein Beispiel anzuführen, ganz besonders aus unseren kürzlichen Freibriefkämpfen nachweisen läßt.

Zu den Mitgliedern des letzten legitimen Charter- oder Freibriefkonventes gehörten nicht wenige der hervorragendsten und tatkräftigsten Deutschen und Deutschamerikaner Chicagos, die in keiner Sitzung bezw. Ausschußsitzung fehlten und später in der Staatshauptstadt ihr möglichstes aufwandten, um den Friebrief unabgeändert zur Annahme zu bringen, anstatt ihn mit allen erdenklichen, an das Muckerische grenzenden Abänderungen zu überbürden. Als unsere engherzigen Vettern vom Lande mit etlichen Gesinnungsgenossen von der Stadt Chicago in der Legislatur trotz aller Zureden seitens des liberalen Deutschtums ein Machwerk von einem Freibriefentwurf zur Annahme brachten, waren es wieder die deutschen Führer, die das Volk zuerst zu den Waffen riefen und anfangs Juni 1907 eine Kampagne gegen den Freibriefentwurf inszenierten, welcher am 7. September mit der überwältigenden Zurückweisung des Machwerkes endete. Es wurden für den Entwurf rund 59,000 Stimmen abgegeben, dagegen aber über 121,000. Oertliche Selbstregierung und der freie ungezwungene Sonntag wurden damit unserer Bürgerschaft auf Jahre hinaus gesichert.

Es sollte hier allerdings nicht vergessen werden, daß die deutschamerikanischen Bürger in diesem und in etlichen ähnlichen Kämpfen zur Wahrung und Förderung der persönlichen Freiheit von Böhmen, Oesterreich-Ungarn, ja Polen und Belgiern redlich unterstützt wurden. Die Führerschaft lag aber beinahe ausschließlich in den Händen der Deutschen und Böhmen.

In diesen Zeitraum fällt auch die Blütezeit des unter dem Namen United Societies bekannten Zentralverbandes von gesellschaftlichen Vereinigungen, Klubs, Landsmannschaften. An dem Freibriefkampfe nahm dieser Zentralverband einen hervorragenden Anteil und auch an der Auswahl von Stadtratmitgliedern, Staatsabgeordneten und

Senatoren, Bundesabgeordneten und Richterkandidaten. Da die Deutschen und Deutschamerikaner in diesem Zentralverbande an Mitgliederzahl und auch in der Exekutive über eine beträchtliche Mehrheit verfügen, ist leicht einzusehen, daß sie sich im Kampfe um die persönliche Freiheit und örtliche Selbstverwaltung stets im Vordertreffen befinden.

Gerade die Entwicklung und die Tätigkeit der United Societies führt klar vor Augen, daß sich die Deutschen und Deutschamerikaner in der Politik wohl führen und leiten lassen, nicht aber treiben. Als ein hervorragender deutscher Zeitungsschreiber in der Hitze eines Wahlkampfes die große Masse der Bürger als Stimmvieh bezeichnete, hat er sicherlich nicht die Deutschen gemeint, sondern die Abkömmlinge anderer Volksstämme, welche sich von ihren Führern für so und so viel pro Kopf und Versprechungen von Sinekuren verschachern lassen.

Kein Zweifel, daß die Deutschen und Deutschamerikaner es in der Staats- und Lokalpolitik viel weiter gebracht hätten, wenn sie, wie etliche andere Nationalitäten, unter sich als ein einig Volk daständen. Wenn es zu Vorwahlen oder Konventionen und den eigentlichen ausschlaggebenden Wahlen kommt, merkt man unter den Deutschen noch immer zuviel von dem alten Partikularismus. Der Deutschschweizer will nicht recht mitmachen, der Schwabe uzt das badische Kuhhorn und dieser Badenser wieder den „Knöpfleschwoab" und die „blinden" Hessen oder den „Saubayern". Dann können die Bayern den Mußpreußen nicht vertragen oder gar die „sanften" Sachsen, von den Plattdeutschen und umgekehrt gar nicht zu reden. Nach und nach ist dies allerdings etwas besser geworden. Es könnte jedoch in dieser Hinsicht noch vieles getan werden.

Schon an anderer Stelle ist darauf hingewiesen worden, daß von den deutschen Stadtratsmitgliedern etliche die allerwichtigsten Posten innehaben, nach der Bevölkerungsziffer und der Fähigkeit der Mitglieder aber durchaus nicht genügend. Die wichtigsten Posten in den Beratungskomitees sind zweifelsohne der Vorsitz des Finanzausschusses, welchen jetzt Alderman John A. Richert innehat, und der Vorsitz des Verkehrsausschusses, den Ald. Eugen Block von der fernen Südseite so trefflich führt. Der vormalige Vorsitzer des Verkehrsausschusses, Ald. Peter Reinberg, konnte nach der jüngsten Neueinteilung der Stadt in seiner Ward nicht mehr durchdringen und wurde dann zum Mitglied des Schulrates ernannt und in der ersten darauffolgenden Sitzung zum Präsidenten des Schulrates erwählt, und als ob dies nicht genügte, wurde er vor etlichen Wochen zum Vorsitzer des Countyrates aufgestellt und auch mit ziemlicher Mehrheit nominiert. Henry Utpatel von der 15. Ward gehört zu den stärksten Mitgliedern des Stadtrates, obwohl er kürzlich von der republikanischen zur progressiven Partei umgesattelt hat. Der vormalige Hilfsstadtschatzmeister Jacob Lindheimer erfreut sich der Achtung aller seiner Kollegen ohne Parteiunterschiede; Math. Franz ist zwar ein Neuling in der Körperschaft, wird aber unter der Führerschaft seines Kollegen Henry L. Fick schnell mit den Routinegeschäften bekannt werden. Ellis Geiger spielt sich als Halbdeutscher auf, aber der Progressive Hugo Krause wird sich sicherlich einen Namen machen. In der benachbarten Ward kommen die Stadtväter John H. Bauler und Victor Schaeffer nicht am allerbesten aus, wenn es sich aber um die Förderung des Deutschtums handelt, halten sie doch zusammen. Ald. Pretzel von der 26. Ward ist einer der rührigsten Stadtväter, der sich des Deutschtums nicht schämt, und Georg Eduard Trebing, sein Nachbar, wurde durch deutsche Stimmen erwählt. Winfield J. Held ist deutschböhmischer Abkunft und entwickelt sich von Jahr zu Jahr.

In der Countyverwaltung spielten die Deutschen bis vor zwei Jahren eine viel bedeutendere Rolle als jetzt. Zu den hervorragenderen Mitgliedern deutscher Abkunft gehörten der Präsident und das

langjährige Mitglied Wm. Busse, der Countyschreiber Joseph F. Haas, Joseph J. Elias, William Umbach, Louis H. Mack und August C. Boeber. Unter der Aufsicht dieser Behörde wurde der jetzige, unter dem Namen Court House bekannte Monumentalbau im Herzen der Stadt fertiggestellt.

Ein politischer Umschwung zugunsten der Demokraten fegte seither allerdings die Mehrzahl der Deutschen aus dem Countyrat und anderen Teilen der Countyverwaltung, doch verbleiben noch der Sheriff Zimmer und der Koroner Peter M. Hoffmann, die beiden höchsten Friedensbeamten des County. Die Steuerassessorenbehörde bestand bis vor zwei Jahren aus fünf Deutschamerikanern, nämlich Wm. H. Weber von Blue Island und Wm. E. Schmidt, Adam Wolf, A. W. Müller und Oscar Hebel. Als Sheriff fungierte damals Christoph Straßheim, einer der angesehensten deutschen Männer der Nordseite. Herr Abel Davis von der 15. Ward bekleidete das verantwortliche Amt eines Rekorders oder Obergrundbuchverwalters acht Jahre hindurch.

Noch viel einflußreicher als in der Gesetzgebung und in den Verwaltungszweigen unserer Regierung waren seit Jahren, ja Jahrzehnten die Deutschamerikaner in dem juristischen Teile unserer vielverzweigten Verwaltung. Dies allerdings wiederum nicht mitbezug auf die Zahl der wählbaren Richter oder der ernennbaren Gerichtsreferenten, sondern durch die Fähigkeit, die weite Erfahrung und Erprobtheit der einzelnen Richter, welche entweder in Deutschland geboren und erzogen oder, wenn hier geboren, doch dem Deutschtum zur bleibenden Ehre gereichen. Hier darf nicht vergessen werden, daß es gerade Bürger deutscher Abkunft waren, die seit Jahrzehnten gegen die Wahl von Richtern nach Parteigrenzen protestierten und Pläne für eine politisch parteilose Richterbank schmiedeten. Dies führte hier und dort zu Erfolgen, in den letzten Jahren wurden die Richter aber wieder nach mehr oder weniger schroffen Partei- und Faktionsgrenzen ausgewählt. Von den größeren Richtern deutscher Abkunft, welche sich in Chicagos Geschichte in den letzten Jahrzehnten einen bleibenden Namen geschaffen haben, darf der spätere Gouverneur John P. Altgeld wiederum nicht vergessen werden; dann tat sich jahrelang der Richter Philipp Stein trefflich hervor und gleichzeitig haben sich in den höheren Gerichten die Herren Theodor Brentano, Georg Kersten und Charles M. Foell schon längst einen beneidenswerten Namen geschaffen. Der Superiorrichter Brentano wurde wiederholt für ein Bundesrichteramt vorgeschlagen, er hat die Beförderung aber stets abgelehnt, weil er seine Dienste lieber der engeren Mitbürgerschaft widmen möchte, welche ihn jetzt schon zum vierten male in den verantwortlichen Posten wiedergewählt hat.

Wohl der volkstümlichste aller hiesigen Richter deutscher Abkunft, welcher sich besonders auch an allen deutschen Bewegungen tatkräftig beteiligt, soweit es mit seiner Amtswürde in Einklang zu bringen ist, ist der Kreisrichter George Kersten, welcher seit seiner ersten Wahl vor 12 Jahren ununterbrochen im Kriminalgericht fungierte. Zwar als ein strenger, aber doch gerechter Richter bekannt, hat ihm der Volksmund den Namen Henkerrichter gegeben. Dies hauptsächlich, weil er nicht, wie viele andere weichherzige Richter, besonders schwierige Fälle abweist und trotz seines jetzt ansehnlichen Alters die Strapazen eines langwierigen Kriminalprozesses noch ebenso tapfer aushält, als der jüngste Sprößling. Die sogenannten Straßenbahnbanditen Niedermeyer, Van Dine und Marx, der Gattenmörder Johann Hoch, Louis Pesant, John Müller, die Gattenmörder Daniel Francis und Andrew Williams, die Polizistenmörder Charles Hanson und Guy Van Tassel und der Knabenschänder und Mörder Hassan L. Hashash wurden von Richter Kersten zum Tode durch den Strang verurteilt und doch ist er im Privatleben einer der liebenswürdigsten Menschen der Welt.

Von den jüngeren Richtern deutscher Abstammung, auf die das Deutschtum stolz sein darf, sind noch zu erwähnen der Kreisrichter Charles M. Foell, welcher auch die 21. Ward jahrelang im Stadtrat vertrat. Ferner der vormalige Stadtrichter Michael F. Girten, den nur eine politische Umwälzung an einer Wiederwahl verhinderte. Es verdienen auch erwähnt zu werden die weithin bekannten Gerichtsreferendare Dr. Sigmund Zeisler, Joseph Weissenbach und Frank P. Schmidt. Als vormaliger Kreisrichter und besonders als erster Vorsitzer des hiesigen Jugendgerichts und später als Bundesrichter hat sich Herr Julian W. Mack, ebenfalls von deutscher Abkunft und ein Deutschenfreund, bereits einen beneidenswerten Ruf erworben.

Der langjährige Polizeirichter und spätere Stadtrichter Max Eberhardt, der einzige frühere Friedensrichter, welcher bei der Neuschaffung des Stadtgerichts das Volksvertrauen in solchem Maße besaß, daß er mit großer Mehrheit erwählt werden konnte, starb leider allzu früh und wahrscheinlich infolge der Ueberanstrengung auf der Richterbank. Herr Eberhardt spielte auch in deutschen Gesellschafts- und Vereinskreisen eine große Rolle.

Trotz alledem sind die Deutschen und Deutschamerikaner nach Zahl und Bildungsgrad auch in diesem Verwaltungszweige zu noch größerer Berücksichtigung berechtigt.



Der Einfluss der Deutschen auf das Gemütsleben in Chicago.

Von Michael Singer.

Als die Könige von England der Reformation ein willkürliches Ziel setzten, entstanden die Puritaner, welche ihren Namen von dem lateinischen Worte puritas, Reinheit, ableiteten. Mit dieser Benennung wollten sie darauf hinweisen, daß sie die Kirche auf das strengste nach der „Reinheit" des göttlichen Wortes und frei von jeder menschlichen Autorität und Satzung hergestellt und erhalten zu sehen wünschten.

Der Glaubensdespotismus der englischen Herrscher übte auf die Puritaner eine entgegengesetzte Wirkung aus, er entfesselte den Glaubensfanatismus in solchem Maße, daß Puritanismus und Intoleranz in ihrer entfesseltsten Abart einander später vollkommen zu decken schienen.

Ungefähr hundert Opfer der Glaubensverfolgung, die früher aus England nach Holland ausgewandert waren, kamen im Jahre 1620 nach Amerika und ließen sich in dem heutigen Massachusetts nieder. Es ist bemerkenswert, daß dieselben Puritaner, die in religiöser Beziehung Kompromisse ebenso wenig kennen wollten, wie wenig sie zur Nachsicht Andersgläubigen gegenüber geneigt waren, in politischer Hinsicht Idealen nachjagten und schon in den frühesten Zeiten das Prinzip der Selbstregierung niederlegten. Und nicht minder bemerkenswert ist es, daß dieses Land, welches der Welt mitbezug auf politische und später auch auf religiöse Freiheit als leuchtendes Vorbild diente, den puritanischen Geist nicht auszumerzen vermag, obschon es demselben aus dem religiösen Leben auszuschalten vermochte, dafür aber in das gesellschaftliche Leben umso tiefer einpflanzte. Zwei Seelen wohnen in des Amerikaners Brust. Die eine ist mit Liebe für Unabhängigkeit, für Menschenrechte, für die Pflege hoher Menschlichkeit gefüllt, während die andere da einen bewußten, dort einen unbewußten Haß empfindet gegen alles, das, zumindest in seinen äußerlichen Kundgebungen, dem puritanischen Geiste widerspricht, gegen Sitten, welche die Menschen in ihren menschlicheren Beziehungen einander näherbringen und eine Wärme verursachen, welche das puritanische Eis zu schmelzen und damit den starren Geist einer unberechtigten Verneinung zu stürzen drohen.

Dieser puritanische Geist hat in diesem kosmopolitischen Lande, in dieser Urheimat der Gleichheit der Menschen chinesische Mauern errichtet, welche Menschen von Menschen für ewig trennen und durch welche die Sonne einer froheren Lebensauffassung vergeblich zu dringen versucht. Vielleicht ist es diesem überall sich unbewußt manifestierenden puritanischen Geiste zuzuschreiben, daß der sonst großmütige und gerechtigkeitsliebende Amerikaner dem Deutschen voreingenommen gegenübersteht, zuweilen sogar mit Haß gegen ihn erfüllt ist. Der Amerikaner vermag des Deutschen Frohnatur nicht zu begreifen. Er würdigt dessen Ehrlichkeit, dessen Strebsamkeit, dessen moralischen Wert und seine höhere geistige Veranlagung — die Natur ist ihm aber fremd und weil sie ihm fremd und unbegreiflich ist, haßt er sie. Er haßt nicht d e n Fremden, sondern d a s Fremde. Und der Nativismus richtet sich nicht gegen die Fremdgeborenen, sondern gegen den fremden Geist, welchen diese mit sich bringen und welcher mit der erstarrenden Kälte des amerikanischen Gesellschaftslebens lebhaft kontrastiert.

Der Genuß geistiger Getränke, welche das Herz erwärmen und die Zunge in angenehmer Weise lösen, war und ist in vielen Fällen noch heute eine Beleidigung des puritanischen Geistes. Und so hat denn auch in dieser Hinsicht die starre, mitleidlose Verneinung Extreme geschaffen, welche tief zu bedauern sind. In keinem wein- oder biertrinkendem Lande

der Welt gibt es so viele Opfer einer erklärlichen Unmäßigkeit. Erklärlich deshalb, weil das Verbot den Wunsch nach Genuß steigert und weil man die amerikanischen Wirtshäuser nicht des gemütlichen Beisammenseins wegen aufsucht, sondern lediglich, um zu trinken, um unmäßig zu trinken.

Und auch die gesellschaftliche Moral hat in Amerika infolge des puritanischen Geistes klaffende Wunden erhalten. Manche Menschen sehnten sich aus der wortlosen Leere des kalten amerikanischen Gesellschaftslebens hinaus und weil es keinen Weg gab, der zur Innigkeit führt, welche des Deutschen Leben erhellt und erwärmt, stürzten sie sich in Ausschreitungen und versanken in denselben.

Deutsche Musik versuchte in dieser Stadt die Eisrinde von den Herzen zu lösen und ein vereinigendes Band um die Menschen zu schlingen. Professor Adolf Brune schildert an anderer Stelle dieses Buches in fesselnder Weise die vermenschlichende Arbeit, welche von den deutschen Musikern in Chicago verrichtet worden ist. Und wenn auch Musik für die Pflege des Gemütslebens als edelster und kräftigster Faktor angesehen werden mag, dieser Faktor veredelt das Gemüt, erhebt den Geist und reinigt das Herz, bringt aber den Menschen in menschlicher Beziehung schon deshalb dem Menschen nicht näher, weil er ihn in andere Welten trägt, des Erdenstaubes entrückt.

Das Gemütsleben muß sich in seinen Beziehungen zu dem Menschen äußern. Der Mensch muß in Gesellschaft des Mitmenschen eine wohltuende Wärme empfinden. Diese Wärme kann in vielen Fällen durch Aeußerlichkeiten angeregt werden, lebt aber dann im Innersten des ein Gemütsleben lebenden Menschen fort.

Das gesellige Zusammenleben der Deutschen konnte der Amerikaner nicht begreifen. Es war ihm unverständlch, er brandmarkte es als unsittlich, daß Deutsche sich mit Kind und Kegel in dem Wirtshause niederlassen. Er hielt deshalb das Volk für eine Nation von Säufern. Er wußte nicht, daß bei dem Besuche der Wirtshäuser das Bier eine untergeordnete und das Zusammensein mit gleichgesinnten Menschen die Hauptrolle spielte. Man will des Lebens Sorgen, den tiefen Ernst desselben für Augenblicke vergessen, um ihn dann umso tiefer erfassen zu können. Man will in ungezwungener Weise Gedanken austauschen, lachen und scherzen und zuweilen scherzend lernen.

In Chicago, wie in anderen Städten der Union setzte es deshalb heiße Kämpfe ab. Hier in Chicago kam es gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einem Aufstande der Deutschen, die sich gegen puritanische Fesseln auflehnten und sich ihren freien Sonntag nicht nehmen lassen wollten. Der Amerikaner sah in der Art und Weise, wie der Deutsche seine Sonntage verlebte, eine Schändung Gottes. Er vermochte sich zu jener höheren Auffassung nicht emporzuschwingen, daß das Göttliche in dem Menschen sich in dessen edleren Beziehungen zu dem Mitmenschen offenbart, und daß die Welt für den Menschen geschaffen wurde. Sie soll ein Ort der Freude, des Genusses und zwar eines gemeinschaftlichen Genusses sein. Ein Ort der Buße, ein Ort der Entsagung ist sie nur für jene Menschen, welche die Bestimmung des Menschen verkennen und dadurch gegen sich und gegen den Mitmenschen sich vergehen.

Wie in manch anderer Hinsicht hat der Deutsche auch mitbezug auf das Gemütsleben wohltätig auf den Amerikaner eingewirkt. Lange blieben die Freuden des geselligen Zusammenlebens der Deutschen dem Amerikaner unbekannt, denn die Deutschen mußten, um nicht verlacht und geschmäht zu werden, ihre geselligen Unterhaltungen in Plätzen abhalten, wo sie keine unliebsame Störungen zu befürchten hatten. Einigen Pionieren ist es zu verdanken, daß dem anders geworden ist, daß der Deutsche sein eigenes Leben leben darf, und daß allmählich auch der Amerikaner an einer fröhlichen Mahlzeit, die mit Musik und Gesang, mit Geplauder und mit Scherzen gewürzt wird, Gefallen findet und deut-

sche Restaurants und Vergnügungsplätze nachgerade mit Vorliebe aufsucht.

Hotel Bismarck und Bismarckgarten.

Ein besseres Verständnis von dem Leben des Nichtamerikaners und besonders des Deutschen erhielten die Chicagoer zweifellos durch die im Jahre 1893 hier abgehaltene Weltausstellung. Das Zusammenscharen der Europäer und deren ungezwungenes Leben und Treiben kontrastierte lebhaft mit dem des steifen, gemessenen Amerikaners. Es scheint jedoch, als hätten die Amerikaner an Vergnügungsplätzen, wie beispielsweise Alt-Wien, besonders Gefallen gefunden und das Bedürfnis nach ähnlichen Lokalen gab sich nach Schluß der Weltausstellung bald kund. Und die Herren Karl und Emil Eitel, die während der Weltausstellung an der 63. Straße und Cottage Grove ein Hotel amerikanischen Stiles betrieben, wollten den erwachenden Wunsch des Amerikaners nach deutschem geselligen Leben pflegen. Sie gründeten an 175. West Randolph Str. das deutsche Restaurant und deutsche Hotel Bismarck, das heute mit seiner echtdeutschen Küche, mit seinen Musik- und Gesangsvorträgen zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört und zweifellos wesentlich dazu beigetragen hat, die hiesigen Amerikaner zu einem wärmeren Gemütsleben anzuregen.

Ehe das Hotelrestaurant am 21. April 1894 seinem Berufe übergeben worden war, begab Herr Karl Eitel sich nach Friedrichsruh, um dem Einiger Deutschlands dafür zu danken, daß er es gestattete, diese Heimstätte deutschen geselligen Lebens nach ihm zu benennen. Der Besucher überreichte dem Fürsten Bismarck Ansichten von der Weltausstellung und wurde dafür mit einem eigenhändigen Schreiben des gewaltigsten und bedeutendsten deutschen Mannes des vorigen Jahrhunderts ausgezeichnet.

Das Unternehmen erwies sich von Anfang an als Erfolg und mußte von Jahr zu Jahr erweitert werden. Seinen deutschen Charakter hat es jedoch beibehalten und gerade dies mag den glänzenden Erfolg mitverursacht haben.

Die Herren Emil Eitel Präsident und Schatzmeister, Karl Eitel Sekretär und Emil Demme, Manager der Hotelgesellschaft kamen im Jahre 1896 auf die glückliche Idee, den Bismarckgarten zu gründen. Es ist dies kein Garten im gewöhnlichen und landläufigen Sinne des Wortes. Es ist dies ein Platz zu dessen Verschönerung die Natur und das beste menschliche Können sich die Hände gereicht haben. Man ist von dem Zauber geblendet. Der Garten ist ein Paradies inmitten einer geschäftigen, ruhelosen Weltstadt.

Die in dem Bismarckgarten gebotenen musikalischen Genüsse entsprechen an Gediegenheit dem Schauplatze der Konzerte und der Bismarckgarten ist allmählich zum Wallfahrtsort aller geworden, die eine verschwenderische Natur, eine erhebende Musik und ein verjüngendes Gemütsleben zu würdigen gelernt haben.

Der deutsche Bismarckgarten spielt in der Kulturentwicklung der Stadt Chicago keine untergeordnete Rolle.

Der Kaiserhof.

Das deutscher Ernst, deutscher Fleiß, deutsche Gründlichkeit Erfolge zu erzwingen vermögen, beweisen die Herren Karl C. Roeßler und Max L. Teich. Sie kamen vor Jahren als Fremde, die mit keinen Glücksgütern gesegnet waren, nach diesem fremden Lande, in welchem sie sich als Deutsche bewähren wollten. Und sie bewährten sich als solche. Sie sind heute Besitzer des Hotel Kaiserhof, eines deutschen Etablissements, das, gerade so wie das Hotel Bismarck, dem deutschen Gemütsleben eine Pflegestätte wurde und demselben unter den Amerikanern Freunde warb.

Der prächtige deutsche Kaiserhof, der heute aus allen Ecken und Enden belebende Wärme ausstrahlt, war früher eine kalte amerikanische Abfütterungsanstalt. Im Jahre 1903 taten sich der inzwischen verstorbene Karl G. Roeßler, Karl C. Rößler, Max L. Teich und Emil

Demme zusammen und gründeten die International Hotel Company, um das starre, leblose Hotel Wyoming in ein deutsches Hotel-Restaurant voll pulsierenden Lebens umzuwandeln. Es wurden hunderttausend Dollars auf diese Umwandlung verwandt und bald tanzte jubelnder Sonnenschein in den früher gruftartigen Räumen.

Der Kaiserhof wurde bald zum Sammelplatze nicht nur der deutschen Intelligenz, sondern auch der Amerikaner, die aus dem Jungbrunnen deutscher Gemütlichkeit neue Lebenskräfte sammelten. Aber auch die vorzügliche deutsche Küche übte eine Anziehungskraft aus, welcher man schwer zu widerstehen vermag. Der Ruf drang immer weiter und brachte natürlich fortwährend neue Gäste. Und der gewaltige Kaiserhof konnte die Neukömmlinge kaum mehr fassen.

Rasch entschlossen gingen die Herren Roeßler und Teich daran, den anwachsenden Forderungen zu entsprechen und binnen kurzem wird neben dem alten Kaiserhof ein neues Monumentalgebäude, der „Neue Kaiserhof" seine gastlichen Tore öffnen.

Mit diesem neuen Gebäude, das mit einem Kostenaufwande von $850,000 errichtet wird, errichten die Herren Roeßler und Teich dem deutschen Unternehmungsgeiste in Chicago ein neues, herrliches Monument.

Hat schon der alte Kaiserhof den Unternehmern Ehre gemacht, verspricht der „Neue Kaiserhof" selbst in dieser mit Dimensionen rechnenden Millionenstadt eine Sehenswürdigkeit, der Inbegriff künstlerischen Geschmackes und anheimelnder Gemütlichkeit zu werden. Das Hotel wird äußerlich im deutschen Renaissancestil gehalten, während es innen mit verschwenderischer Pracht, aber ohne aufdringliche, den feineren Geschmack verletzende Protzigkeit ausgestattet werden wird.

Die Eröffnung dürfte zu Beginn des nächsten Jahres erfolgen und wird dieselbe in der Geschichte deutscher Bestrebungen in Chicago einen neuen Sieg verzeichnen.

Der Riverview Park.

Ein großartiges Unternehmen in europäischem Stile ist Wilhelm Schmidt's Riverview Park, ein Unterhaltungsplatz für Jung und Alt. Der Park ist von kolossaler Ausdehnung und dachte der Eigentümer, dessen deutschen Charakter schon damit besonders zu kennzeichnen, indem er in demselben dem größten Deutschen der neueren Geschichte des deutschen Volkes, dem Fürsten Bismarck, ein Standbild errichtete. Wenn auch das Monument nicht besonders geglückt ist und durch ein entsprechenderes ersetzt werden wird, muß das Deutschtum die gute Absicht denn doch zu würdigen wissen, zumal Herr Schmidt in seinem großangelegten Parke für das Hervortreten des deutschen Gemütslebens Sorge getragen hat. Der amerikanische Besucher, fühlt sich, trotzdem für amerikanische Schaustellungen reichlich vorgesorgt worden ist, in eine ihm fremde, aber anheimelnde Welt versetzt und er vermag sich des Einflusses des deutschen Geistes kaum zu erwehren.

Das Casino, in welchem der vom Gehen und Sehen ermüdete Besucher Magen und Kehle befriedigt, ist deutsch und das dort sich abspielende Leben trägt zumeist einen deutschen Charakter.

Die Deutschen reklamieren denn auch den Riverview Park für sich und infolge der liberalen Verfügung des Eigentümers, wonach Frauen und Kinder an Nachmittagen keine Eintrittsgelder zu entrichten haben, lassen sich deutsche Mütter mit ihren Kindern in dem Park häuslich nieder, so daß derselbe, besonders an Wochentagen, als eine deutsche Niederlassung angesehen werden kann, in welchem beinahe ausschließlich deutsche Töne die Luft durchschwirren und das Gejauchze der Kinder daran erinnert, daß der deutschen Gemütlichkeit, trotzdem die deutsche Einwanderung bis zur vollen Bedeutungslosigkeit hinabgesunken ist, neue Generationen erstehen.

Andere deutsche Vergnügungsplätze und Restaurants.

Zu den Sehenswürdigkeiten derStadt gehört auch der Rienzigarten, welcher im Sommer die Deutschen der Nordseite und auch zahlreiche Amerikaner anzieht und dessen herrlicher Speisesaal im Winter stark besucht ist.

Ein solides Restaurant, dessen Ruf stadtweit ist, kann Galauers Gasthaus zum „Roten Stern" genannt werden, das in unverfälschtem deutschen Stile gehalten ist und die deutsche Küche den Amerikanern begehrenswert gemacht hat.

Der deutschen Gemütlichkeit alte Heimstätte ist die Nordseite Turnhalle, die, besonders seit der Pfälzer Gustav Berkes die Leitung übernommen hat, ein Sammelplatz der Deutschen derNordseite ist.

Als deutsche Spezialität muß auch Joseph Fallbacher's in der North Ave. gelegenes Restaurant zum „Wurznsepp" erwähnt werden, das ausschließlich von Deutschen besucht, von denselben aber auch gewürdigt wird. Die gute Münchener Küche, deutsche Musik und deutsche Volkssänger haben dem „Wurznsepp" unter den Deutschen zu einer Notorietät verholfen, deren sich der joviale Fallbacher nicht zu schämen braucht.

In der unteren Stadt haben die Henricis ihr Restaurant, das eine Sehenswürdigkeit ist, zu einem der blühendsten Geschäfte gemacht, doch hat dasselbe seinen deutschen Charakter nachgerade eingebüßt. Und wenn auch der Speisesaal ein Schaustück ist, die Reinlichkeit an deutsche Peinlichkeit erinnert und die Küche selbst den verwöhntesten Magen zufriedenstellt, die deutsche Gemütlichkeit hat hier der amerikanischen Steifheit Platz gemacht. Der Magen kommt bei Henrici auf seine Rechnung. Das ist aber auch alles.

Kunz und Remler Company.

Zu den fashionabelsten Restaurants der Stadt zählt zweifellos das an 418-424 South Wabash Avenue gelegene Kunz und Remlersche Etablissement, das mit seinen sechs Stockwerken und mit seinen verschwenderisch ausgestatteten Speisesälen dem deutschen Unternehmungsgeiste in Chicago ein wirkliches Monument ist.

Noch im Jahre 1892 machten die zwei ebenso biederen, wie unternehmenden und geschäftstüchtigen Deutschen, John Kunz und Karl Remler sich daran, das Restaurant unter dem Namen The Kunz & Remler Company als inkorporierte Gesellschaft zu gründen und schon am Tage der Eröffnung erwies sich das Unternehmen als Erfolg. Durch die glänzenden Räumlichkeiten wehte der Geist deutscher Gemütlichkeit und die deutsche gastronomische Kunst und die vorzüglichen Getränke wirkten zusammen, um den Ruf des Geschäftes in die amerikanische Gesellschaft zu tragen.

Karl Remler war es nicht beschieden sich der Erfolge lange zu erfreuen. Er wurde schon im Jahre 1900 von dem Felde seiner Tätigkeit durch den Tod abberufen. Die Gesellschaft wurde bald neuorganisiert, doch blieb der Gründer John Kunz als Präsident und Schatzmeister an der Spitze derselben. Vizepräsident ist sein jugendlicher Schwiegersohn, Herr George Cherdron, während Herr Arthur Rogers als Sekretär fungiert.

Die unteren Speisesäle, in welchen von September bis Juni konzertiert wird, dienen dem allgemeinen Publikum, während in den oberen Stockwerken die Bankettväumlichkeiten für geschlossene Gesellschaften sich befinden.

Das Restaurant, in welchem noch heute der lebensfrohe deutsche Geist weht, wird von Amerikanern sehr stark frequentiert, welche die Lust für wahre Geselligkeit den Deutschen abgelauscht haben. Im Laufe des Winters 1914—1915 wird aber der deutsche Geist mit voller Kraft in Kunz und Remlers einziehen, da die Künstler des in der Nachbarschaft gelegenen Germania Theaters das herrliche Restaurant zu ihremHauptquartier gemacht haben.

Eine neue Anziehungskraft, welche nach dem Theater ihre Wirkung sicherlich nicht verfehlen wird.

Deutsche im Schlächtergewerbe.

Von Michael Singer.

Die Möglichkeiten haben in Amerika wahrhaftig keine Grenzen. Der Superlativ liegt in dem Charakter des amerikanischen Volkes und er wendet ihn im privaten Leben sowohl, wie im wirtschaftlichen an. Es sucht aber auch den Superlativen näherzurücken, dieselben zu verwirklichen. Wohin man immer blicken mag, alles trägt den Stempel der Expansionslust in sich, überall begegnet man dem Streben, das Bestehende, das Dagewesene zu übertreffen. Es ist dies nicht die kleinzügige und deshalb verächtliche Großmannssucht; es ist vielmehr eine bewunderswerte, achtungsgebietende Energieentwicklung, welcher allein es zu verdanken ist, daß eine Wildnis in dem kurzen Zeitraume von vier Jahrhunderten zu einem Emporium wirtschaftlicher Kulturwerke umgewandelt wurde, durch welche die älteren Völker in staunende Ueberraschung versetzt wurden.

Und selbst der schwerfällige Deutsche, dessen Natur es widerspricht, Entwickelungsprozesse zu beschleunigen, ist in der amerikanischen Luft zumindest in industrieller und kommerzieller Hinsicht aus seiner ureigensten Natur hinausgegangen und hat ebenfalls die Siebenmeilenstiefel angelegt.

Wir haben ihn in den früheren Ausführungen in diesem Buche auf jedem Gebiete kennen gelernt und gesehen, daß er mit dem rastlosen Amerikaner Schritt zu halten weiß, trotzdem des Deutschen Blut vom Hause aus kein Quecksilber enthält. Besonders Staunenswertes haben aber die Deutschen in Chicago in einer überaus kurzen Zeitspanne in dem Schlächtergewerbe geleistet, das hier in Chicago seinen Höhepunkt in solchem Maße erreicht hat, daß mit Recht behauptet werden kann, die Chicagoer Schlachthäuser haben die Zahl der Weltwunder vermehrt.

Wenn man Amerika die Kornkammer der Welt nennt, darf Chicago als der Fleischerladen der Menschheit angesehen werden. Die Chicagoer Viehhöfe und Schlachthäuser sind in unmittelbarer Verbindung mit den Mägen aller Erdteile und man muß dieselben gesehen und studiert haben, um die fabelhaften Dimensionen derselben überhaupt begreiflich, möglich halten zu können. Sie bilden in der Welt eine gewaltige, imponierende Sonderwelt, in welcher geschäftlicher Unternehmungsgeist und tiefe wissenschaftliche Forschung Hand in Hand arbeiten, um die animalischen Bedürfnisse einer stetig sich vermehrenden Menschheit befriedigen zu können.

Armour & Company.

Wie bereits erwähnt, haben auch die Deutschen es in dem Schlächtergewerbe zu hohem Ansehen gebracht und die Großschlächter Arnold Bros., Nelson Morris, John Hetzel, Oskar F. Mayer & Bros., Louis Pfälzer & Sons, Sulzberger & Sons, Vette & Zuncker sind Firmen, die es als Großschlächter zu einer Bedeutung gebracht haben, welche weit über die Grenzen Amerikas hinaus gefühlt wird.

Die führende Rolle gebührt aber unstreitig Armour & Company, deren gegenwärtiger Chef, J. Ogden Armour, ein Mann von ungewöhnlicher Großzügigkeit ist.

Schreiber dieser Zeilen hatte aus Anlaß des gegenwärtigen europäischen Krieges Gelegenheit gehabt, diesen Fürsten im Reiche der Großschlächterei persönlich kennen und seine industrielle und menschliche Großzügigkeit bewundern zu lernen.

Eine hiesige anglo-amerikanische Zeitung veröffentlichte nämlich einen an seinen Londoner Generaldirektor gerichteten Brief J. Ogden Armours, in welchem dieser den ersteren anwies, die englische Regierung nach Möglichkeit zu unterstützen, denn seine, Armours, Sympathien seien mit den Engländern.

Als Redakteur der Illinois Staatszeitung sah ich mich veranlaßt, Herrn J. Ogden Armour hierüber zu Rede zu

stellen. Nicht als ob Herr J. Ogden Armour nicht das Recht hätte, mit den Engländern geradeso zu sympathieren, wie Schreiber dieser Zeilen mit den Deutschen, sondern weil Herr Armour als hervorragender Repräsentant des Amerikanertums vermöge seines Briefes den Anschein erweckte, als hätte er die Gefühle der Amerikaner verdolmetscht.

Herr J. Ogden Armour beteuerte, daß er Deutsche nicht allein zu seinen besten Geschäftsfreunden, sondern auch zu seinen besten persönlichen Freunden zähle, und daß man ihm demzufolge kaum zumuten kann, daß er diese Freunde vor den Kopf stoßen möchte. Den in Rede stehenden Brief habe er allerdings geschrieben, doch habe derselbe keine politische Bedeutung und beziehe sich blos auf die Unterstützung der Verwundeten und Notleidenden. Im übrigen habe er in ähnlichem Geiste auch an seinen Hamburger deutschen Vertreter geschrieben und genau denselben Betrag für die deutschen Verwundeten und Notleidenden angewiesen.

Man merkte es Herrn Armour an, daß die Ungeschicklichkeit seines Londoner Vertreters ihm recht unangenehm war, und daß er sehnlichst wünscht, von seinen deutschen Freunden nicht mißverstanden zu werden.

Diese deutsche Episode veranlaßt mich, die amerikanische Anlage der Armours zum Ausgangspunkte dieser Skizze zu machen und dem Leser, der allenfalls Fleisch ißt, dem Fleischergewerbe jedoch fernsteht, einen Einblick in die gigantische Welt zu verschaffen, die sich Armour and Company nennt.

Das weltbekannte und in der ganzen Welt vertretene Großschlachthaus Armour and Company wurde vor 51 Jahren durch Philip D. Armour gegründet. Wenn auch schon der Anfang kein bescheidener war, hatte der Gründer denn doch kaum eine Ahnung, welch unglaubliche Dimensionen seine Gründung in einem halben Jahrhundert nehmen würde. Heute werden die in dem Großschlachthause hergestellten Nahrungsstoffe überallhin verschickt, wo Menschen sich menschlich ernähren und die Firma beschäftigt über zweiunddreißigtausend Menschen.

Der Gründer des Welthauses, das eine private Korporation ist, starb im Jahre 1901 und die Firma ging auf seinen Sohn J. Ogden Armour über, der ihr heute vorsteht. Der alte Armour hatte eine Vorliebe für deutsche Chemiker und bezeichnend bleibt es, was er hierüber einst zu einem seiner Abteilungschefs sagte: „Wenn jemand vorsprechen sollte, der das Aussehen eines Genies oder Narren hat, langes Kopfhaar, einen Bart und Augengläser trägt, behandle ihn freundlich; es ist ein Deutscher und dürfte etwas in seinem Kopfe haben."

Die Achtung für deutsches Wissen vererbte sich von dem Vater auf den Sohn in solchem Maße, daß J. Ogden Armour seiner Tochter eine ausschließlich deutsche Erziehung zuteil werden ließ.

Die Persönlichkeit dieses geschäftlichen Riesen strömt einen gewissen Zauber aus, dem man sich selbst dann nicht zu entziehen vermag, wenn man sich ihm, wie Schreiber dieser Zeilen, mit einer gewissen Voreingenommenheit nähert. In seinem Wesen ist etwas, das zu Vertrauen zwingt, selbst wenn man innerlich Zweifel hegen möchte. Dabei trägt er eine ungezwungene, natürliche und deshalb wohltuende Einfachheit zur Schau, die einen vergessen läßt, daß dieser Mann der Oberkommandant einer Armee von Arbeitern ist und den Welthandel mit Nahrungsstoffen in seinen Händen hält.

Und derselbe Mann steht an der Spitze eines Geschäftswesens, das eine Welt für sich ist und er regiert in dieser Welt mit tiefem Verständnis und mit voller Hingebung für das Werk, das er von seinem Vater übernommen und zur höchsten Entwicklung gebracht hat.

J. Ogden Armour hat von der Pike auf gedient. Er trat in das Geschäft seines Vaters mit acht Dollar Wochengehalt ein und mußte sich diesen kargen Wochenlohn ehrlich erarbeiten.

Und nun wollen wir einen Blick in die gewaltige Maschinerie werfen, aus

welcher Nahrungsstoffe für eine ganze Welt hervorgehen.

Die Hauptbureaus sind in den Stockyards und das fünfstöckige Gebäude ist an sich eine Welt im Kleinen.

Im ersten Stock befinden sich die Abteilungen für die Versendung, das Rechnungsdepartement, Post- und Telegraphenbureau, ferner die Rauch- und Lesezimmer für die männlichen Angestellten.

Die Büroräumlichkeiten der Schlachthaussuperintendenten, die Büros für Einkauf und Personal, das Annoncenbüro, Archiv und die Abteilung für Versicherungswesen sind im zweiten Stockwerke untergebracht.

Eine Stiege höher ist das Verkaufsdepartement, das Büro für die Organisation der Armourschen Zweigniederlassungen, während sich im viertenStocke das Rechnungsdepartement und die Räumlichkeiten des Kassierers befinden. Im fünften Stock ist die juristische Abteilung, die Departements für Architektur und Elektrizität. Auf derselben Etage befindet sich auch der für vierhundert Personen eingerichtete Speisesaal und die Küche, wo die besten Köche stetig an der Arbeit sind. Dortselbst befinden sich auch die Lesezimmer für die weiblichen Angestellten, die auch einenSalon haben, wo sie der Ruhe pflegen können.

Der Verbrauch an elektrischer Kraft in dem Hauptschlachthause und in den verschiedenen Filialen entspricht täglich der Kraft von fünfzigtausend Pferden. Armour and Company halten 442 Filialen im Betriebe und ihre Reisenden verbrauchen an Fahrgeldern und Hotelrechnungen jährlich zwei Millionen Dollars. Die Chicagoer Hauptbüros beschäftigen 1250 Personen, von den Arbeitern in dem Schlachthause natürlich abgesehen. In den verschiedenen Universitäten und technischen Schulen werden im Interesse dieses Welthauses fortwährend wissenschaftliche Forschungen betrieben, um die Nahrungsstoffe stets nach neueren wissenschaftlichen Methoden herstellen und behandeln zu können. Beinahe in jeder bedeutenden Stadt derWelt unterhält Armour and Company Büros oder zumindest Vertreter.

SämtlicheArmourschen Nahrungsmittel werden unter konstanter Aufsicht von Bundesinspektoren hergestellt. Wir geben hier die englische Liste der Nahrungsstoffe: Fresh Beef, Fresh Pork, Fresh Mutton, Fresh Lamb, Fresh Veal, Canned Meats, Hams and Bacon, Sweet Pickled Meats, Barrel Pork and Beef, DrySausage, Sausage in Oil, Lard, Butter, Eggs, Cheese, Poultry, Oleo Oil, Oleo Stearine, Neutral, Gelatine, Oleomargarine, Beef Extract, Bouillon Cubes, Pork and Beans, Soda Fountain Supplies, Grape Juice, Mince Meat, Meat Products in Glass Jars, Pharmaceutical Products usw.

Aus den anderen, nicht eßbaren Teilen der Tiere werden die verschiedenartigsten Produkte hergestellt. Hier die Namen derselben: Toilet Soap, Laundry Soap, Cleanser, Soap Chips, Washing Powder, Toilet Requisites, Glue, Sandpaper, Isinglass, Anhydrous Ammonia, Glycerine, Curled Hair, Bristles, Wool, Hides and Pelts, Leather, Horn Novelties, Bone Novelties, Tallow, Sausage Casings, Lubricating Oils, Neatsfoot Oil, Music Strings, Tennis Strings, Drum Snares, Clock Cord, Surgical Ligature, Stock and Poultry Feed, Blood Albumen, Fertilizers usw.

Es würde ein Buch ausfüllen und überdies eine umfassende Kenntnis erfordern, wolle man über die Herstellung dieser verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände schreiben. Dem Leser ist jedoch Gelegenheit gegeben, alldies unter Führung von Fachmänern mit eigenen Augen zu sehen, da Armour and Company jeden Besucher willkommen heißen.

Deutsche Großschlächter.

Mit wirklichem Behagen machten wir uns daran, die Erfolge der Deutschen auf diesem Gebiete zu verewigen. Unser wiederholtes Ersuchen um die einschlägigen Daten wurde jedoch ausnahmslos von allen deutschen Schlächtern mitStillschweigen beantwortet.

Das Ersuchen ist von einem d e u t-

schen Journalisten ausgegangen und konnte deshalb unberücksichtigt bleiben.

Um keine falschen Daten zu geben, muß daher eine Vermittlung der Bekanntschaft zwischen den Lesern dieses Buches und den deutschen Großschlächtern heuer unterbleiben.

Soviel kann allerdings mitgeteilt werden, daß Nelson Morris, der aus Bayern eingewandert und der Begründer des gleichnamigen Schlachthauses ist, selbst von Philip D. Armour als ebenbürtiger und vollwertiger Rivale angesehen und als solcher geschätzt wurde.

Herr Oskar F. Mayer spielt auch in dem deutschen gesellschaftlichen Leben eine aktive Rolle und ist er Schatzmeister der im Interesse der verwundeten deutschen Krieger eingeleiteten Hilfsbewegung.

Die übrigen deutschen Schlächter scheinen vom Deutschtum abseits zu stehen, doch werden wir bemüht sein, in dem nächsten Jahrbuche zumindest über deren geschäftliche Erfolge zu berichten.



Deutsche Aerzte in Chicago.

Von Aesculap.

Vor kaum einem Menschenalter galt es hier als eine besondere Empfehlung für eine Apotheke, sich als deutsche Apotheke dem Publikum anzupreisen, da eine Lizenz zur Verwaltung eines „Drugstores" einem jeden gegeben wurde, der nachweisen konnte, daß er eine bestimmte Zeit in einer Apotheke gearbeitet hatte. Ob er dort nun Flaschen gespült oder etwa auch Rezepte anzufertigen gelernt hatte, wurde nicht untersucht.

Nicht viel besser war es mit der Kontrolle für praktizierende Aerzte bestellt. Bis zum Anfang der 70er Jahre war es genügende Qualifikation, wenn ein Jünger des Aesculap, oder jemand, der es werden wollte, zum Schildermaler ging und sich dort bezeugen ließ, daß er die leidende Menschheit kurieren oder wenigstens behandeln wollte. Barbiergesellen, ehemalige Lazarethgehilfen, durchgefallene oder verbummelte Studenten irgend einer Fakultät haben auf Zuspruch von Bekannten oder durch eigene Inspiration hier oft ihren eigentlichen Beruf entdeckt, und als endlich eine Gesundheitsbehörde anfing, die Ausübung der ärztlichen Praxis regeln zu wollen, wurde selbstverständlich allen, die schon praktiziert hatten, staatliche Lizenz erteilt. Neu hinzukommende mußten nachweisen, daß sie 2 Jahre an irgend einer medizinischen Schule — wenn sie auch nur auf dem Papier existierte, d. h. einen Freibrief hatte, — oder unter einem Präzeptor, der das Recht zur Praxis besaß, studiert hatten oder sonst, wenn eine solche Vorbildung fehlte, sich einem Examen unterziehen. Politischer „pull" konnte sehr oft hier etwaige Vorbildung ersetzen, und so war es nicht zu verwundern, daß, da die medizinische Erziehung auf so niedriger Stufe stand, auch die Ausüber der medizinischen Praxis nicht sehr hohen Ansehens sich erfreuen konnten.

Selbstverständlich war es dann wohl, wenn in Deutschland ausgebildete Aerzte, die sich hier niederließen, schnell zu einer lohnenden Praxis kamen und nicht nur in deutschen Kreisen ihren hier ansässigen und ausgebildeten Kollegen den Rang abliefen. Durch ihr Beispiel und zielbewußte Propaganda wurden dann allmählich die Bedingungen zur Ausübung der ärztlichen Praxis verschärft, der Erfolg, besonders der deutschen Aerzte, veranlaßte viele von hier ihre Ausbildung in deutschen Universitäten zu ergänzen, und galt es, und gilt es auch heute noch als Empfehlung für jeden Arzt, wenn er in Deutschland studiert hat.

Als Geronten dieser Aerzte müssen wir die drei bahnbrechenden Gelehrten erwähnen, Dr. Ernst Schmidt, Dr. Christian Fenger, Dr. Nicholas Senn, deren Namen für immer mit der Geschichte der Deutsch-Amerikanischen Medizin verknüpft bleibt. Als Pioniere für deutsche Gründlichkeit und tüchtige Ausbildung haben ferner hier in Chicago gewirkt unter anderen Dr. Hessert, Dr. Banga, Dr. Diedrich, Dr. Geiger, Dr. Braun, Dr. Thilo, Dr. Wild.

In welchem Ansehen bei jeder Hospitalverwaltung und beim Publikum unsere deutschen Aerzte stehen, zeigt ein oberflächlicher Ueberblick der mit den besten Hospitälern verbundenen Spezialisten und Anstalts-Aerzte. Bei dem geringen uns zur Verfügung stehenden Raume und durch den Umstand, daß dieser Artikel nicht beabsichtigt, erschöpfend den Einfluß der Deutschen auf die Entwicklung und Ausübung der Medizin hier in Chicago zu beschreiben, sondern gewissermaßen nur als ein Ueberblick dienen soll und als eine Einleitung zu späteren Artikeln in diesen Jahrbüchern, muß hier erwähnt werden, daß viele übergangen sein mögen, deren Namen hier Erwähnung verdiente und, wenn auch unabsichtlich, hier vergessen wurden. Unter anderen sind als Spezialisten hier tätig von deutschen Aerzten, d. h. solchen, die in Deutschland vollständig oder teilweise ihre Ausbildung erhielten:

Dr. Otto Schmidt, Alexian Brothers Hospital, innere Medizin.

Dr. William Hessert, Alexian Brothers Hospital, Chirurgie.

Dr. Ernst Saurenhaus, Gynaecologie und Geburtshilfe.

Dr. A. Zimmermann, Chirurgie, Deutsches Hospital.

Dr. Carl Wagner, Chirurgie, St. Josephs Hospital (Nachfolger von Senn) und Columbus Hospital.

Dr. A. J. Ochsner, Chirurgie, Augustana Hospital.

Dr. Carl Beck, Chirurgie, Nord Chicago Hospital.

Dr. Emil Beck, Chirurgie, Nord Chicago Hospital.

Dr. D. N. Eisendrath, Chirurgie, Michael Reese Hospital.

Dr. Emil Ries, Chirurgie, Postgraduate Hospital.

Dr. Friedrich Mueller, Orthopädische Chirurgie.

Dr. Alexander Wiener, Postgraduate Hospital, Orthopädie.

Dr. J. Abt, Kinderkrankheiten, Michael Reese Hospital.

Dr. Julius Heß, Kinderkrankheiten, Englewood Hospital.

Dr. Gustav Fütterer, Diagnostiker und innere Medizin, Deutsches Hospital.

Dr. Th. Doederlein, Frauenkrankheiten, Deutsches Hospital.

Dr. Geo. Schmauch, Frauenkrankheiten.

Dr. H. Wagner, innere Medizin, St. Josephs Hospital.

Dr. J. Holinger, Ohren-, Nasen- und Rachenkrankheiten.

Dr. Joseph Beck, Ohren-, Nasen und Rachenkrankheiten.

Dr. Alfred Heym, Dr. Sidney Kuh, Dr. A. Luckhardt, Dr. D. Lieberthal, Spezialisten für Nervenkrankheiten.

Dr. J. Zeißler, Dr. E. Fischkin, Dr. F. Kreißl, Dr. Robt. Herbst, Dr. Louis Schmidt, Dr. H. Kretschmar, Dr. F. C. Harnisch, Spezialisten für Haut-, Harn- und Geschlechtskrankheiten.

Dr. L. H. Abele, Dr. A. Welcker, Dr. Martin Ritter, Dr. Oscar Kraft, Spezialisten für Augenkrankheiten.

Die bedeutensten pathologischen und bakteriologischen Institute stehen unter Leitung von deutschen Aerzten, erwähnen wollen wir die Laboratorien von Dr. Mazimilian Herzog, 59 O. Madison Str., und Dr. Ad. Gehrman, 31 N. State Straße, und unter den Röntgen- (X-Strahlen) Spezialisten verdienen u. a. als besonders zuverlässig hervorgehoben zu werden hier in der Stadt die deutschen Aerzte:

Dr. Max Reichman, AugustanaHospital.
Dr. J. L. Trostler, St. JosephsHospital.
Dr. Ad. Hartung, Chicago Poliklinik.
Dr. Geo. Hoehrein, Mercy Hospital.

Die meisten dieser Herren unterrichten außerdem in ihrem Spezialfach an medizinischen Instituten.

Unter den allgemeine Praxis betreibenden Aerzten sollen unter anderen als deutsche Mediziner die Drs. Broell, Christoph, Doederlein, Detleffen, Decker, Grimme, Geiger, Hartung, Hoelscher, Koehler, Klein, Keßler, Kreye, Kunz, Lotz, Lachner, Menn, Schmidt, Stahl, Strauch, Siebel, Schultze, Schirmer, Weil, Weis, Wild, angeführt werden.

In den Dienst der Stadt Chicago oder des Staates Illinois ist, so weit uns bekannt, noch kein deutscher Arzt herangezogen worden und aus dem so mannigfaltigen, zur Verfügung stehenden Material ersehen wir, daß nur Herr Dr. Maximilian Herzog im Dienste der Bundesregierung mit einer Mission betraut wurde und zwar mit der Einrichtung und Leitung des Regierungs-Laboratoriums in Manilla.

Unter der Administration des Präsidenten Taft wurde dem Chicagoer deutschen Aerztestabe die Ehrung zuteil, daß drei seiner Mitglieder, Dr. Karl Wagner, Dr. Gustav Fütterer und Dr. Maximilian Herzog zu Militärärzten ernannt wurden und haben dieselben im Kriegsfalle oder über Armeebefehl militärische Dienste zu leisten.

Ein Bindeglied zwischen den Chicagoer deutschen Aerzten und dem alten

Vaterlande einerseits und den amerikanischen medizinischen Gesellschaften andererseits bildet die Deutsche Medizinische Gesellschaft von Chicago, die vor achtzehn Jahren von Professor Klebs, dem Entdecker des nach ihm genannten Dyphteria-Bazillus, gegründet worden ist. Zu den Gründern gehörten außer dem eigentlichen Begründer der Gesellschaft die Aerzte: Beck, Lieberthal, Banga, Holinger und die Brüder Schirmer. Zur Mitgliedschaft wurden im Anfang nur solche Aerzte zugelassen, deren Diplome von deutschen Universitäten herrührten, später jedoch wurde jeder deutschsprechende Arzt aufgenommen.

Für die wissenschaftliche Bedeutung der Gesellschaft spricht auch wohl schon der Umstand, daß alle ihre Ver- und Abhandlungen in der Münchener Medizinischen Wochenschrift Veröffentlichung finden.

Im letzten Jahre lag die Leitung der Gesellschaft in den Händen der folgenden Herren: Präsident, Dr. D. Lieberthal. Vizepräsident, Dr. H. S. Barnard. Sekretär und Schatzmeister, Dr. Max Reichmann, Beisitzer, Dr. Max Schirmer.

Wie schon eingangs erwähnt, erhebt diese Skizze keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie wünscht vielmehr als Einleitung zu einer ernsteren Arbeit angesehen zu werden, die in dem nächstjährigen „Jahrbuch" veröffentlicht werden soll. Als zweifellos muß aber der Erfolg hingestellt werden, welchen die deutschen Aerzte hier in jenen ernsten Bestrebungen erzielten, wonach der ärztliche Beruf nicht mehr als Milchkuh von unwissenden Abenteuerern ausgebeutet werden kann. Wer heute in Chicago zur ärztlichen Praxis zugelassen werden will, muß sich diese Erlaubnis mit ehrlichem Studium erkauft haben.

Allerdings gibt es noch imer Uebelstände, doch werden die deutschen Aerzte allmählich auch diese beseitigen und hauptsächlich für eine strikte Wahrung der Berufsethik Sorge tragen.



Schlussbetrachtung.

Von Michael Singer.

Am Ende des historischen Teiles dieses Jahrbuches für 1915 bin ich gezwungen zu bekennen, daß dasselbe viele Lücken aufweist, welche im nächsten Jahre ausfüllen zu können ich ehrlich hoffe.

Die Mangelhaftigkeit des historischen Teiles auf einzelnen Gebieten ist einerseits den Schwierigkeiten zuzuschreiben, mit welchen jedes Pionierwerk in der Herbeischaffung des Materials zu kämpfen hat, anderseits aber dem Mißtrauen, mit welchem man ähnlichen Bestrebungen begegnet, bis man das Deutschtum zu überzeugen verstanden hat, daß die Absicht eine ebensolch ehrliche, wie ernste ist und daß man, wie dies bei ähnlichen Büchern leider der Fall ist, aus niedrigen Gründen unbedeutende Gestalten nicht zur Bedeutung erhebt und der unberechtigten Eitelkeit Einzelner auf Kosten der Gesamtheit keine geschriebenen Monumente errichtet.

Die teilweise Unvollständigkeit dieses Buches ist zum großen Teile aber auch auf den Indifferentismus jener Deutschen zurückzuführen, die, weil sie es zu etwas gebracht haben, deutschen Unternehmungen nur dann einiges Interesse entgegenbringen, wenn sie zu deren Durchführung um finanzielle Hilfe angebettelt werden und auch in diesem Falle nur die Tasche zu öffnen bereit sind, nicht aber Herz und Kopf. Gar viele Deutsche, die dem Deutschtum eine Zierde sein könnten, wenn sie Deutsche sein wollten, sind um die Geschichte ihrer geschäftlichen Bestrebungen und Erfolge angegangen worden und zwar mit entschiedenem Hinweis auf den Ernst des Buches und mit einem ebensolch entschiedenden Hinweis darauf, daß für die Veröffentlichung keinerlei Honorar verlangt und ein solches, wenn angeboten, entschieden zurückgewiesen werden würde, — die Bitte um Daten ist aber dennoch unerfüllt geblieben. Wenn irgend ein englischer Winkeljournalist dieselben Herren mit einer ähnlichen Bitte angegangen wäre, hätte man sich beeilt, derselben nachzukommen. Um die Bestrebungen eines ernsten deutschen Journalisten und Schriftstellers braucht man sich nicht zu kümmern; einen deutschen Mann der Feder glaubt man von oben herab behandeln zu dürfen, trotzdem dieser deutsche Journalist in den letzten Monaten seine Tage und Nächte geopfert hat, um das Deutschtum in denselben englischen Zeitungen, in welchen es besudelt worden ist, mit der Macht seiner Feder gegen Angriffe zu verteidigen und ein in seinem Geiste und in seinem Fühlen vergiftetes Amerikanertum über das Wesen des Deutschtums aufzuklären.

Der Wert irgend einer Nation, ob groß oder klein, wird danach bemessen, wie sie ihre geistigen Arbeiter zu bewerten versteht. Es genügt nicht, den Geistesriesen Monumente zu errichten und mit einem erkünstelten Enthusiasmus zu protzen, wie der Emporkömmling mit seinem Gelde. In der geräuschlosen und unauffälligen Förderung der Bestrebungen der geistigen Taglöhner eines Volkes manifestiert sich der geistige Wert des Volkes.

Und das Deutschtum in Amerika hätte gerade jetzt besondern Grund, seine geistigen Arbeiter nicht blos zu würdigen, sondern durch dankende Anerkennung zu weiterem Kampf zu ermutigen.

Wir haben gegenwärtig überaus traurige Zeiten in dieser Republik, die den Deutschen zu manchem Danke verpflichtet ist. In Friedenszeiten und auf dem Schlachtfelde hat der Deutsche sich als treuer Sohn seines Adoptivvaterlandes bewährt und es an opferwilliger Loyalität dem eingeborenen Amerikaner stets zumindest gleichgetan.

Und nun, da schwere Schicksalstage über den Deutschen hereingebrochen sind und er mit banger Sorge seines Geburtslandes gedenkt, findet er anstatt Sympathie Schmähungen, anstatt mit Blut und Schweiß erkaufter Freundschaft Haß auf allen Linien. Beim of-

fiziellen Amerika sowohl wie bei dem Volke, dessen Freiheit und Wohlstand deutscher Heldenmut und deutsche Arbeit mitbegründen halfen. Und die anglo-amerikanische Presse, die sich als Hort der Freiheit aufspielt und ihre Majestätsrechte nicht antasten läßt, ist zum Sumpfe geworden, in welchem blos die Giftpflanzen der Lüge gedeihen, die den deutschen Geist und den ehrlichen deutschen Charakter umwinden, um ihn zu erdrücken.

Horace L. Brand.

Und da waren es wieder einmal die ungekannten und unbeachteten geistigen Arbeiter der Deutschen in Amerika, die mit beiden Händen in den Schmutz hineingriffen, um denselben von dem Körper des Deutschtums auf die Verleumder zurückzuschleudern. Und das Chricagoer Deutschtum hat gerechte Ursache stolz und dankbar zu sein, denn wenn auch alle deutschen Zeitungen des Landes ihre Pflichten erfaßten und erfüllten, ist keine einzige Zeitung der Union so unerschrocken, unentwegt und auch erfolgreich für die besudelten Interessen der Deutschen eingetreten, als die „Illinois Staats-Zeitung" und deren Abendausgabe die „Chicagoer Freie Presse".

Und obschon mich nähere Bande an Herrn Horace L. Brand, den opferwilligen Herausgeber der benannten Zeitungen knüpfen und kleinliche Denkart meine Motive demzufolge mißdeuten könnte, muß ich der Wahrheit zum Rechte, dem wahren Verdienste zur Anerkennung verhelfen und Herrn Horace L. Brand für seine edlen Bemühungen zumindest an dieser Stelle den Dank aussprechen, um welchen er sich von Seite des Deutschtums ehrlich verdient gemacht hat.

Horace L. Brand ist ein Chicagoer. Er wurde am 6. Oktober 1868 in Chicago geboren. Sein Vater, Michael Brand, wanderte im Jahre 1848 ein und ließ sich in Chicago nieder. Er hatte sich an den Aufständen in der alten Heimat beteiligt und mußte nach Niederwerfung derselben sein Leben ins Ausland tragen. Hier lernte Michael Brand seine Gattin, die aus Framesheim als Kind nach Chicago verpflanzte Philippine Darmstädter, kennen und hier verlebten beide ein glückliches Eheleben bis zum Jahre 1897. Beide verstarben in demselben Jahre.

Horace L. Brand besuchte in Chicago die öffentlichen und private Vorbereitungsschulen, worauf er nach Boston ins technologische Institut ging, wo er sich die Titel „Bachelor of Science" und „Mechanical Engineer" holte. Dabei betrieb er auch Sprachstudien und eignete sich unter anderem die deutsche und spanische Sprache an. Schon als junger Mann war Herr Brand literarisch tätig und lieferte für den „Youth's Companion", für „Fireside Companion" und für das literarische Magazin seiner Alma Mater gern gesehene Beiträge. Seit Ausbruch des Krieges hat Herr Brand für die „Illinois Staatszeitung" mit seinem Namen gezeichnete englische Artikel geschrieben, die vonseiten der Leser vielfach anerkannt worden sind.

Nach Beendigung seiner Studien war Herr Brand in der Brandsville Fruit Farm Company tätig, deren Obst- und Weingärten sich in Brandsville, Mo., befinden. Später half er in Chicago die Malzhäuser der Brand, Butten und Gund Company mitbegründen, bis er schließlich sein Herz entdeckte und sich für die Illinois Publishing Company interessierte, deren Zeitungen, die „Illinois Staatszeitung", die „Chicagoer Freie Presse", „Der Westen" und das „Daheim" allmählich ganz in seine Hände übergingen.

Menschen, die sich nicht die Mühe nehmen, in das Wesen ihrer Mitmenschen einzudringen und sich des verbrecherischen Leichtsinns schuldig machen, dieselben nach Oberflächlichkeiten zu beurteilen, haben Horace L. Brand vielfach Unrecht getan. Derselbe Mann, der in kleinen und nebensächlichen Dingen zuweilen kleinlich ist, bekundet in großen und ernsten Angelegenheiten eine bewunderungswerte Großzügigkeit, eine Opferwilligkeit, die jedem Aufsehen behut-

sam aus dem Wege geht. Und sein warmes, opferbereites Interesse für das Deutschtum bekundet Horace L. Brand schon damit, daß er, der als millionenreicher Mann ein behagliches Leben führen könnte, alle seine Energien und sein Vermögen deutschen Zeitungen widmet, deren Herausgabe weniger geschäftlichen Nutzen, dafür umsomehr entmutigende Enttäuschungen und bittere Unannehmlichkeiten mit sich bringt.

Horace L. Brand würgt die bitteren Pillen hinunter und läßt seinen Enthusiasmus, der bei jeder deutschen Bewegung voll und ganz hervortritt, nicht erkalten. Er war der erste, der als der Krieg ausbrach, der Verwundeten und Notleidenden gedachte, in einer auf seine Kosten veranstalteten Massenversammlung die Begeisterung entfachte und den Stein ins Rollen brachte. Und im Verlaufe dieses unseligen Krieges, in welchem es sich nicht nur um Deutschlands nationale und wirtschaftliche Existenz, sondern auch um dieCharaktereigenschaften und um die geistige und moralische Superiorität des deutschen Volkes handelt, waren es immer Horace L. Brands Zeitungen, die in dem Vordergrunde des Kampfes standen.

Und als die Schmähungen kein Ende nehmen wollten, als sogar die belgische Kommission sich nach Amerika wagte, um durch eine leidenschaftliche Schilderung der angeblich von Deutschen begangenen, jedoch bis zum heutigen Tage unerwiesenen, dafür aber umso häufiger widerlegten Greultaten die ohnedies deutschfeindliche Stimmung bis zur zügellosen Leidenschaftlichkeit zu entfesseln, da war es wieder die „Illinois Staats-Zeitung", welche jenen feindseligen und gemeinen Bestrebungen einen Riegel vorschob.

Herr Horace L. Brand leitete in seinen Zeitungen eine der Würde des Deutschtums und dem Ernste der Sache entsprechende Bewegung ein. Es wurden kein Phrasen gedroschen, es wurde weder gegen die Landung, noch gegen den Empfang der Belgier protestiert, sondern in einer Massenpetition darauf hingewiesen, daß der Präsident es der von ihm selbst proklamierten Neutralität des Landes schulde, den Herren aus Belgien klarzulegen, weder durch Ansprachen in Massenversammlungen, noch durch Interviews den Frieden der Bürger dieses Landes zu stören und die Republik nicht zum Zweigschauplatz des europäischen Krieges zu machen. Zehntausende amerikanischer Bürger deutscher Abkunft schlossen sich der Bewegung an und willig trug Horace L. Brand die Massenpetition nach Washington und willig ertrug er im Interesse desDeutschtums die Demütigung, von dem Präsidenten nicht empfangen zu werden. Herr Brand hatte aber seinen Zweck dennoch erreicht, die Belgier zogen heim, ohne hier in Massenversammlungen gesprochen zu haben, ohne den sie belagernden englischen Zeitungen ihre Herzen erschließen zu dürfen. Ohne Herrn Brands Dazwischentreten wäre dies kaum geschehen und wer weiß, welche Folgen die belgischen Brandreden, die nun nicht gesprochen wurden, gehabt hätten.

Ich finde es angezeigt, hier einen Leitartikel abzudrucken, welchen ich am 19. September, als Herr Horace L. Brand noch in Washington war, unter dem Titel „Sind die Deutschen Bürger oder Fremde in diesem Lande" für die „IllinoisStaats-Zeitung" geschrieben habe:

„Herr Horace L. Brand, der Herausgeber dieser Zeitungen, ist nach Washington gefahren, um dem Präsidenten der Vereinigten Staaten eine Massenpetition amerikanischer Bürger zu unterbreiten, damit das Bestreben der Belgier, die Vereinigten Staaten in den europäischen Konflikt hineinzuzerren, vereitelt werde.

Präsident Wilson war von der Absicht des Herrn Brand, noch ehe die belgische Kommission empfangen worden ist, sowohl durch den Bundessenator Lewis, als auch mittels einer amDienstagabend an Sekretär Tumulty abgesandten Depesche unterrichtet worden.

Präsident Wilson kannte ganz genau den Charakter der Botschaft, welche Herr

Brand ihm im Namen von über zehntausend amerikanischen Bürgern zu überbringen gedachte. Präsident Wilson kannte auch den Charakter der Botschaft, welche von den Belgiern überreicht werden sollte. Und Präsident Wilson entschied sich dafür, die Abgesandten einer kriegführenden Nation zu empfangen, den Abgesandten der amerikanischen Bürger hingegen vor der Türe stehen zu lassen.

Herr Horace L. Brand befand sich, als wir diese Zeilen schrieben, noch immer in Washington und von ihm selbst ist bislang keinerlei Nachricht eingelaufen. Dafür erhielten wir von der Assoziierten Presse die folgende Depesche:

„Washington, D. C., 18. Sept. Präsident Wilson verweigerte heute Horace L. Brand von Chicago den Empfang. Ersterer war erschienen, um Protest dagegen zu erheben, den Klagen der belgischen Delegation über angebliche Grausamkeiten, die deutscherseits in Belgien begangen worden sein sollten, Gehör zu geben. Der Präsident motivierte seine Weigerung damit, er werde keine Angehörigen kriegführender Nationen, die in den Ver. Staaten ansässig seien, empfangen in Angelegenheiten, die auf den Konflikt Bezug hätten. Das Anliegen der Deutsch-Amerikaner, die Herr Brand vertrete, sei ein wesentlich anderes, als das welches die Belgier nach den Ver. Staaten führte. Er habe die Absicht gehegt, Herrn Brand dahin zu verständigen, daß seine kürzlich abgegebene Erklärung bezüglich der Neutralität der Ver. Staten sich auf alle Nationalitäten dieses Landes beziehe. Der Präsident soll tief bedauern, daß sein Neutralitätsappell so wenig Gehör gefunden hat. Er ist entschlossen, soweit wie möglich zu verhindern, daß in den Ver. Staaten ansässige Europäer Stellung zum europäischen Krieg nehmen."

Der Präsident beging in der Motivierung der Verweigerung des Empfanges des Herrn Brand einen zweifachen Irrtum. Er beging einen schreienden Irrtum, welcher seine Stellung den naturalisierten Bürgern gegenüber nunmehr zweifellos macht, — er beging den schreienden Irrtum, die Bürger deutscher Abkunft als „Angehörige einer kriegführenden Nation" zu bezeichnen, was einer Anzweifelung des Amerikanertums derselben gleichkommt, was die Bürger deutscher Provenienz bei gegebener Gelegenheit sicherlich nicht vergessen werden. Und der Präsident beging den weiteren Irrtum, die Ablehnung des Empfanges damit zu begründen, keinem in Amerika Ansässigen in Angelegenheiten zu empfangen, die auf den europäischen Konflikt Bezug haben.

Wenn diese Logik gesund wäre, hätte der Präsident dieses Landes die Pflicht, ausländische Nationen und deren Klagen anzuhören, den Klagen der Amerikaner jedoch sein Ohr zu verschließen. Der Präsident hat aber in dieser für uns wichtigen Angelegenheit entweder absichtlich oder in unverzeihlich leichtsinniger Weise übersehen, daß die von Herrn Brand zu überreichende Massenpetition sich nicht mit dem europäischen Kriege befaßt, sondern sich ausschließlich auf die inneren Angelegenheiten dieses Landes, der Ver. Staaten, bezieht.

Die von Herrn Brand zu überreichende, von vielen Tausenden von amerikanischen Bürgern unterzeichnete Petition hat folgenden Wortlaut:

„An den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Washington, D. C., Geehrter Herr! Wie aus der anglo-amerikanischen Presse ersichtlich, ist ein Komitee, aus Herren aus Belgien bestehend, daran, nach diesem Lande zu kommen, um gegen Greultaten zu protestieren, welche von Deutschen in Belgien angeblich begangen worden sind. Nachdem Belgien gegenwärtig eine kriegführende Nation ist, würde es eine Verletzung der Neutralität dieser Republik bedeuten, sollte es jenem Komitee gestattet werden, hierzulande Sympathien oder feindliche Gefühle für oder gegen eine Nation zu entflammen. Als amerikanischer Bürger ersuche ich Sie, Herr Präsi-

dent, das Komitee darüberzu belehren, daß unser Land unmöglich in den europäischen Konflikt hineingezerrt werden darf."

In dieser Petition ist weder von Deutschland, noch davon die Rede, daß die gegen deutsche Soldaten erhobenen Beschuldigungen wahr sind oder nicht. Es ist auf den Krieg nicht der geringste Bezug genommen worden und in der Petition nicht einmal das Wort „Deutsch-Amerikaner" gebraucht worden. Amerikanische Bürger sind für die Wahrung der von dem Präsidenten proklamierten Neutralität Amerikas eingetreten, aus Furcht, dieselbe könnte von einigen Gästen verletzt werden und somit den Anlaß zu weiteren Demonstrationen geben.

Und der Präsident, der von den Bürgern dieses Landes die Wahrung der Neutralität forderte, hat nicht nur die Bürger, die seiner Forderung dem Buchstaben nach nachkamen, auf das gröblichste beleidigt, indem er deren Wortführer nicht empfing, er hat selbst die Neutralität verletzt, indem er Sendlinge vom Kriegsschauplatz empfing, die gegen eine der kriegführenden Nationen Beschuldigungen erhoben, welche geeignet sind, nicht nur die Nation selbst, sondern auch deren Söhne, die nun gute Amerikaner sind, verächtlich zu machen.

Der Präsident ist enttäuscht, daß sein Gesuch um Neutralität so wenig Anklang gefunden hat. Wir haben dem Präsidenten keine Enttäuschung bereitet. Dafür hat aber der Präsident uns, seine Mitbürger, umso tiefer enttäuscht, weil er allen voran die Neutralität gebrochen hat, als er die Anklagen einer kriegführenden Nation angehört hat, die er nicht anhören hätte dürfen, selbst wenn für deren Wahrheit Beweise vorhanden gewesen wären.

Bei jeder Wahl hören wir es von tausend Zungen und selbst Präsidentschaftskandidaten erzählen es uns, daß wir Bürger deutscher Abkunft zu den nützlichsten, gebildetsten, gesetzliebendsten Bürgern dieses Landes gerechnet werden. Nun haben wir den Lohn dafür erhalten.

Wir Bürger deutscher Abkunft werden dessenungeachtet nicht aufhören, nützliche und gesetzliebende Bürger zu sein. Trotzdem der Präsident uns als „Angehörige einer kriegführenden Nation" bezeichnet. Gelernt haben wir aber durch die uns angetane Beleidigung. Bislang waren wir Amerikaner im öffentlichen Leben dieses Landes. In der Zukunft werden wir auch unsere deutsche Abstammung betonen."

Und mit dem Abdruck dieses Artikels möchte ich nun auch diese Schlußbetrachtung schließen. Vorerst soll aber noch die Frage aufgeworfen werden: Haben die Deutschen in Amerika und besonders die Deutschen in Chicago durch die soeben geschilderten Vorgänge gelernt? Sind sie zur Erkenntnis gelangt, daß weder Reichtum, weder eine Teilnahmslosigkeit deutschen Bewegungen gegenüber, noch ein völliges Verleugnen des Deutschtums sie vor den Ausbrüchen einer Deutschfeindlichkeit zu bewahren vermag? Haben sie erkannt, daß sie es nicht den Feinden überlassen dürfen, sie ins deutsche Lager zurückzutreiben, sondern daß das eigene Gefühl der Stammeszugehörigkeit sie dorthin zurückführen soll? Und haben sie schließlich gelernt, daß sie ihren geistigen Arbeitern, den Soldaten, die mit der Feder für die Interessen des Deutschtums und der Deutschen in Amerika kämpfen, Achtung und Dank schulden?

Hoffentlich werde ich auf alle diese Fragen in dem nächsten Jahrbuche eine befriedigende Antwort geben können.



Geschichte der deutschen Vereine Chicagos.

Die „Germanistic Society of Chicago“.

Es war etwa um die Mitte des Jahres 1905, als das preußische Kultusministerium den Literarhistoriker Professor Eugen Kühnemann nach Amerika entsandte zu dem Zwecke, durch eine Reihe von Vorträgen das Interesse für deutsche Kulturarbeit zu beleben und zu kräftigen. In wie hervorragender Weise dieser Gelehrte durch seine glänzende Vortragsgabe die ihm gestellte Aufgabe löste, wird denen noch in lebhafter Erinnerung sein, welche den Vorzug hatten, seinen Worten zu lauschen.

Herr Kühnemann hatte Chicago noch nicht verlassen, als ein zweiter deutscher Gelehrter, der Historiker Professor Hermann Oncken, in Chicago seinen Einzug hielt, welcher durch Vermittelung des damaligen, überaus rührigen deutschen Konsuls, Herrn Walter Wever und auf Grund einer großmütigen Stiftung des Herrn F. J. Dewes von der Chicagoer Universität eingeladen worden war, eine Reihe von Vorträgen über deutsche Geschichte zu halten. Professor Oncken war an der Universität gezwungen, sich der englischen Sprache zu bedienen, und da ihm diese keineswegs geläufig war, so wurde jener Vortragszyklus für ihn eine Quelle anstrengendster Arbeit, und mit Freuden begrüßte er daher einen ihm vom deutschen Konsul gemachten Vorschlag, im Klubhause des Germania Männerchors vor einem kleinen Kreise von circa 15 Zuhörern in deutscher Sprache und in wöchentlichen Vorträgen die Geschichte der Wiedergeburt des deutschen Reiches zu behandeln. Herr Professor Oncken griff die Gelegenheit mit solcher Begeisterung auf und erledigte sich seiner Aufgabe in so ausgezeichneter Weise, daß die Höhrerzahl nicht nur schnell auf fast 100 stieg, sondern daß auch bei einem dem Vortragenden zu Ehren veranstalteten Abschiedsessen von den Herren Herm. Paepcke, Fritz Glogauer Harry Rubens, Theo. A. Kochs und E. G. Halle eine Summe von $2500 gezeichnet und es hierdurch ermöglicht wurde, dem Professor Oncken für den folgenden Winter einen Nachfolger zu sichern. Leider war das preußische Ministerium in der Auswahl dieses Herrn nicht glücklich, denn derselbe verstand es während seines kurzen Chicagoer Aufenthalts, das durch die Herren Kühnemann und Oncken angefachte Interesse derartig erkalten zu lassen, daß sich nicht nur die Zahl der Zuhörer sehr bedeutend verringerte, sondern daß auch jede Aussicht genommen schien, für das folgende Jahr wiederum die erforderlichen Mittel aufzubringen. Selbst der sonst nicht leicht in seinem Enthusiasmus wankend zu machende Konsul Wever fühlte sich durch den Mißerfolg derartig enttäuscht und entmutigt, daß er eine Fortführung des Planes für ausgeschlossen hielt. Diese Ansicht wurde indeß nicht von allen Mitgliedern jenes Zuhörerkreises geteilt und besonders nicht von dem heutigen protokollierenden Sekretär der „Germanistic Society“, Herrn Louis Guenzel. Dieser schlug vor, die nötigen Mittel nicht durch Heranziehung einiger weniger Personen, sondern durch die Gründung eines Vereins zu beschaffen, und machte sich anheischig, die nötige Zahl von Mitgliedern für die Sache zu gewinnen. Es erklärten sich zunächst die Herren:

Henry Bartholomay, John V. Clarke, Charles R. Crane, Starr Willard Cutting, Francis J. Dewes, Fritz Glogauer, Louis Guenzel, Frank E. Habicht, Edward G. Halle, Phillip Henne, John J. Herrick, Herry Pratt Judson, Theo. A. Kochs, John S. Miller, Hermann Paepcke, Harry Rubens, Ernst Saurenhaus, Otto L. Schmidt, Frank H. Scott, George F. Shears, Charles L. Strobel, Charles H. Wacker, Theodore B. Wagner und Walter Wever zur Mitwirkung bereit, und diese wurden zu einer Beratung auf den 24. Mai 1907, nach dem „Union League Club“ eingeladen. In jener Versammlung wurde der Beschluß gefaßt, einen Verein unter dem Namen „The Germanistic Society of Chicago“ ins Leben zu rufen und diesen Namen

staatlich registrieren zu lassen. Darauf schritt man zur Beratung der Statuten und später zur Wahl der Direktoren und Beamten, welche folgendes Resultat ergab:

Direktoren:

Korr. Sekr.: Starr Willard Cutting. Francis J. Dewes, Fritz Glogauer, Louis Guenzel, Edw. G. Halle, John J. Herrick, Harry P. Judson, John S. Miller, Hermann Paepcke, Harry Rubens, Ernst Saurenhaus, Frank H. Scott, Otto L. Schmidt und Walter Weber.

Beamte:

Präsident: Harry Pratt Judson.
Vizepräsidenten: Hermann Paepcke, Frank H. Scott und Francis J. Dewes.
Korr. Sekr.: Starr Willard Cutting.
Protokoll-Sekretär: Louis Guenzel.
Schatzmeister: John V. Clarke.

Die Statuten wurden im Allgemeinen denen der „Germanistic Society of America" nachgebildet, von der auch der Name deshalb übernommen war, weil den Gründern die Möglichkeit der Ausbreitung gleicher Vereine über die ganzen Vereinigten Staaten und des schließlichen Zusammenarbeitens aller dieser vorschwebte. Nach mehrwöchentlicher Werbearbeit war die Mitgliederzahl auf 78 angewachsen und der junge Verein konnte am 2. Dezember 1907 seinen ersten Vortragszyklus eröffnen. Der letztere umfaßte 18 Vorträge, für welche die folgenden Herren gewonnen wurden:

Proffsor Julius Goebel, Professor J. Hanno Deiler, Professor John W. Burgeß, Professor Robert Liefmann, Professor J. Lawrence Laughlin, Professor Karl D. Jessen, Professor Hugo Muensterberg, Professor Kuno Franke, Professor Paul Clemen, Professor Albion W. Small, Professor Chas. R. Henderson, Professor Camillo von Klenze, Professor Rud. Leonhard, Herr Felix Borowski, Herr Hugo Heermann, Herr Ernesto Consolo.

Die Wirksamkeit des Vereins beschränkt sich auf die Förderung derKenntnis und des Studiums der deutschen Zivilisation in Amerika und der amerikanischen Zivilisation in Deutschland und sucht diesen Zweck zu erreichen: durch Unterstützung des Universitätsunterrichts über diesen Gegenstand, durch Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen, durch Veröffentlichung und Verbreitung von Schriften und durch andere für die Erreichung dieses Zieles geeignete Mittel.



Geschichte der deutschen Gesellschaft.

Ein furchtbares Unglück, welches im Jahre 1854 in der Nähe von Chicago einem Auswandererzuge zugestoßen war, bei dem insbesondere viele Deutsche ums Leben kamen, gab die Veranlassung zur Gründung der „Deutschen Gesellschaft von Chicago". Viele hilfsbereite Personen, darunter auch der bekannte Philantrop, der deutsche Tierarzt, Dr. Albert Borcherdt, begaben sich auf die Unglücksstelle, um den Verunglückten Hilfe zu leisten. Diese tragische Begebenheit war für Dr. Borcherdt Grund zur Aufforderung an seine Freunde, zur Linderung der Leiden und der in jener Zeit in empörender Weise betriebenen Ausbeutung der deutschen Einwanderer einen Hilfsverein zu begründen. Sein Appell blieb nicht unerhört. ImMai des Jahres 1854 entstand die geplante Vereinigung, welche zunächst den Namen „Hilfsverein für deutsche Einwanderer" führte. Der erste Präsident war Herr George Bormann und der erste Sekretär Herr George Hillgärtner, damaliger Mitredakteur der „Illinois Staatszeitung". Von den Gründern bezw. ältestenMitgliedern des Vereins sind vornehmlich die Herren: Georg Schneider, F. Baumann, Ernst Prüssing, Francis A. Hoffmann, Dr. Ernst Schmidt, Julius Rosenthal und J. W. Eschenburg zu nennen.

Die Beamten der Gesellschaft hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. insofern, als die Amerikaner die Einwanderer als eine „Landplage" betrachteten, der man hemmend entgegentreten müsse. Man betrachtete die hilflosen, der Sprache nicht mächtigen Deutschen als vogelfreie Geschöpfe, mit denen jeder seinen Spott treiben und die jeder nach Lust ausbeuten konnte. Diesen haarsträubenden Zuständen bereitete aber die „Deutsche Gesellschaft" ein Ende. Sie stellte sich die hohe Aufgabe, den in Chicago ankommenden, deutschen Einwanderern hilfreich zur Seite zu stehen, ihnen Rat und Auskunft zu erteilen, sie auf gesetzlichem Wege vor Mißhandlung und Uebervorteilung zu schützen, ihnen zur Erlangung von Arbeit behilflich zu sein, hier ansässigen und eingewanderten Notleidenden und mittellosen Deutschen eine den Kräften der Gesellschaft entsprechende Hilfe zu gewähren.

Die deutsche Gesellschaft hat ihre Zielbestrebungen, soweit ihre Mittel ausreichten, verwirklicht. Sie hat vielen Gelegenheit geboten, sich aus dem Elend emporzuarbeiten. Wie das deutsche Lied, das deutsche Gemüt, der deutsche Gedanke, von der alten Heimat losgelöst, sich hier eine Heimat suchen und schaffen mußte, so fand hier, in der „Deutschen Gesellschaft", der Einwanderer das erste freundliche Asyl. Mit der deutschenSchule, der deutschen Presse und all den verschiedenen Einrichtungen, worin deutsches Denken und Fühlen sich hier Geltung verschaffte, war dieselbe bestrebt, deutschem Geiste und deutschem Wesen eine gesicherte Heimstätte zu verschaffen. Es gab in früheren Jahren kein öffentliches Ereignis, keine das Deutschtum interessierende öffentliche Kundgebung, die nicht in den Mitgliedern der „Deutschen Gesellschaft" einen kräftigen Widerhall und eine lebhafte Unterstützung fanden. Und was sie in der Zeit der Not und der allgemeinen Heimsuchung geleistet hat, das ist mit unauslöschlicher Schrift in den Annalen unserer Stadt verzeichnet.

Als ein wahrer Segen erwies sich die Gesellschaft für viele deutsche Einwanderer, denen sie durch praktische Ratschläge und durch Arbeitsnachweis die ersten schwierigen Wege geebnet hat. Die Deutsche Gesellschaft hat sich durch ihr planmäßiges und energisches Vorgehen eine sehr angesehene Stellung sowohl im deutschen, als auch im amerikanischen Bevölkerungskreise erworben. Bei dem großen Feuer im Jahre 1871, das so viele Deutsche um ihr Hab und Gut brachte, und später in den mehrfach sich wiederholenden Perioden kommerziellen und gewerblichen Niederganges hat sie eine hervorragende Tätigkeit entfaltet. In der Zeit des wirtschaftlichen Rück-

ganges steigerte sich naturgemäß die Nachfrage nach Arbeit und an die Deutsche Gesellschaft wurden große Anforderungen gestellt, denen sie nach Maßgabe ihres Könnens und unter Aufwendung ihrer ganzen Kraft gerecht wurde.

Wieviel Gutes die Deutsche Gesellschaft getan, wie sie Not und Elend gemildert hat, geht aus der Tatsache hervor, daß sie in den letzten 42 Jahren an Unterstützungen an 26,254 Familien, 74,648 Kinder und 38,655 Einzelpersonen insgesamt 156,677 Dollars und 81 Cents ausgezahlt und bis zum 1. September 1914 an 121,588 Personen Arbeit verschafft hat.

Dem Direktorium des Vereins haben, soweit es sich aus den vorliegenden Akten feststellen läßt, seit dem großen Feuer, welchem viele statistische Belege zum Opfer fielen, die folgenden Herren angehört: Arthur Erbe, J. Beiersdorf, Wm. A. Hettich (z. Z. Ehrendirektor), H. Endernis, A. C. Hesing, Francis Lackner, W. Bellinghausen, M. Berg, Adolf Schöninger, Carl Lotz, Chas. Degenhart, Adolph Fürstenberg, E. Guntrum, Caspar Batz, John Bühler, Ernst Prüssing, R. Kahn, Dr. phil Mathei, Dr. F. Hinkel, H. Claussenius, Arthur Erbe, Henry Berg, Henry W. Hill, Henry Biroth, Ed. G. Uihlein, F. Madlener, Carl Moll, H. J. Krämer, L. Wampold, George H. Rapp, Wm. Vorke, Wm. Swißler, John Feldkamp, Conrad L. Niehoff, Richard Schiele, Max Eberhardt, Louis Börlin, Adolph Sturm, Georg Weiß, John C. Meyer, Hermann Päpcke, John P. Hand, W. F. Henes, Harry Rubens, Henry Thorwart, Oscar Schmidt, F. Amberg, C. G. Halle, Ph. Köhler, Henry Grusendorf, O. L. Wullweber, Dr. Theo. J. Bluthardt, Julius Goldzier, Eduard Koch, Wm. C. A. Thielepape, Julius Wegmann, Chas. Emmerich, Joseph Schlenker, Alexander Klappenbach, Albert F. Madlener, E. W. Kalle, E. Mannhardt, Dr. W. Hessert, Theo. Brentano, Geo. W. Claussenius, W. R. Michaelis, Wm. F. Zimmermann, Adolph Georg, Albert Kuhlmey, Gustav F. Fischer, Horace L. Brand, Arnold Holinger, Rud Seifert, Wm. Rapp jr., Wm. Kramer, Wm. F. Jürgens, Wm. A. Birk, Otto C. Schneider, C. Ramm, Frank C. Habicht, Simon S. Blum, G. H. Mack, Fritz von Franzius.

Die Leitung des Vereins liegt zur Zeit in den Händen der folgenden Beamten: Michael F. Girten, Präsident; E. Wm. Kalle, Vizepräsident; Rudolf Seifert, Schriftführer; Gustave F. Fischer, Schatzmeister; Hermann Wollenberger, Finanzsekretär; F. von W. Wysow und Chas. Späth, Geschäftsführer.

Direktoren: Hermann Wollenberger, Rudolf Seifert, Walter C. Lesens, Wm. Rathje, Ad. F. Ortseifen, Simon L. Hand, Wm. Bartholomay jr., F. A. Lackner jr., Gustave F. Fischer, E. Wm. Kalle, Michael F. Girten, Frank J. Birk, Peter S. Theurer, Konsul Arno Holinger und Albert Madlener.

Die sämtlichen Beamten üben ihre Tätigkeit mit großer Umsicht und Pflichttreue aus, so daß die Deutsche Gesellschaft einer fortschrittlichen Weiterentwicklung entgegensehen kann.

In diesem Monate feiert die Deutsche Gesellschaft ihr sechzigjähriges Jubiläum. Mit hohem Stolze kann sie einen Rückblick auf ihre bisherige erfolgreiche Tätigkeit werfen. Dieser Ehren- und Jubiläumstag wird nicht nur eine historische Feier sein, sondern vor allem auch eine Demonstration des deutschen Herzens und sie wird eine sichere Gewähr dafür bieten, daß die Gesellschaft die tradionelle, deutsche Wohltätigkeit weiter hegen und pflegen wird.

Geschichte des Chicago Singvereins.

Viele deutsche Männerchöre unserer Stadt bilden einen wesentlichen Faktor in der Geschichte des Chicagoer Deutschtums, deren Wirksamkeit hohe Anerkennung zuzusprechen ist. Dieselben verfolgten seit ihrer Gründung jedoch außer künstlerischen Interessen insbesondere auch gesellschaftliche. Schon seit langer Zeit machte sich in unserem Stadtbereich das Bedürfnis fühlbar, einen Gesangverein ins Leben zu rufen, der rein künstlerische Zwecke verfolgt. Auf Anregung des Herrn Wilhelm Boeppler wurde daher im März 1910 der Chicago Singverein gegründet, mit der Tendenz, das deutsche Lied, größere deutsche Tonwerke und Oratorien mustergiltig zur Aufführung zu bringen. In vollstem Umfange hat der Verein den Erwartungen entsprochen, die man ihm gegenüber seit Beginn seiner Tätigkeit auf künstlerisch-gesanglichem Gebiete hegt. Hier wird unter der bewährten Leitung von Meister Wm. Boeppler in echt vorbildlicher Weise der deutsche Gesang gepflegt. Eine würdige Stätte hat man ihm in unserer Stadt bereitet, damit den Deutschen dieser kostbare Schatz nicht verloren gehe. Deutsche Tonwerke und Lieder bilden einen unerschöpflichen Brunnen von Frohsinn; inneres, reines und reiches Glück gewähren sie denen, welche deutschen Stammes sind. Sie sind tief eingreifend, wirken bezwingend bis auf den Herzensgrund, erwecken Gutes und Erhabenes, Schönes und Hohes. Sie jubeln uns zu in Freude und Leid, trösten uns zart und sanft in Kummer und in Leid.

Das Chicagoer Deutschtum bringt dem Singverein für seine ersprießliche künstlerische Entfaltung, für die Pflege deutscher Geistesschätze hohe Dankesgefühle entgegen.

Die Mitglieder bringen der Weiterentwicklung des Vereins besonderes Interesse zu. Die rege Teilnahme, der große Zuwachs von neuen Mitgliedern berechtigen zu der Hoffnung eines lebenskräftigen Aufblühens und Gedeihens dieser Kunstvereinigung. Mit dem Entstehen und Wirken dieses repräsentativen deutschsingenden Chores ist, wie bereits hervorgehoben, die schon so lange gefühlte Lücke ausgefüllt. Die Gesangsproben sind stets gut besucht. Meister Boeppler versteht es, die Begeisterung, die ihn selbst beseelt, auf andere zu übertragen. Daraus erklärt sich auch, daß der Singverein in der kurzen Zeit seines Bestehens so große Erfolge aufzuweisen hat. Der glänzend geschulte Chor hat bei allen Konzertveranstaltungen (im Auditorium, in der Orchestrahalle und dergl.) in künstlerisch-gesanglicher Hinsicht hervorragende Leistungen produziert welche dem Publikum unvergeßlich bleiben. Die besonders am 22. Januar 1911, am 30. November 1911 und am 7. April 1912, in der Saison 1913, am 17. Mai, 13. und 14. Juni, 30. Juni und im Juli veranstalteten Konzerte und Liedervorträge boten einen ausgezeichneten Kunstgenuß und können als ein musikalisches Ereignis in der Geschichte des Chicagoer Deutschtums bezeichnet werden. Werke von Haydn, Tonschöpfungen und Opern von Händel und Wagner sowie andere Erzeugnisse der Musikliteratur wurden unter Mitwirkung hervorragender Künstler glanzvoll zu Gehör gebracht.

Der Ertrag der öffentlichen Konzerte wird stets für wohltätige Zwecke verwendet. Es ist eine hohe Ehre für das Chicagoer Deutschtum, daß die Mitglieder des Chicago Singvereins sich für hohe, künstlerische Ideale begeistern und ihre künstlerische Tätigkeit in selbstloser Weise ausüben. Personen mit großem Klang fördern naturgemäß dieses Unternehmen, zumal da der Verein sich durch Gewährung von Unterstützungen für deutsche Anstalten in den Dienst des Deutschtums stellt.

Zu hohem Ziele wird der Chicago Singverein geführt, welcher schon heute eine führende Rolle im Musikleben Chicagos spielt. Sein ernstes Streben, zu den leistungsfähigsten Gesangvereinig-

ungen des ganzen Landes zu gehören, wird bald verwirklicht werden. Durch seine Aufführungen fördert und hebt er den Geschmack und das Verständnis des Publikums für feine und edle Musik.

Der Verein wird auf den bisher eingeschlagenen Bahnen fortfahren, wodurch sein gedeihlicher Fortschritt auch für die Zukunft gesichert ist.

Die Finanzen der Vereinigung sind als günstig zu betrachten.

Das Chicagoer Deutschtum setzt sein ganzes Können ein, um den Verein auch nach außen stärken zu können. Den kunstverständigen und organisationsfähigen Beamten gebührt die besondere Anerkennung, den Verein auf seine heutige Höhe gebracht zu haben. Es sind dies folgende Persönlichkeiten: Chas. H. Wacker, Präsident; E. F. C. Krütjen, Vizepräsident; Frau H. A. Kirchhoff, 2. Vizepräsidentin; Traugott Weber, Schatzmeister; John Kölling, Sekretär; Gustav A. Hoffmann, Bibliothekar; die Direktoren: Dr. Ph. Mathei, Henry Suder, Frau Dr. L. H. Abele, Frau Dr. G. Köhler, Frau Fr. Münch, A. W. Eheim, Edw. Schaumlöffel, Wm. R. Wenigmann, Frau A. C. Kemper und Dirigent Wm. Boeppler.



Geschichte der Chicago Turn-Gemeinde.

Eine Vereinigung des intellektuellen Deutschtums von Chicago bildete der im Jahre 1848 gegründete „Leseverein", dessen Wirksamkeit jedoch das geistige und gesellschaftliche Leben unserer Stadt nicht genügend befruchten konnte. Erst der Chicago Turnverein, aus welchem die heutige Turngemeinde entstanden ist, erfüllte die Aufgabe, für das Chicagoer Deutschtum einen Zentral- und Sammelpunkt zu schaffen. Am 3. Okt. 1852 wurde in dem von Herrn Friedrich Kurth, später von Herr Gustav May geführten „Rio Grande Hotel", No. 39 La Salle Straße, eine Versammlung abgehalten, in der auf Anregung bekannter Deutscher die Begründung des Chicago Turnvereins vorgenommen wurde. Da die meisten Mitglieder Turner waren, so galt das Turnen naturgemäß als Hauptzweck des Vereins. Einige Jahre nach dessen Gründung brach aber unter den Mitgliedern ein ernster Streit aus, der vielen zum Austritt Anlaß gab. Es wurde infolge der entstandenen Spaltung auf der Westseite der „Vorwärts Turnverein" gegründet, welcher eine Bretterhalle an der Fultonstraße bezog. Da diese jedoch durch Feuersbrunst zerstört wurde und der neue Verein obdachlos war, so bot der Chicago Turnverein der abtrünnigen Vereinigung die Wiederaufnahme in den Verein an, was jedoch abgelehnt wurde. Allein dieses versöhnende Anerbieten zeitigte den Erfolg, daß zu Anfang des Jahres 1860, als Herr David Huth erster Sprecher war, eine Wiederverschmelzung beider Vereine unter dem Namen „Chicago Turngemeinde" stattfand.

Die Räumlichkeiten der alten Halle an der Griswold Straße erwiesen sich als zu klein, weshalb die Turngemeinde im Jahre 1857 nach der Kinzie Halle übersiedelte, woselbst jene berühmte erste John Brown-Versammlung stattfand, in welcher die bekannten deutschen Volksredner Dr. Ernst Schmidt und Caspar Butz denkwürdige Reden hielten. In dieser Halle wurde auch die erste Bundestagsatzung abgehalten. Eine Gesangssektion hatte sich bereits gebildet, welche unter der bewährten Leitung des Herrn H. Hehl auf dem Gebiete des Männergesanges bereits schätzenswerte Leistungen hervorbrachte.

Als der Bürgerkrieg ausbrach, entflammte auch in den Reihen der Chicago Turngemeinde der Patriotismus zur hellen Begeisterung. Nach dem Aufrufe Lincolns am 15. April 1861 berief die Turngemeinde eine Spezialversammlung, in welcher 64 Mitglieder der Büchsensektion sich für den Feldzug meldeten und die „Turnerkompagnie" bildeten. Am 17. April waren 105 Mann marschbereit, die als „Turner Union Kadetten" am 21. April Chicago verließen. Diese tapfere Kompagnie wurde später dem 24. Illinois-Regiment zugeteilt und nach seinem Anführer Friedrich Hecker das „Hecker Regiment" genannt. Auch in das 82. Illinois-Regiment, 2. Hecker Regiment genannt, ließen sich viele Turner einstellen.

Diese beiden Regimenter haben sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet und viel Ruhm und Ehre geerntet. Nach ihrer Rückkehr wurde den tapferen Kämpfern ein ehrender Empfang bereitet. Das Andenken der gefallenen Helden ehrte die Turngemeinde durch Anfertigung einer marmornen Gedenktafel, auf welcher die Namen der tapferen Männer eingraviert sind. Diese Erinnerungstafel ziert heute das Versammlungs- und Bibliothekszimmer der Vereinigung.

Der lange gehegte Plan, ein eigenes Gebäude mit geeigneten Räumlichkeiten zu besitzen, wurde im Jahre 1867 verwirklicht. An der Nord Clark Straße wurde ein Grundstück erworben, an derselben Stelle, wo sich die heutige Turnhalle befindet.

Schon seit Anbeginn ihres Bestehens ist die Turngemeinde ein Sammelpunkt für das gesamte Deutschtum. Sie hat auch in bereitwilliger Weise ihre Halle stets den Vereinen, sowie wohltätigen Zwecken zur Verfügung gestellt und

Wohltätigkeitsanstalten und Hospitäler durch Veranstaltung von „Fairs“ in den Stand gesetzt, ihre finanziellen Kräfte zu stärken.

Die Einführung des Turnunterrichtes in den öffentlichen Schulen seit 1885 ist auf ihre besondere Anregung erfolgt. Sie war auch eine der ersten Vereine, welche für Errichtung eines Turnlehrerseminares Propaganda machten.

Die vielen errungenen Siege bei allen Bundes- und Bezirksturnen stellen der Turngemeinde ein ehrendes Zeugnis aus und bekunden den echt turnerischen Geist, der in ihrer Mitte herrscht.

Durch die Einführung und Aufrechterhaltung der volkstümlichen Konzerte in der Nordseite Turnhalle hat sie einen erzieherischen und fördernden Einfluß auf die Geistes- und Charakterbildung der deutschen Bevölkerung ausgeübt. Sie hat die Sympathie für Musik geweckt, das Empfindungs- und Gefühlsleben verfeinert und den nichtdeutschen Stämmen Gelegenheit gegeben, das soziale und geistige Leben der Deutsch-Amerikaner kennen zu lernen.

Aber nicht nur auf orchestralem, sondern auch auf gesanglichem Gebiete hat sie erfolgreich und fördernd gewirkt. Die Gesangssektion der heutigen Turngemeinde steht künstlerisch auf der Höhe und gehört zu den besten Gesangvereinen unserer Stadt.

Die Turngemeinde pflegt durch Veranstaltung von Vortragsabenden für die bekannte Geistesgrößen berufen werden, den intellektuellen Fortschritt ihrer Mitglieder, indem sie ihnen Gelegenheit bietet, ihren geistigen Horizont zu erweitern und sich auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft und Literatur zu informieren.

Ihre erfolgreiche Tätigkeit, ihre fortschrittliche Entwickelung und zielsichere Ausführung der Bestrebungen auf allen Gebieten ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Leitung der Chicago Turngemeinde seit jeher Beamten anvertraut worden ist, welche bei Aufwendung ihres ganzen Könnens die Vereinsinteressen fördern. In dem gegenwärtigen Vereinsjahr wird die immer mehr emporblühende Turngemeinde mit Kraft und Energie von folgenden Beamten geleitet:

1. Sprecher: Ernst G. Kußwurm.
2. Sprecher: Andrew V. Lathomus.
1. Turnwart: Wm. Schulze.
2. Turnwart: Jakob Hergenhahn.
1. Zeugwart: Ludwig Niesen.
2. Zeugwart: Fred. Schmidt.
1. Schriftwart: Hans Ulrich.
2. Schriftwart: Frank Glembow.
Schatzmeister: Fred Heß.
Kassierer: Fred. Klein.
Buchhalter: Chas. Eichin.
Bibliothekar: Oswald E. Münch.

Geschichte des Deutschen Krieger-Vereins.

Die großen Schlachten und Gefechte des Krieges von 1870—71 waren geschlagen und im Spiegelsaale des Schlosses von Versailles war der greise Preußenkönig als erster Deutscher Kaiser ausgerufen worden; Elsaß und Lothringen, die alten deutschen Lande, waren dem neuen Reiche wieder einverleibt, und die siegreichen Truppen wurden bei ihrer Rückkehr allerorts von der deutschen Bevölkerung jubelnd empfangen. In ihre resp. Garnisonsstädte zurückgekehrt, wurden die Landwehrleute und Reservisten mit dem Danke ihres obersten Kriegsherrn und der gesamten deutschen Nation in ihre Heimatsorte entlassen, wo sie dann den friedlichen Kampf ums Dasein in ihren bürgerlichen Berufszweigen von Neuem aufnahmen. Nun war aber gar manchem die engere Heimat allzu klein geworden, die Wanderlust packte sie und viele begaben sich auf die Reise über den großen Ozean.

Chicago war damals eine neue mächtig aufblühende Stadt und bildete einen besonders großen Anziehungspunkt für deutsche Ankömmlinge.

Am 5. und 6. Dezember 1874 erließ Kamerad Joseph Schlenker, Präsident des Vereins und späterer Bundes-Präsident, in der „Freien Presse" und in der „Illinois Staatszeitung" einen Aufruf, in welchem alle in Chicago befindlichen Kriegskameraden von 1864, 1866 und 1870—71 aufgefordert wurden, zusammen zu kommen, um einen deutschen Krieger-Verein zu gründen. Die Versammlung fand in dem damals unter dem Namen Old Quincy No. 9 bekannten Lokale, Nordostecke Randolph und Fifth Avenue, des Herrn Felix Schanz, statt und wurde gleich in dieser ersten Versammlung der Beschluß gefaßt, in den neuen Verein alle im deutschen Heere oder in der Marine Gedienten und ehrenvoll Entlassenen aufzunehmen und die Aufnahme nicht nur auf Kriegs-Veteranen zu beschränken. Von den 37 anwesenden Gründern gehören heute nur noch die folgenden zwei Kameraden dem Verein an: Joseph Schlenker und Johann Corleis.

Der Verein wuchs und gedieh zusehends, aber die üblichen Sturm- und Drang-Perioden blieben auch hier nicht aus. Die noch nicht allzu große Vereinskasse war in Folge der bedeutenden, an kranke Kameraden ausgezahlten Unterstützungsgelder arg zusammengeschmolzen. Man wollte aber trotzdem gern eine Vereinsfahne haben und da kamen einige Mitglieder auf den glücklichen Gedanken, sich mit einem Gesuche an den Deutschen Kaiser Wilhelm den Ersten zu wenden und diesem die Bitte vorzulegen, dem ersten deutschen Krieger-Verein jenseits des Weltmeeres eine solche zu schenken. Das von dem damaligen Sekretär des Vereins, Kamerad Julius Eggers, verfaßte Bittgesuch wurde, nachdem genügende Erkundigungen über Zwecke und Ziele des Vereins in aller Stille eingezogen wurden und günstig ausfielen, überraschend schnell und zwar in bejahender Weise erledigt.

Kaiser Wilhelm der Siegreiche ließ dem damaligen deutschen Konsul, Herrn H. Claussenius, eine Vereinsfahne mit einem Begleitschreiben übersenden, in welchem dem Konsul der Auftrag erteilt wurde, die Fahne dem deutschen Krieger-Verein von Chicago gelegentlich einer besonderen öffentlichen Festlichkeit zu übergeben, und die Unkosten an die Legationskasse nach Berlin zu berichten. Diese Fahne, die Kaiserfahne, wie sie allgemein genannt wird, wurde dem Verein zum Glücksstern; sie wird wie ein Kleinod gehütet, sie ist ein historisches Andenken und wird stets als solches hochgehalten werden.

Die Festlichkeit wurde am 25. Oktober 1876 in der Nordseite-Turnhalle abgehalten; sie erwies sich als eine größere Zugkraft als selbst die hoffnungsvollsten Kameraden erwartet hatten und gestaltete sich zu einem großartigen, gesellschaftlichen Erfolge, durch welchen mit einem Schlage dem Krieger-Verein eine achtunggebietende Stellung unter

den Bürgern Chicagos geschaffen wurde. Nicht minder großartig war auch der finanzielle Erfolg. Das Arrangements-Komitee konnte dem Schatzmeister nach erfolgter Abrechnung nahezu $1000.00 übermitteln. Seit jener Zeit ist denn der Krieger-Verein von Chicago mächtig emporgeblüht; er erreichte einmal eine Mitgliederzahl von annähernd 500 und wenn diese Zahl sich auch wieder vermindert hat, so liegt das hauptsächlich daran, daß zur Zeit noch weitere fünfzehn deutsche Militär-Vereine außer diesem Verein hier existieren. Der Grund hierfür ist in der riesigen Ausdehnung der Stadt Chicago zu suchen.

Seit der unvergeßlichen Feier der Ueberreichung der Kaiserfahne hat der Verein eine große Anzahl bedeutendere und kleinere Festlichkeiten abgehalten, und wenn immer es galt, das Deutschtum zu vertreten, bedurfte es keines Rufes für den Krieger-Verein; derselbe meldete sich stets ohne Aufforderung „zur Stelle." Sein größtes gesellschaftliches Unternehmen war die Veranstaltung des zu Ehren des dritten Delegatentages des Kriegerbundes von Nord-Amerika in den Tagen vom 3. bis 6. September 1887 arrangierten Kriegerfestes.

Damals überreichte der Verein den Bundesvertretern eine kostbare Bundesfahne.

Die Gründung des Nordamerikanischen Kriegerbundes ist hauptsächlich dem Krieger-Verein von Chicago zum Verdienste anzurechnen, denn nachdem die Zukunft des Vereins sichergestellt war, und auch in vielen anderen Städten Krieger-Vereine gegründet worden waren, wurde seitens verschiedener Kameraden die Anregung zur Gründung desselben gemacht. Hauptsächlich waren es die Kameraden Carl Wohlfeld, Wm. Schmidt, Jos. Schlenker, Rud. Anbach, Julius Eggers und Carl Winkler, welche die Idee befürworteten und dermaßen agitierten, daß in kurzer Zeit etwa zehn Vereine in Milwaukee, Wis., zu einem Bunde vereinigt wurden.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß die Kameraden Wilhelm Schmidt und Joseph Schlenker als Bundespräsidenten fungierten, Rud. Anbach und Alex. Masse die Bundesvizepräsidenten waren, sowie daß Kamerad Julius Eggers während sieben Jahre das mühevolle Amt des Bundesschriftführers versah, und zwar in einer Weise, welche ihm zur Ehre und dem Bunde zum Segen gereichte.

Als am 15. Juni 1893 während der Weltausstellung das Chicagoer Deutschtum einen Deutschen Tag feierte, da ging wiederum der deutsche Kriegerverein mit gutem Beispiele voran, indem er außer der privaten Beisteuer vieler seiner Mitglieder, $800.00 aus der Vereinskasse für die Festlichkeit bewilligte und in glänzender Weise bei dem Umzug vertreten war.

Der Verein hielt während der langen Zeit seines Bestehens eine ganze Reihe von Winter- und Sommer-Festlichkeiten ab, die sich immer eines großen Erfolges zu erfreuen hatten. Der Verein beteiligte sich in corpore und unter Voranmarsch einer großen Musikkapelle bei der Ueberbringung der Leiche des in Chicago verstorbenen ehemaligen Gesandten der Ver. Staaten in Paris, Elihu B. Washburne nach dem Bahnhof. Derselbe hatte während der Belagerung von Paris sich der dort wohnenden Deutschen in recht anerkennenswerter Weise angenommen. Ferner bei den anläßlich der Ermordung der Präsidenten Garfield und McKinley in Chicago veranstalteten großen Trauer-Paraden, bei der amerikanischen Jubiläumsfeier im Frühjahr 1889; sowie bei der vom Verband der Veteranen der deutschen Armee arrangierten großen 25jährigen Sedanfeier am 1. September 1895, und bei dem Empfang des Prinzen Heinrich von Preußen im Monate März 1902, und Begrüßung desselben in der Regiments-Halle an Michigan Ave. und 16. Straße und vielen anderen bedeutenden Ereignissen.

Wenn auch die Deutschlandfahrt im Sommer 1895 anläßlich der 25jährigen Sedanfeier, an der sich viele alte Soldaten beteiligten, seiner Zeit nicht genü-

gend anerkannt wurde, so läßt es sich heute nicht mehr leugnen, daß der Verein unter Leitung seines damaligen Präsidenten Joseph Schlenker, der keine Opfer scheute, doch solche Erfolge für den Verein erzielte, welche mit ehernem Griffel in der deutschen Geschichte verzeichnet sind. Die Einladung zur Einweihung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Charlottenburg; die Begrüßung durch Kaiser Wilhelm den Zweiten auf dem Tempelhofer Felde am 2. September; die Ueberreichung des Diploms an das Ehrenmitglied Fürst Otto von Bismarck in Friedrichsruh, die uns zu Ehren veranstaltete Wiederholung des erhabenen 200jährigen Festspiels deutscher Geschichte in Leipzig am 8. September, wo 1000 Personen mitwirkten, sind wohl die besten Beweise, daß der Verein mit Stolz auf seine Vergangenheit zurückblicken darf. Hoffen wir, daß der Verein auch in Zukunft seiner patriotischen Pflichten dem neuen wie dem alten Vaterland eingedenk bleiben möge.

Aus dem Krieger-Verein sind drei Bundespräsidenten hervorgegangen, nämlich Carl Winkler (gestorben), Wilhelm Schmidt und Joseph Schlenker, und ist es eine Tatsache, daß der Bund unter der Führung gerade dieser drei Präsidenten seine Haupt-Prüfungen und Anfechtungen erfuhr, welche stets in glänzender Weise zum Austrag gebracht wurden.

Mit dem Eisernen Kreuze sind folgende Mitglieder ausgezeichnet: Friedrich Schoeller, Franz Kwiatkowski, Paul Gryzette und Hermann Paepcke. Außerdem sind für besondere Verdienste mit Orden ausgezeichnet die Kameraden: Jos. Schlenker, Heinrich Hachmeister, Carl Schinkel und Wilhelm Schmidt.

Wie segensreich der Verein seit seinem Bestehen gewirkt hat, erhellt aus den nachstehend angeführten ausgezahlten Geldern:

An Krankengeldern	$ 75,000.00
Sterbegelder (einschließlich Frauen)	125,000.00
Unterstützungen	10,000.00
Für amerikanische u. deutsche patriotische Zwecke	5,000.00
	$215,000.00

Ehrenmitglieder des Vereins sind:— Baron von Steuben, gestorben; Adolph Mayer, Stuttgart; Otto von Bismarck, gest.; Stabstrompeter Herold, Deutschland; Dr. von Holleben; Dr. W. Weyer, Deutscher General-Konsul, Italien; Adam Ortseifen, Chicago; Bürgermeister Sauerborn, Montabauer, Deutschland; Dr. Richard Michaelis, Chicago; Walter Michaelis, Chicago.

Beamte des Vereins sind: Joseph Schlenker, Präsident. Herm. Hannig, Vizepräsident, F. Klinkert, Finanzsekretär, Geo. Meyer, prot. Sekretär, E. F. Freese, Schatzmeister,

Der Verwaltungsrat besteht aus: Fritz Zobel, John Wulff und John Melcher.

Die Vereinsleitung glaubt, daß drei der Kameraden auch in dem gegenwärtigen Riesenkampfe in Frankreich und Rußland teilnehmen und der Verein selbst hat, als der erste Schrei um Hilfe für die Notleidenden und Verwundeten an sein Ohr drang, mit voller Hand gegeben.

Das schönste Blatt in der Geschichte des Krieger-Vereins, der Besuch, welchen seine Mitglieder aus Anlaß der fünfundzwanzigsten Jahreswende des Sedantages dem Fürsten Bismarck abstatten durften, soll hier eingefügt werden.

Herr Joseph Schlenker, der aus jenem Anlasse „Erinnerungsblätter" herausgegeben hatte, schrieb in denselben:

„Außer dem Fürsten, welcher uns mit einem kräftigen Händedruck und herzlichem Willkommen begrüßte, empfingen uns Graf und Gräfin Rantzau und Frau von Kotze. Wir wurden in das Empfangszimmer, welches ebenfalls überaus einfach ausgestattet war, geleitet, und daselbst übergab Schreiber dieser Zeilen den in einer Lederkapsel enthaltenen Ehrenmitglieds-Brief des „Deutschen Krieger-Vereins in Chicago" dem Fürsten mit folgenden Worten:

„Gestatten Eure Durchlaucht, Ihnen

im Namen des deutschen Kriegervereins von Chicago das Diplom der Ehrenmitgliedschaft zu überreichen,als schwache Anerkennung der unsterblichen Verdienste Ew. Durchlaucht für das deutsche Vaterland. Wir überbringen nicht allein Grüße unseres Vereins, sondern auch diejenigen der zurückgebliebenen Kameraden, vom einfachsten Bürger Chicago's an, sowie die aller patriotischen Deutschen in den übrigen Landesteilen Amerikas.

Gestatten mir Ew. Durchlaucht den Inhalt des Diploms der Ehrenmitgliedschaft zur Verlesung zu bringen:

„Diese Urkunde bestätigt, daß der Deutsche Krieger-Verein von Chicago in seiner Versammlung vom 3. März A. D. 1895 sich beehrte, Ew. Durchlaucht als schwache Anerkennung Ihrer unsterblichen Verdienste um das deutsche Vaterland und Ihrer ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit, welche auch das Ansehen der Deutschen im Auslande auf's Neue zur Geltung gebracht und bedeutend erhöht hat, zu seinem Ehrenmitgliede ehrerbietigst zu ernennen.

Joseph Schlenker, Präsident.
Conrad Worgitzki, Sekretär.

Der Fürst erwiderte:

„Meine Herren, ich fühle mich einmal hochgeehrt durch die Auszeichnung, die mir widerfährt, und dann durch Ihren Besuch, der Sie über See so weit hierher finden ließ in den Wald; ferner macht es mir eine recht große Freude, daß Sie an den alten Erinnerungen festhalten und mich damit in Verbindung bringen. Es tut mir leid, daß ich nicht alle Ihre Reisegenossen hier empfangen kann, aber ich bin ja doch nicht so gesund und kräftig, wie ich war, und wenn ich spreche, habe ich leider immer Schmerzen. Es ist ja bei 80 Jahren überhaupt noch Gott zu danken, daß man allerdings Schmerzen auszustehen hat, aber doch noch lebt. Indeß man wird doch wrack, — angestrichen und getakelt, aber die Planken taugen nichts mehr. Und so geht es auch mir; ich kann wohl noch zusehen, aber mittun kann ich nicht mehr, sonst wäre ich ja zur Ausstellung nach Chicago gekommen; ich würde überhaupt gern die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gesehen haben, diese sind von allen fremden Ländern für uns noch die sympatischsten. Nach allen Erfahrungen, die ich mit früheren Dienern, Hausgenossen und Arbeitern, die dorthin gegangen sind, gemacht habe und mit denen ich zum Teil korrespondierte, geht es diesen drüben wohl, und sie fühlen sich behaglich. Das kann ich von den Auswanderern nach den anderen Ländern doch nicht sagen."

Nach diesen Worten forderte der Fürst uns Vier auf, mit ihm in den Speisesaal einzutreten, um eine Mahlzeit einzunehmen: Dabei hatte ich die Ehre, die Gräfin Rantzau zu Tische führen zu dürfen. Bei der Tafel saßen Joseph Forche zur Rechten und Jacob Schneider zur Linken des Fürsten, während demselben gegenüber die Gäfin Rantzau, Geo. Kalbitz und ich Platz genommen hatten. Außer den bereits Genannten waren Graf Rantzau, die beiden Enkel Bismarck's mit ihrem Privatlehrer, Privatsekretär Dr. Chrysander, und Oberförster Lange bei der Tafel zugegen.

Während des Essens brachte dann der Fürst folgenden Trinkspruch aus:

„Wir können die gemeinsamen Gefühle, die uns beseelen, nicht besser zum Ausdruck bringen, als indem wir dem Andenken unseres alten Königs Wilhelm ein stilles Glas weihen. Wir haben Alle unter ihm gedient."

Dabei vermochte der Fürst nur mit Mühe seine Gefühle der Wehmut zu bemeistern.

Der zweite Trinkspruch wurde unsererseits auf das Wohl Bismarcks ausgebracht, worauf derselbe nochmals das Glas erhob und auf das Wohl der Besucher und der Deutschen in Amerika trank. Er fügte hinzu, daß, falls wir mit dem Bürgermeister von Chicago zufrieden seien, er auch diesen in das Wohl einschließen wolle. Der Fürst erkundigte sich sodann speziell bei jedem Einzelnen von uns nach der Herkunft in Deutschland, wobei er eine genaue Kenntnis von Land und Leuten bekundete. Es

wurde dann noch so manches Thema im Verlaufe der sich entwickelnden Tafelkonversation berührt, ohne daß dies jedoch für die Oeffentlichkeit sonderlichen Wert hätte. Der Verfasser teilte unter Anderen dem Fürsten mit, daß die Deutschen, selbst im fernsten Westen Amerika's, seiner auf das Wärmste und Herzlichste gedächten, und daß Viele brieflich gebeten hätten, Grüße an Durchlaucht auszurichten. So wurde u. A. der Brief einer Frau Caroline Angerbauer aus „Box Elder", Utah, dem Fürsten zum Lesen eingehändigt, worauf derselbe uns auftrug, in seinem Namen die Briefschreiberin bei der Rückkehr zu begrüßen, was natürlich unterdessen auch prompt ausgeführt worden ist. Der Bitte Schlenker's, daß der Fürst auch die übrigen Teilnehmer im Parke zu empfangen geruhe, entsprach derselbe gern und ordnete an, daß alle Besucher hereingeleitet würden. Mittlerweile hob man die Tafel auf und Bismarck schritt in Begleitung der vorerwähnten Damen, sowie des Grafen Rantzau, trotz des mittlerweile eingetretenen Sprühregens, hinaus in's Freie, um die Fremdlinge zu begrüßen und ihnen für den Besuch zu danken. Der Fürst durchschritt nach militärischer Gewohnheit die Reihen, bewunderte die mitgebrachten Fahnen und fragte bei jedem Einzelnen an, wo er ehemals gedient habe. Als er bei den Damen ankam, gab er unverhohlen seiner Freude darüber Ausdruck, daß auch das schöne Geschlecht an dieser Deutschlandfahrt teilgenommen, und bemerkte jovial, daß er von jeher ein Verehrer der holden Frauenwelt gewesen sei.

Alsdann wandte sich der Fürst an die Versammelten und sagte:

„Ich danke Ihnen nochmals dafür, daß Sie mir die Ehre erzeigten, mich hier zu besuchen und freue mich von Herzen, daß Sie so viele Anhänglichkeit an Ihre alten Kameraden bewahrten und die weite Reise zu uns nicht scheuten. Namentlich auch berührt es mich angenehm, daß Sie unter all' Ihren alten Kameraden auch mich nicht vergessen haben, sodaß eine Gelegenheit gegeben ist, uns noch einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Es verursacht mir, wie gesagt, großes Vergnügen, Sie hier begrüßen zu können und in Ihrem Herzen das nationale Gefühl wiederzufinden, welches Sie mit der Gesamtheit unseres Heeres entzünden und beleben halfen. Daß Sie sich dasselbe so bewahrt haben und es Ihnen ein Bedürfnis ist, auch Ihre Landsleute wieder zu sehen, ist aller Ehren wert. Ich danke Ihnen ferner für Ihren Besuch auch aus politischen Gründen, weil er dazu beiträgt, das deutsche Nationalleben, die deutsche Einigkeit und Zusammengehörigkeit zu kräftigen. Vor dem Kriege war das nicht so, aber jetzt schließen wir Deutschen uns doch allenthalben enger zusammen. Die Franzosen haben mit ihren Hammerschlägen das ihrige dazu beigetragen. Ich will nicht sagen, daß wir ihnen dafür danken sollen, denn gern haben sie es gewiß nicht getan; ohne den Krieg aber glaube ich nicht, daß es sobald zur Einigung des deutschen Volkes gekommen wäre. Mit Parlamentsreden und durch die Presse wäre es so „fix" nicht gegangen wie mit dem Kriege.

Ich bringe nun ein Wohl auf Ihr neues Vaterland, die Vereinigten Staaten aus und bitte es zu kreuzen mit einem Wohle auf Ihr altes Vaterland. Die beiden haben ja nichts mit einander zu zanken. Ich bitte also, stimmen Sie mit mir ein in ein Hoch auf das Wohl der Stadt Chicago, welcher die meisten von Ihnen angehören, und auf das Wohl der Deutschen in den Vereinigten Staaten überhaupt. Mögen sie prosperieren. Ich konstatiere mit Befriedigung, daß die Anhänglichkeit an das alte Vaterland durch das atlantische Wasser nicht weggewaschen ist, sondern sich als echt erweist."

Hierauf gab Verfasser namens der Anwesenden dem tiefen Danke für den herzlichen Empfang in warm empfundenen Worten Ausdruck und forderte die Versammelten zu einem donnernden Hurrah auf, in welches Alle begeistert einstimmten. Diesem folgte ein herzliches Lebewohl; dann ertönte das bündige

Kommando „Rechts um" und in militärischem Schritt marschierte die Kolonne ab. Der Fürst und seine Familie begleiteten die Abziehenden noch bis zum Parktore, wo das zahlreiche Publikum, welches sich dort inzwischen eingefunden hatte, denselben mit wiederholten jubelnden Hochrufen empfing.

So endete dieser für alle Teilnehmer ewig denkwürdige Besuch in Friedrichsruhe.



Geschichte des Schwabenvereins von Chicago.

In einer Versammlung von 23 Söhnen Württembergs erblickte der Schwabenverein das Licht der Welt. An der nordöstlichen Ecke der State und Adams Straße, fand seine Gründung im Wirtschaftslokal des Eßlingers Karl Taxis am 31. März 1878 statt. In der zu diesem Zwecke anberaumten Versammlung wurde eine temporäre Organisation geschaffen, indem Gottlieb Federer aus Großheppach zum Vorsitzer, Jacob Gastel aus Frommern zum provisorischen Schatzmeister und Joseph Schlenker aus Schwenningen zum vorläufigen Sekretär gewählt wurden. Um die durchaus erforderlichen Ausgaben zu decken, wurde von jedem Mitgliede ein Beitrag von 50 Cents erhoben; zwecks Vergrößerung des Vereins wurde einem Komitee von sechs Mitgliedern der Auftrag erteilt, für weiteren Beitritt von Mitgliedern Propaganda zu machen. Ehe sich der Verein durch Festsetzung von Statuten eine konstante Gliederung sicherte, wurden noch zwei weitere vorbereitende Versammlungen abgehalten; die erste im Wirtschaftslokale des vorläufigen Präsidenten Federer, Nr. 144 W. Randolph Str., am Sonntag, den 7. April 1878, und die zweite am darauffolgenden Sonntage im Lokale des Wirtes und Mitgliedes Gustav Hettich aus Ludwigsburg, Nr. 159 N. Wells Str. Am 23. April fand in Klare's Halle, Nr. 70 N. Clark Straße, die dauernd zum Vereinslokal bestimmt wurde, und die damals eine Zentrale des deutschenVereinslebens bildete, eine vierte Versammlung statt, in der von einem inzwischen eingesetzten Ausschusse die ausgearbeiteten Statuten angenommen wurden. Und am 7. Mai, als die Mitgliederzahl bereits auf 164 angewachsen war, veranstaltete der „Schwabenverein" seine erste, regelmäßige Beamtenwahl, welche für die Dauer eines Jahres Gültigkeit hatte. Folgende Resultate ergab die Wahl: Präsident Ernst Hummel aus Unterrieringen, Vizepräsident Gottlieb Federer, protokollierender Sekretär Fr. Demmler, Schatzmeister Louis Glanz, Finanzsekretär Adolph Hartmann, Finanzausschuß Jacob Gastel, JohannGerstetter und Johann Friedrich Kurz.

Noch vor Ablauf des Gründungsjahres setzte der Verein zwecks Vereinfachung der Geschäftsführung, an der bis dahin alle Mitglieder regen Anteil genommen hatten, einen stehenden Ausschuß ein, welcher in Gemeinschaft mit den Beamten und dem Finanzausschuß die laufenden Vereinsgeschäfte während des Zeitraumes, der zwischen den vierteljährlich stattfindenden Generalversammlungen lag, zu erledigen hatte. Dem ersten Ausschusse gehörten folgende 17 Mitglieder an: Jacob Althammer, Carl Breitling, Wilhelm Konrad, Wilhelm Elser, Louis Glanz, J. C. Göbel, Fritz Horn, Dr. C. L. Kerler, Felix Kimmich, Conrad Klett, Jakob Knoll, Jacob Metzger, Hugo Molt, Ernst Raff, Ferdinand Raff, Joseph Schlenker und Gustav Stieglitz.

Der Schwabenverein verfolgt die Tendenz, Geselligkeit in vaterländischer Weise zu pflegen, Gemütlichkeit zu betätigen, seine Mitglieder und deren Familien zu unterstützen, allgemeine Wohltätigkeit zu üben und allen würdigen Zwecken und Bestrebungen zu dienen. Und er ist dieser Tendenz stets treu geblieben. Insbesondere hat er sich zur alljährlichen Feier des „Cannstatter Volksfestes" verpflichtet. Dieses echt schwäbische Fest — „Schwabenpicknick" genannt — ist erhalten geblieben und hat an Volkstümlichkeit immer mehr zugenommen. Der Verein selbst, dessen Mitgliederzahl gegenwärtig 1200 beträgt, setzt sich aus eingewanderten und in Amerika geborenen Söhnen aller deutschen Stämme zusammen und ist von besonderer Anziehungskraft auf das gesamte Deutschtum in unserer Stadt. Schwäbischer Geist und schwäbisches Gemüt, schwäbischer Humor und schwäbische Sitte, schwäbische Großtat, schwäbische Sage und schwäbische Geschichte finden auf diesem Feste stets eine Stätte der Pflege. Zu den regelmäßig wiederkehrenden Festen, welche vom

Schwabenverein veranstaltet werden, gehören die Weihnachtsfeier, der Maskenball und das sogenannte „Basket Picknick". Seit Mai 1886, als im Lincoln Park das Schillerdenkmal enthüllt wurde, ist der Verein ein eifriger Hüter des Kultus des Lieblingsdichters der Deutschen geworden. Alljährlich wird seinerseits unter Beteiligung hervorragender Geistesgrößen unserer Deutsch-Amerikaner Schillers Geburtstag (10. November) festlich begangen.

Seine ethische Größe bekundete der Schwabenverein seit Beginn seiner Tätigkeit in der beispiellosen Uneigennützigkeit und Hochherzigkeit, in der wahren Barmherzigkeit und in der echten Nächstenliebe. Den vielen Bedrängten und Hilfsbedürftigen läßt er bereitwilligst seine Unterstützung angedeihen. Die nennenswerten Einnahmen, welche der Schwabenverein alljährlich aus dem Ueberschuß des Cannstatter Volksfestes den Kranken- und Waisenhäusern, sowie anderen Zwecken allgemeiner Wohltätigkeit zufließen läßt, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Es gibt wohl keine Gelegenheit, bei der sich nicht der Verein im hohen Maße in den Dienst der Philantropie gestellt hätte, die noch bei dem in diesem Jahre veranstalteten Schwabenpicknick in so hervorragender Weise zum Ausdruck kam, insofern, als er den gesamten Reinertrag aus der Festveranstaltung dem „Roten Kreuz" überwies und in der am 23. September d. J. anberaumten Spezialversammlung den hochherzigen Beschluß faßte, für die durch den europäischen Krieg Heimgesuchten und Bedrängten im alten Vaterlande eine Gesamtsumme von über $1000 zu bewilligen. Aus dem 35. Jahresberichte ist zu ersehen, daß der Schwabenverein für allgemeine, wohltätige Zwecke $41,000, für geistige Zwecke $13,000, für Einzelunterstützungen $7,000, für Errichtung des Schillerdenkmals $3,500 und für Errichtung des Goethedenkmals $15,000 verausgabt hat.

Durch freudige Beteiligung an allen Gedenktagen und durch innere Anteilnahme bei allen festlichen Vorkommnissen des Deutschtums hat der Schwabenverein seine echt deutsche Gesinnung bekundet.

Sein Werk ist das am 9. Mai 1886 im Lincoln Park enthüllte, schöne Schillerdenkmal. Auf seine Anregung hin wurde am 8. Januar 1900 beschlossen, „Altmeister Goethe" ein Denkmal zu setzen und, nachdem durch den Schwabenverein durch Stiftung von $15,000 eine Finanzgrundlage geschaffen war, wurde dieses am 13. Juni 1914 unter großen Feierlichkeiten enthüllt, den Generationen gleichsam verkündend, daß deutscher Geist und deutsche Lebensauffassung dem großen, amerikanischen Volke für alle Zeiten seinen Stempel aufgedrückt hat.

Als ein bedeutsamer Faktor des Chicagoer Deutschtums steht heute der Schwabenverein vor den weiten Kreisen, die seit den 37 Jahren seines Bestehens sein segensreiches Wirken kennen und schätzen.

Ein zur Zeit mit Umsicht, feinem Verständnis und rastloser Energie wirkender Beamtenkörper ist es, welcher die großen Ziele des Vereins fördert und pflegt und ihn durch deren Verwirklichung auf eine immer höhere Stufe bringt. Es sind dies die Herren: Präsident Fritz W. Heß, Vizepräsident Frank Kramer, Sekretär Heinrich Hieber, Finanzsekretär Charles Roller, Schatzmeister Michael Schlosser, Archivar Albert Pulmer und Kollektor Fred. Ruedel.

Die Geschichte des Aurora Turnvereins.

Am 20. Februar dieses Jahres feierte der Aurora Turnverein in der Wicker Park Halle sein goldenes Jubiläum. Ein halbes Jahrhundert hat der Verein in der Stadt Chicago gewirkt und mehr zur Ausbildung tüchtiger Menschen beigetragen als irgend eine andere Vereinigung.

Wenn ein Verein fünfzig Jahre lang das Banner des Fortschrittes hochgehalten und stets an die Spitze getreten ist, wenn es galt, Unterdrückten zu helfen, wenn ein solcher Verein fünfzig Jahre hindurch für Erziehung der Jugend eingetreten und dabei bedeutende Opfer gebracht, so hat er Berechtigung, auf seine Vergangenheit stolz zu sein, — und der Aurora Turnverein hat eine solche Vergangenheit.

Als die Wogen der Arbeiterbewegung in der Stadt Chicago im Jahre 1886 und 1887 hochgingen, als es galt im Kampfe für die Freiheit der Menschen Farbe zu bekennen, da scheuten sich die Mitglieder des Aurora Turnverein nicht, dies zu tun. Als durch die Tagespresse alarmierende Nachrichten kamen, daß Not und Elend infolge der Flut in Johnstown, Pa., vorherrsche, da waren es wieder die Turner des Aurora Turnverein, die einen Appell an das Deutschtum richteten, helfend einzugreifen. Dasselbe geschah bei dem Unglück in Galveston, Tex. und bei dem Erdbeben in San Franzisko, Cal. Stets hilfsbereit und alles Schöne fördernd, hat sich der Aurora Turnverein eine achtunggebietende Stellung in der Stadt Chicago erworben und seinen Teil dazu beigetragen, daß tausende Kinder körperlich und geistig gesund blieben. Es war nicht leicht, dies 50 Jahre lang hindurch durchzuführen. Die Mitglieder haben sehr viele Opfer gebracht, und die Namen derjenigen, die treu zur Fahne gehalten haben, werden heute noch von den Mitgliedern geehrt.

Der Aurora Turnverein wurde am 22. Februar 1864 gegründet und zählte damals 28 Mitglieder, welche sich hauptsächlich aus dem „Aurora Sozial Klub" rekrutierten. Das Vereinsvermögen betrug 42 Dollars. Die Versammlungen fanden in der alten Aurora Turnhalle statt, und dieselbe befand sich nahe der Ecke Milwaukee Avenue und Ohio Str.

Im Juni 1863 schloß sich der Verein dem Nordamerikanischen Turnerbunde an.

Im Jahre 1867 wurde mit Hilfe eines Komitees, das sich aus Bürgern der Westseite bildete, zum Bau der Aurora Turnhalle an Milwaukee Ave. und Huron Straße geschritten, und der Verein nahm an den darauffolgenden zehn Jahren stetig an Mitgliedern zu.

Leider hielten die Einnahmen nicht gleichen Schritt mit den Ausgaben. Im September 1877 sah sich der Verein gezwungen, die Halle wieder zu verkaufen, um die drängenden Gläubiger zu befriedigen. Von 250 Mitgliedern, die der Verein damals zählte, ging er auf 28 Mitglieder zurück. Dieses kleine Häufchen bildete den Kernpunkt des Vereins, der mit frischem Mute vorwärts arbeitete.

Wohl war es eine schwere Zeit, welche diese Turner durchzukämpfen hatten; aber ihre Arbeit hatte gute Früchte getragen.

Wo immer es galt für die in der Plattform des Turnerbundes niedergelegten Bestrebungen eine Lanze zu brechen, trat der Aurora Turnverein in die vorderste Reihe. Auf jedem Turnfeste haben sich die Wettkämpfer des Aurora Turnverein mit Ehren bedeckt.

Es war dem Verein nicht beschieden, ein ständiges Heim zu haben. Die Verhältnisse der großen Stadt Chicago ändern sich rasch, und die Mitglieder sind gezwungen „der Halle zu folgen." An Milwaukee Ave. und Huron Str., dem alten Heim des Aurora Turnvereins, wohnten zuerst nur deutsche Ansiedler. Bald wurden sie von Polen verdrängt, die dort eine Kolonie bildeten. Der Verein mußte weichen und schlug sein Heim an Ashland Ave. und Division Str. auf. Eine Anzahl Jahre hauste er hier, bis

er sich schließlich gezwungen sah, noch weiter nordwestlich nach Milwaukee Ave. und California Ave., zu übersiedeln. Nun hat er sein Heim an Belmont und Albany Ave., in der alten Gut Heil Turnhalle aufgeschlagen und allem Anscheine nach nimmt das Deutschtum Chicagos, das in dieser Gegend wohnt, lebhaftes Interesse an den Bestrebungen des Vereins. Innerhalb eines Jahrzehnts haben sich die Vereine: Westseite, Voran, Fortschritt, Gut Heil und Almira mit dem Aurora Turnverein verschmolzen und die Pioniere dieser Vereine haben sich vereint, um das Goldene Jubiläum des Aurora Turnvereins zu feiern.

Viele von den Alten lassen im Geiste die Geschichte des Vereins Revue passieren, erinnern sich der denkwürdigen Tage, als es in Chicago zu interessanten und manchmal unliebsamen Auseinandersetzungen zwischen den „Roten" und „Blauen" kam; sie gedenken der Braven, die einst in Zwilchhosen, — wie der „Alte" auf der Hasenhaide — auszogen, um turnen zu können. Mit Stolz sprechen wir den Namen dieser Pioniere aus, die sich bewaffnen mußten, um die „Know-Nothings" — eine unvernünftige Menschenmenge, zu verhindern sie bei ihren Uebungen nicht zu stören. Sie gedenken auch der Braven, die mit den ersten Preisen von den Turnfesten heimkamen und den Namen des Aurora Turnvereins zu einem geehrten machten; sie gedenken auch derer, die mit geistiger Waffe stritten und geistiges Leben im Aurora Turnverein schufen; sie gedenken derer, die mit unermüdlicher Kraft und Ausdauer „Die Waage", eine Zeitschrift für den Aurora Turnverein, herausgaben und ganz prächtige Programme beim Geburtstage des Vereins, beim Geburtstage von George Washington und beim Geburtstage von Karl Heinzen, die auf ein und denselben Tag fallen, durchführten.

Diese kurze Revue zeigt, daß der Aurora Turnverein gar manche Sturm- und Drangperiode erlebt hat und sich seiner Aufgabe wohl bewußt war. Er hat mitgeholfen, die Grundsätze der Humanität und des wahren Fortschrittes zu verwirklichen und kämpft heute noch wie einst für **Freiheit, Bildung** und **Wohlstand für alle.**

Die ersten Beamten des Aurora Turnvereins waren: 1. Sprecher E. Brandt, 2. Sprecher Ch. Peters, 1. Turnwart A. Gerhardy, 2. Turnwart Fritz Markus, Prot. Schriftwart H. Treichel, Kassierer Otto Schennemann, Zeugwart F. Sievers.

Die Namen der ersten Beamten des Frauen-Turnvereins Aurora sind: Frau M. Brandt, Präsidentin, Frau L. Linnemeyer, Vizepräsidentin, Frl. L. Bobzin, Prot. Sekretärin, Frau Steil, Korrespond. Sekretärin, Frau M. Markus, Schatzmeisterin, Frl. A. Bracher, Finanz-Sekretärin, Frau R. Weinacht, Bummel-Major, Frau Schachner, Frau Behrens, Frau Zapp, Finanzkomitee.

Die Namen der jetzigen Beamten des Frauen-Turnvereins Aurora sind: Frau A. Feiereisen, Präsidentin, Frau A. Landmesser, Vizepräsidentin, Frl. J. Faulstich, Prot. Sekretärin, Frau E. Creimeur, Korrespond. Sekretärin, Frau A. Fasholz, Finanzsekretärin, Frau M. Markus, Schatzmeisterin, Frau Fenske, Frau Teisler, Frl. Kaiser, Finanzkomitee.

Der Festausschuß für das Goldene Jubiläum des Aurora Turnvereins bestand aus den Herren: Peter Ellert, Präsident, Geo. Landau, Schatzmeister, Leop. Neumann, Schriftwart; John Mentzer, Chas. Linnemeyer, Aug. Behrens, Aug. Weigand, John Bobeng, Max Wolff, Eug. Bellar, Gus. Reimers, John Faulstich, Charles Klein.

Den technischen Ausschuß bildeten: Aug. Zapp, Wm. Kopp, Oscar Sputh, Franz Weege, Carl Barnickol, Herwig E. Toeppen, Hermann Fasholz, Jos. Feyereisen, Fred Kaiser, Henry Kaiser, Henry Veit, Arthur Faulstich.

Columbia Damen-Klub.

Von Frau Julius Bender.

Am Dienstag, den 4. April 1893 versammelten sich in der Orpheus-Halle, im Schiller-Gebäude, eine Anzahl deutscher Damen, um in Sachen des im Juli desselben Jahres im Anschluß an die Columbische Weltausstellung stattfindenden Erziehungs-Kongresses Beschlüsse zu fassen.

Fräulein Dorothea Böttcher eröffnete die Sitzung, indem sie in einer kurzen Ansprache, die Veranlassung zu derselben darlegte. Wie die Einladungen besagten, habe sich die Vorsitzende der „The World's Congreß Auxiliary" für höheres Bildungswesen, Mrs. Harriet Brainard, an die deutschen Frauen dieser Stadt gewandt, mit der Bitte, für eine würdige Vertretung Deutschlands durch eine Delegation im obengenannten Kongresse zu wirken. Rednerin wies daraufhin, wie vieles und großes bisher von den Amerikanerinnen für die Weltausstellung geleistet worden, und daß es Pflicht der deutschen Frauen dieser Stadt sei, auch an ihrem Teile zum Gelingen des großen Unternehmens beizutragen und dafür zu sorgen, daß Deutschland, das Land der Denker und Dichter, durch eine Vertreterin der vorgeschrittenen Ideen auf dem Gebiete weiblicher Erziehung repräsentiert werde. Als Repräsentantin sei die in der ganzen zivilisierten Welt durch ihr Wirken, ihre Schriften und Vorträge auf dem Gebiete des Erziehungswesen vorteilhaft bekannte Helene Lange in Berlin in Aussicht genommen, welche einzuladen die deutschen Frauen Chicagos sich angelegen sein lassen sollten. — Nach dieser Ansprache organisierten sich die Frauen, indem sie Frau Auguste Bluthardt zur Vorsitzenden, Frl. Dorothea Böttcher zur Sekretärin und Frau Chas. Wacker zur Schatzmeisterin erwählten. Nachdem die Beamten ihre Sitze eingenommen hatten, stellte die Vorsitzende der Versammlung Mrs. Brainard vor, welche in kurzen Worten den Zweck und die Vorteile der internationalen Erziehungs-Kongresse auseinandersetzte und darauf Mrs. Martha Foote-Crow vorstellte.

Mrs. Crow, Professorin an der Chicagoer Universität, welche auf einer europäischen Studienreise Frl. Lange's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, sprach von derselben in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Sie hob besonders das umfassende Wissen, die gediegene Bildung, das hohe Ansehen, welches sie in ganz Europa genießt, sowie ihre Meisterschaft in der Beherrschung der englischen Sprache hervor. Sie schilderte ihre Erscheinung als die einer echten Germanin, welche mit hohen, geistigen Gaben die Anmut echt germanischer Weiblichkeit verbinde, und welche den schlagenden Beweis liefere, daß hohe Geistes- und Herzensbildung dem innersten Wesen des Weibes nicht nur keinen Abbruch täte, sondern, im Gegenteil, dasselbe zur schöneren Entfaltung führe.

Nachdem noch einige, sonstige wichtige Tagesfragen erledigt wurden, beschlossen die Damen, auf Anregung des Vorstandes, sich zu einem permanenten Verein zu organisieren und einigten sich nach längerer Debatte, vorläufig auf den Namen: Deutsch-Amerikanischer Frauen-Verein zur Förderung des Erziehungswesens. Näheres über Zweck und Ziel des Vereins sollte in der nächsten Sitzung zur Sprache kommen.

Bei der am 13. April 1893 stattgehabten Sitzung, die von der Präsidentin Frau Auguste Bluthardt eröffnet wurde, stellte dieselbe Frau E. Kaselowski, die Delegation des Komitees für die deutsche Frauenabteilung bei der Weltausstellung, unter dem Protektorat der Frau Prinzessin Friedrich Karl von Preußen vor, welche vor einigen Tagen mit den für die Ausstellung bestimmten Gegenständen in Chicago eingetroffen war. Frau Kaselowski gab in liebenswürdigen Worten ihrer Freude darüber Ausdruck, daß die Ausstellung endlich eine passende Gelegenheit böte, die Frauen von hüben und drüben persön-

lich, sowie durch die Erzeugnisse ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit miteinander bekannt zu machen und sie durch ein Band gemeinsamer Interessen zu verbinden.

Die Rede wurde mit Beifall aufgenommen. Hierauf wurde der Beschluß der vorigen Versammlung den Verein „Deutsch-Amerikanischer Frauen-Verein zur Förderung des Erziehungswesens" in Wiedererwägung gezogen. Es wurde dagegen geltend gemacht, daß derselbe zu lang sei und daß ein kürzerer, den Amerikanern geläufigerer Name zweckentsprechender sei. Fräulein Böttcher wies darauf hin, daß es nicht geraten sei, dem neuen Verein zu enge Grenzen zu ziehen, sondern dahin zu streben, daß derselbe mit der Zeit ein Mittelpunkt für alle geistigen Interessen im Frauenleben unserer Stadt bilden möge, daß ein Verein mit solchen Bestrebungen hier noch nicht existiere, daß sich der Mangel eines solchen schon längst bemerkbar gemacht. Der Verein solle es sich zur Aufgabe machen, an den Bestrebungen der Amerikanerinnen teilzunehmen, von ihnen in vieler Beziehung zu lernen, zugleich aber auch deutschen Einfluß und deutsche Ideen in englisch-sprechende Kreise zu übertragen. Es wäre ein Segen, wenn das Vorurteil auf beiden Seiten endlich überwunden werde, die Scheidewand zwischen Deutsch-Anglo-Amerikanerinnen fiele, und die Gebildeten aus beiden Nationen hier zu einem Volke vereinigt, sich einander nähertreten, schätzen, lieben lernen und sich zu gemeinsamem Wirken die Hände reichen würden. Hierauf machte Rednerin den Vorschlag, den neuen Verein, zu Ehren der Columbischen Weltausstellung „Columbia Damen-Klub" zu nennen. Der Vorschlag wurde unterstützt, und darauf einstimmig angenommen. Die Wahl der Beamten wurde vom „Columbia Damen-Klub" bestätigt, doch wurde dem bisherigen Vorstande ein Direktorium, bestehend aus den Damen: Frau A. Kirchhoff, Frau Max Stern, Frau Louise Seeger und Fräulein Emma Boldenweck zur Seite gestellt. Diese Damen zugleich mit dem Vorstande bildeten ein Komitee zur Ausarbeitung der Vereinsstatuten, welche dem Klub in nächster Sitzung zur Begutachtung vorzulegen sind. Eine Anzahl Damen trat sofort dem Klub bei, so daß sich deren Mitgliederzahl auf 40 belief.

Seit dieser Zeit hat der „Columbia Damen-Klub" weiter fortbestanden und sich in jeder Weise ganz bedeutend entwickelt und vergrößert. Er weist die stattliche Mitgliederzahl von über 200 Damen auf, hat stets an seinem hohen, idealen Streben festgehalten und war immer ein bedeutender Faktor im deutschen Geistesleben der Stadt Chicago. Im Jahre 1913 beging er sein 20-jähriges Jubiläum in einer dem Klub entsprechenden, würdigen Feier, unter seiner damaligen, äußerst fähigen Präsidentin Frau Bernhard Listemann. Seine jetzigen Beamtinnen sind folgende.

Präsidentin: Frau Anna Singer.
1. Vizepräsidentin: Frau Tony Abele.
2. Vizepräs.: Frau Odenwald-Unger.
Protokoll.-Sekr.: Frau Julie Bender.
Korresp. Sekr.: Frau Woltersdorf.
Schatzmeisterin: Frau Sieck.

Direktorium, die Damen: Harnisch, Hencken, Kühl, Davidis, Eberlein und Boeppler.

Geschichte des Deutschen Unterstützungs-Bundes.

Der deutsche Unterstützungs - Bund wurde im Jahre 1892 von 22 Personen in Pittsburg ins Leben gerufen, mit der Bestimmung, seinen Mitgliedern in jeder Notlage Hilfeleistung und Unterstützung zu gewähren und ihnen Gelegenheit zur Ausübung edler und humaner Menschenpflichten zu bieten. Seine Tätigkeit erstreckt sich über 18 Staaten Nordamerikas. Das Gesamtvermögen dieses Vereins beträgt $1,042,192. Die stetige Zunahme an Mitgliedern beweist sein Aufblühen und seine gedeihliche Fortentwickelung.

Der Bund steht unter Kontrolle der Versicherungskommissäre der verschiedenen Staaten, bei welchen jährlich ein totaler Rechenschaftsbericht eingereicht werden muß.

Die Verwaltung liegt in den Händen einer durch die Repräsentanten der Supreme-Sitzung erwählten Exekutivbehörde.

In Krankheits- und Unglücksfällen, sowie bei Todesfällen gewährt der Verein angemessene Unterstützungen. Bei Eintritt totaler Erwerbsunfähigkeit zahlt der Bund seinen Mitgliedern die Hälfte der Versicherungssumme aus. Seit seinem Bestehen hat er Kranken und Hinterbliebenen insgesamt eine Million Dollars Unterstützungsgelder gewährt.

Der Verein legt bei der Aufnahme neuer Mitglieder einen besonderen Wert auf deren Unbescholtenheit und gute Charakteranlage. Er verfolgt das edle Prinzip der Erfüllung wahrer, echter Menschenpflichten, der Betätigung brüderlicher Liebe, der gegenseitigen Hilfeleistung der Stammesbrüder in Not und Bedrängnis, der Witwen und Waisen der verstorbenen Mitglieder. Er repräsentiert eine kerndeutsche Organisation, welche die tradionelle, deutsche Philantropie in allen vorkommenden Ereignissen in anerkennenswerter Weise betätigt.

Die in Chicago wirkenden Personen für die weitere Entfaltung des Vereins sind die nachstehenden Beamten:

Robert C. H. Zepernick, Adam Arnold, Felix Schabhüttel, Conrad Müller, Hans Pottner, Otto Fetting, E. C. Ronacher, Max Gallet und Fritz Grobel.

Deutsche Hypothekenbank.

Lackner & Butz, Söhne haben vor zehn Jahren das Bankgeschäft in Hypotheken übernommen, welches früher von der Anwaltsfirma Lackner, Butz & Miller geleitet worden ist.

Daß dieses Geschäft aus den kleinen Anfängen sich zu seinen gegenwärtigen Dimensionen entwickelt hat, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Firma konservativen Geschäftsprinzipien huldigt und Darlehen blos auf das beste Grundeigentum bewilligt. Das konservative Deutschtum hat dies längst anerkannt und deshalb besteht die Klientel der Firma hauptsächlich aus Deutschen.

Das Geschäft reicht jedoch weit über die Grenzen der Stadt hinaus und die Firma Lackner & Butz, Söhne hält nicht nur in allen Teilen der Vereinigten Staaten, sondern auch in Europa Verbindungen aufrecht.

Die neuen Bureauräumlichkeiten der Firma befinden sich in dem Bankflur des Reaper Blocks, Ecke der Washington und Clark Straßen. Als Chefs des Hauses zeichnen die Herren Francis A. Lackner und Theodore A. Butz.



Geschichte des Chicago Bayern-Vereins.

Auf Anregung des Herrn Wm. Reisenegger wurde am 16. September 1889 in der ehemaligen „Wurzenhütte", 244 Clybourn Ave., der Chicago Bayern-Verein von 18 Mitgliedern gegründet. Die ersten Beamten des Vereins waren: Wm. Reisenegger, Präsident; J. Fellacher, Vizepräsident; John Baus, Schatzmeister; Ludwig Winkler, Prot. Sekretär; Georg Blöchl jr., Finanzsekretär; Anton Luichner, Verwaltungsrat; Peter Lechner, Fahnenträger. Die erste Festlichkeit, welche der Verein veranstaltete, fand am 30. November 1889 und das erste Picknick am 17. August 1890 statt.

Kaum war der Verein ins Leben gerufen, so hielt der Erbfeind Tod seinen Einzug in den Chicago Bayern-Verein, indem er im Juni 1890 Edmund Biesinger aus seinem arbeitsreichen Leben abberief. Das Ableben dieses ausgezeichneten Mitgliedes kam so unerwartet, daß der Verein außerstande war, Sterbegeld auszuzahlen und ihm daher eine Auflösung bevorstand. Ein Kampf um Sein und Nichtsein entspann sich, aus dem jedoch der Chicago Bayern-Verein siegreich hervorging. Im Jahre 1896 hatte derselbe wiederum eine schwere finanzielle Krisis zu überstehen, insofern, als er auf Jahre hinaus Assessments erheben mußte. Im Jahre 1893 hatte der Verein aus Vergnügungsveranstaltungen einen erheblichen Ueberschuß aufzuweisen.

Der Verein, welcher am 27. September 1914 sein Silberjubiläum feierte, verfolgt insbesondere sozial-ethische Ziele. Gegenwärtig hat er ein Vereinsvermögen von $8000 und eine Mitgliederzahl von 200 Landsleuten bayrischer Abstammung. Er zahlt pro Woche $6.00 an Krankengeldern und zwar 13 Wochen und ein Sterbegeld von $200. Der Beitrag pro Jahr beläuft sich auf $6.00. Einem jeden bayrischen Landsmann ist Gelegenheit geboten, auf leichte Art und Weise sich vor Not in Krankheitsfällen zu schützen und seine Hinterbliebenen vor äußerstem Elend zu bewahren.

Die Beamten, welche sich die fortschrittliche Weiterentwicklung des Chicago Bayern Verein sehr angelegen sein lassen, sind die Herren: Max Rager, Präsident; Georg Barth, Vizepräsident; Georg Erk, Prot. Sekretär; Aug. Barth, Finanzsekretär; Louis Brunner, Schatzmeister; Math. Kinceder, Christ Stefan und Joe Laibach, Verwaltungsräte; Mich. Harstreiter, Türsteher.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß HerrPeter Arnold der geistige Leiter der jüngst stattgefundenen Jubiläumsfeier des Vereins war und im allgemeinen für dessen Hebung sein ganzes Können einsetzt.

Geschichte des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes.

Der Zweigverband Chicago des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes wurde am 29. Januar 1906 gegründet. Die Zwecke und Ziele des Vereins sind, im Sinne des großen Zentralbundes in den Deutschen unserer Stadt das Stammesbewußtsein zu erwecken. Die Deutschen sollen zum Bewußtsein ihres Volkstums, ihrer Kraft und ihrer Bedeutung gelangen, sowie durch engen Zusammenschluß und einheitliches Handeln zum Segen der Stadt und des ganzen Landes einen wesentlichen Einfluß auf das gesamte, offizielle Leben ausüben. Nicht aus Eigendünkel oder nationaler Selbstüberhebung kämpft der Nationalbund für die Erhaltung deutscher Art, deutscher Sitte und deutscher Sprache, sondern weil er mit den Aufgeklärten aller Länder von deren Kulturwert überzeugt ist, und mit den geistigen Schätzen des alten Vaterlandes die neue Heimat schmücken und bereichern will.

In ihm sollen alle wirkenden Kräfte vereinigt werden und die Deutschen dem Ziele zuführen, das sie erstreben. Die Zukunft der höchsten Bestrebungen des Deutschtums hängt aber in Amerika, wie in jedem Lande nichtdeutscher Zunge, zuvorderst von der Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache ab. Ohne das einigende Band der Sprache muß das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit rasch erkalten, und somit müssen dann alle Ziele von vorn herein als nicht erreichbar erscheinen. Der Verband erstrebt, das Einheitsgefühl innerhalb des deutschen Stammes zu fördern zu nützlicher und gesunder Entwicklung der ihm innewohnenden Macht, zum gemeinsamen, energischen Schutze aller berechtigten Wünsche und Interessen, zur Abwehr nativistischer Uebergriffe, zur Pflege und Sicherung guter, freundschaftlicher Beziehungen Amerikas und Deutschlands.

Der Nationalbund fordert volle und ehrliche Anerkennung der Verdienste der Deutschen auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete und bekämpft jeden Versuch zur Schmälerung derselben. Der Bund als solcher enthält sich der Einmischung in die Parteipolitik. Jedoch unterstützt oder regt er gesetzgeberische Maßregeln zum allgemeinen Wohle an. Fragen und Angelegenheiten der Religion werden ganz ausgeschaltet.

Er empfiehlt die Einführung des Unterrichtes der deutschen Sprache und des systematischen und zweckdienlichen Turnens. Der Bund erklärt sich ferner für die Befreiung der Schule von der Politik. Er fordert alle Deutschen auf, das Bürgerrecht zu erwerben, sich rege am öffentlichen Leben zu beteiligen und alle Bürgerpflichten im vollsten Maße zu erfüllen. Er nimmt Stellung gegen jede Beschränkung der Einwanderung gesunder Menschen aus Europa, mit Ausschluß überführter Verbrecher und Anarchisten; er befürwortet die Aufhebung veralteter Gesetze, welche den freien Verkehr hemmen und die persönliche Freiheit des Bürgers beschränken. Er empfiehlt die Gründung von Fortbildungsvereinen als Pflegestätten der deutschen Sprache und Literatur, zur Weiterbildung Lernbegieriger, Abhaltung von Vorlesungen über Kunst und Wissenschaft und Fragen von allgemeinem Interesse. Ferner fordert er die systematische Forschung der deutschen Mithilfe an der Entwicklung des Adoptiv-Vaterlandes in Krieg und Frieden auf allen Gebieten deutsch-amerikanischen Wirkens, von den frühesten Tagen an, zur Gründung und Weiterführung einer deutsch-amerikanischen Geschichte.

Die Deutschen unserer Stadt sind durch den wirksamen Einfluß des Nationalbundes zur Erkenntnis ihrer Macht gelangt. Dieser zählt bereits eine große Anzahl von Einzelmitgliedern, unter denen stets eine ungetrübte Einigkeit und ein ungetrübtes Vertrauen herrschen, welche seine gedeihliche Weiterentwicklung gewährleisten. Er verficht keine politischen Sonderinteressen, sondern wahrt nur die Rechte, wie sie von der Konstitution der Republik jedem Bür-

ger zugesprochen werden. Er propagiert zum Segen unserer Bevölkerung für die Erhaltung der deutschen Sitten, Gebräuche und Lebensanschauungen, die von den Vätern der deutschen Einwanderung vor nunmehr 231 Jahren nach den Gestaden dieses Landes gebracht wurden. Dem deutschen Idealismus beginnt er hier eine gesicherte Heimstätte zu schaffen. Alljährlich veranstaltet der Bund den „Deutschen Tag", um die Jugend mit den Verdiensten und Errungenschaften des Deutschtums bekannt zu machen und das Amerikanertum darauf hinzuweisen, daß wir berechtigt sind, auf unsere Verdienste um das Land und auf unsere Errungenschaften zu pochen, und daß wir eine Macht sind, mit welcher man zu rechnen hat, daß wir ferner zum Aufbau und zur Erhaltung der Union wesentlich beigetragen haben und daß uns daher die neue Heimat zum größten Danke verpflichtet ist.

Die Persönlichkeiten, welche sich in diesem Jahre in den Dienst des Chicagoer Deutschtums stellen und eine erfolgreiche Tätigkeit entfalten, sind die folgenden Beamten:

Ferdinand Walter, Präsident, Chas. Christmann, 1. Vizepräsident, Lorenz Schlegel, 2. Vizepräsident, Max Wild, Sekretär, Ernst Brosius, Finanzsekretär, und Ernst G. Kußwurm, Schatzmeister.



Geschichte der "Vereinigung alter, deutscher Studenten" in Amerika.

Auf Anregung des Präsidenten der New Yorker Vereinigung alter, deutscher Studenten in Amerika, Dr. Beck, wurde hier in Chicago vor acht Jahren eine Zweigvereinigung genannten Verbandes ins Leben gerufen. Zu Anfang seines Bestehens wies er eine Mitgliederzahl von 30 Personen auf. Der erste Präsident war Theodor Wagener, welcher seinen ganzen Einfluß geltend machte, um dem Verbande den Stempel des deutschen akademischen Geistes aufzudrücken. Nach ihm übernahm Dr. Schmauch die Führung des Vereins, welcher glänzend organisiert wurde. Die Tendenz des Vereins ist die Anbahnung eines persönlichen, geistigen Verkehrs zwischen früheren Kommilitonen, die Förderung des Interesses an deutscher Sprache, deutscher Literatur, deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft, die Pflege alten, studentischen Geistes, ferner die Erhaltung und Befestigung der kulturellen Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland.

Die hiesige Zweigvereinigung befindet sich in einem ständigen Wachstum. In ihren Reihen herrscht die innigste Harmonie, und der rege Gedanken- und Ideenaustausch bereichert hier wechselseitig den geistigen Horizont der Mitglieder, die ein einwandfreies Element repräsentieren und durch gemeinsame Kulturideale zusammengeschweißt sind. In den Kreisen der geistigen Elite wie auch in allen anderen Bevölkerungsschichten hat die Vereinigung sich eine Wertschätzung und Hochachtung in solchem Grade erworben, wie sie wohl selten ein Verband genießt.

Alljährlich feiert er sein Stiftungsfest in Form des Abhaltens eines Kommerses. In den regelmäßigen, gut besuchten Versammlungen werden nach Abwickelung des geschäftlichen Teiles wissenschaftliche Vorträge gehalten und Tagesfragen besprochen. Politische Diskussionen gelten als verpönt.

Großer Beliebtheit und reger Teilnahme erfreut sich seitens der Mitglieder der wöchentliche Stammtisch, der zwecks Pflege der Geselligkeit und des Gesanges jeden Freitag Abend im Germania Klubhause abgehalten wird

Mit hohem Stolze kann der Ortsverband auf seine ersprießliche und gedeihliche Tätigkeit zurückblicken. Der Beamtenkörper, welcher sich mit Pflichttreue, Umsicht und Begeisterung der Erfüllung der ihm anvertrauten Aemter widmet, setzt sich aus folgenden Personen zusammen: Dr. George Schmauch, Vorsitzender, Professor L. C. Monin, 1. Vizepräsident, Dr. H. C. Welcker, 2. Vizepräsident, Dr. Oskar Linder, Schatzmeister, Rechtsanwalt Hans von Reinsperg Prot. Schriftführer, Heinrich Ostertag. Schriftführer, Beisitzer: Alexander von Babo, Dr. F. A. Goetz, Dr. F. A. Mason, Dr. Gustav Schirmer.

Geschichte des German Club of Chicago.

Der „German Club of Chicago", welcher im Jahre 1914 begründet wurde, verdankt seine Entstehung dem Gedanken, daß es für Chicago eine Notwendigkeit sei, eine Organisation zu schaffen, in der Deutsche und deren Nachkommen mehr durch Blutsbande, als durch das Band der Sprache zusamengehalten werden. Er setzt sich zusammen aus Bürgern deutscher Abstammung. Die Mitgliederaufnahme beschränkt sich keineswegs auf besondere sozialpolitische oder religiöse Klassen. Jeder ehrenhafte Mann, welcher die nötigen Eigenschaften als Bürger besitzt, jeder welcher gern mit seinen Stammesgenossen im Interesse unserer Stadt und des ganzen Staates kooperieren möchte, ist im Klub willkommen.

Ein besonderer Zweck des Klubs besteht darin, den Deutschen auf geistigem und sozialem Gebiete im vollsten Maße Anerkennung und Würdigung zu verschaffen, ein besseres Zusammenwirken und einen größeren, gesellschaftlichenVerkehr unter Amerikanern deutscher Abstammung herbeizuführen, sowie für die Fortpflanzung deutscher Ideale und Tugenden Sorge zu tragen. Es besteht keineswegs die Absicht, diese deutschen Vorzüge als fremdländische, sondern als Eigenschaften des deutsch-amerikanischen Charakters fortleben zu lassen. Das Ziel des Klubs richtet sich darauf, mit den Abkömmlingen aller Nationen, deren Söhne hier gelandet sind, für die Förderung amerikanischer Einrichtungen und fortschrittliche Entwickelung amerikanischer Bürger einzutreten.

Die *offizielle* Sprache des Klubs ist die *englische*, ein Verständigungsmittel, das allen Mitgliedern geläufig ist. Politische Bestrebungen liegen der Vereinigung ganz fern. Seine Beamten und Komitees beschäftigen sich jedoch mit Verwaltungsangelegenheiten, die für die Gesamtheit von Interesse sind.

Im Sinne der Bestimmungen des Klubs wirken mit Einsetzung ihres ganzen Könnens die nachstehenden Beamten:

Präsident Oscar A. Kropf; 1. Vizepräsident Julius C. Kirchner; 2. Vizepräsident Edwin A. Raster; 3. Vizepräsident Otto G. Klose; Sekretär Charles Wurster; Schatzmeister Charles E. Schick; Direktoren Jacob A. Hey, Henry P. Runkel, Geo. A. Schmidt, John E. Träger, Aug. Torpe, Jr., A. C. E. Schmidt, Herbert Kindt, H. W. Ronnast, Adolph Georg, J.

Verein Deutscher Veteranen.

Das Gefühl der innigeren Zusammengehörigkeit hat im Jahre 1900 ein Häuflein wackerer Männer bestimmt, sich einander noch inniger anzuschließen. Es waren dies Veteranen, die in der alten Heimat in den Jahren 1864, 1866, 1870—71 die glorreichen Feldzüge mitgemacht haben und auf fremdem Boden den alten Erinnerungen leben wollten.

Diesem Bedürfnisse entstammte der „Verein Deutscher Veteranen", der übrigens nicht blos der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart und der Zukunft zu leben wünscht. Der Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, seinen Mitgliedern im Falle einer Erkrankung als gute Kameraden zur Seite zu stehen, sowie verstorbene Kameraden mit allen ihn gebührenden Ehren zu Grabe zu geleiten.

Eine Unterstützungskasse führt der Verein allerdings nicht, sollte jedoch ein Mitglied in Not geraten, greift der Verein stets tatkräftig ein.

Wie denn überhaupt jeder Kamerad freudigen Herzens in die Tasche greift wenn einer mit der Forderung an ihn herantritt, Not zu lindern. So haben die „Deutschen Veteranen" in der gegenwärtigen Kriegslage für die hiesigen Reservisten, welche infolge des Rufes zur Fahne ihre Arbeit niederlegten und demzufolge hier in Chicago in Not geraten waren, eine Summe bewilligt und überdies für den Deutsch-Oesterreichisch-Ungarischen Hilfsfonds zweihundert Dollars flüssig gemacht. Außerdem haben die Mitglieder selbst als freiwillige Gaben ansehnliche Summen gezeichnet.

Die Beamten des Vereins sind C. G. Geleng, Präsident; Hermann Schneidewin, Schatzmeister, und Hermann Herz, Sekretär.



Berliner Vergnügungs-Verein.

Der Berliner Vergnügungsverein wurde am ersten Juni 1908 durch zehn Herren und Damen gegründet. Zur Zeit zählt der Verein zweiundvierzig Mitglieder, zweiundzwanzig Herren und zwanzig Damen.

Zur Mitgliedschaft berechtigt ist jede hier ansässige Person, die das achtzehnte Lebensjahr überschritten hat und entweder in Berlin geboren wurde oder längere Zeit hindurch in Berlin gelebt hat.

Der Verein bezweckt, in Chicago Berliner Sitten und Gebräuche zu pflegen. Der Verein hat blos gesellschaftliche Ziele und befaßt sich demzufolge weder mit Krankenunterstützungen, noch mit anderweitigen Hilfeleistungen. Blos beim Ableben eines Mitgliedes nimmt es an den Trauerfeierlichkeiten in entsprechender Weise teil und annonciert den Todesfall in den deutschen Zeitungen.

Versammlungen werden jeden ersten und dritten Sonntag, abends sechs Uhr abgehalten. Nach Erledigung der Geschäfte unterhalten sich die Mitglieder bei Gesang und Tanz. Gäste werden stets gern gesehen.

In der ersten Versammlung der Monate April und Oktober findet die Wahl der Beamten statt. Die feststehenden jährlichen Festlichkeiten sind: im März Stiftfest, im Juni, Juli und August Ausflüge ins Grüne, im November Eisbein essen und am 31. Dezember Sylvesterball. Der Verein beteiligt sich an allen öffentlichen Angelegenheiten des Deutschtums.

Der Vereinsvorstand besteht aus den folgenden Herren: Präsident Max Stubenstein, Sekretär August Ludwig und Schatzmeister Wilhelm Schulze.



Das deutsche Altenheim.

Als im Jahre 1878 die deutsche Gesellschaft sich veranlaßt sah, wegen der damals herrschenden großen Armut sich an die deutschen Frauen zu wenden, mit der Bitte zu helfen, traten einige Frauen zusammen, um mit der deutschen Gesellschaft in Verbindung der Armut zu steuern. Hieraus entstand der Frauenverein der deutschen Gesellschaft.

Nach einigen Jahren, als Chicago die Krisis überstanden hatte, wurde vielfach der Wunsch ausgesprochen, mit dem kleinen Kapital, welches die Frauen angesammelt hatten, eine Wohltätigkeitsanstalt zu gründen. Nachdem das für und wider reiflich erwogen war, beschloß man im Jahre 1882 ein Heim für hilfsbedürftige deutsche Männer und Frauen zu gründen, in welchem sie gegen ein geringes Eintrittsgeld ihren Lebensabend sorgenfrei beschließen können.

Und so geschah es. Nach kurzer Zeit beschloß man unter dem Namen „Frauenverein des deutschen Altenheims" Korporationsrechte zu erwerben und hauptsächlich darauf bedacht zu sein, die erforderlichen Mittel zur Errichtung eines deutschen Altenheims aufzubringen.

Folgende Personen waren die Gründerinnen: Frau Marie Werkmeister, Frau Louise de Wedig, Frau Gustava Rockener, Frau Karoline Hebel, Frau Hedwig Voß, Frau Wilhelmine Bode, Frau Therese Schmidt, Frau Karoline Menge, Frau Louise Lakner, Frau Theodor Brauns, Frau Agnes Dunkel, Frau Bernhard Baum, Frau Marie Mauer, Frau Elise Jensen, Frau Gesina Rapp.

Im nächsten Jahre wurde der Herrenverein gegründet, dessen Aufgabe es ist, die Frauen mit Rat und Tat zu unterstützen. Es wurde eine Exekutivbehörde gebildet, aus 16 Damen und 15 Herren bestehend.

Der erste Präsident der Exekutivbehörde war Herr Anton Hesing. Er bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode mit gewissenhafter Pflichterfüllung.

Im Jahre 1883 wurde unter der damaligen Präsidentin Frau Marie Sommers ein großer Bazar abgehalten, welcher die kühnsten Erwartungen übertraf.

Fast sämtliche deutsche Vereine und Logen Chicagos haben mitgeholfen den Altenheim-Fond aufzubauen.

Die Herren bildeten dann den Altenheim Herrenverein, dem sich viele Geschäfts- und Privatleute mit jährlichen Beiträgen anschlossen.

Im Herbst 1884 wurde eine Komplex von 20 Acker Land in der Ortschaft Harlem (jetzt Forest Park) gekauft. Im Frühjahr 1885 wurde der Bau in Angriff genommen, bereits am 20. Juli fand die Grundsteinlegung statt und am 13. September desselben Jahres wurde in echt deutscher Weise das Richtfest abgehalten.

Im Mai 1886 war der Bau fertig, wurde im Innern mit allem Nötigen versehen, die einzelnen Zimmereinrichtungen wurden von deutschen Bürgern geschenkt und so konnten dann in kurzer Zeit die ersten Pfleglinge aufgenommen werden.

Die Unterhaltungskosten wurden durch die jährlichen Beiträge des Frauen- und Herrenvereins, durch Veranstaltungen von Festlichkeiten, durch Geschenke und Vermächtnisse bestritten.

Frau Marie Werkmeister, welche im Jahre 1884 zur Präsidentin gewählt wurde, bekleidete dieses Ehrenamt, mit einer kleinen Unterbrechung bis zu ihrem im März 1902 erfolgten Tode. Ihr folgte Frau Marie Kabell, und auch sie war bis zu ihrem Tode im Jahre 1909 als tüchtige Präsidentin tätig. Die damalige Vizepräsidentin, Frau Clara Rehtmeyer übernahm alsdann das Amt, sie wurde bei der nächsten Wahl zur Präsidentin erwählt, welchen hohen Posten sie bis zum heutigen Tage gewissenhaft verwaltet.

Schon seit Jahren erwies sich das Altenheim zu klein und die vielen Applikanten mußten oft lange warten, ehe sie Einlaß fanden. Auch erwies sich im Laufe der Jahre das Hospital, welches dem Altenheim beigefügt war, zu klein; so

wurde im Jahre 1909 ein größerer Anbau an das Hospital gemacht, welches durch die hochherzige Stiftung von Frl. Alma Seipp dem Altenheim schuldenfrei einverleibt werden konnte.

Ein Friedhof wurde angelegt, auf welchem die Insassen, deren Verwandten keine anderweitigen Wünsche inbetreff des Begräbnisses haben, beerdigt werden.

Es dauerte aber nur einige Jahre, da erwies sich der Raum abermals zu klein für die vielen Applikanten. Es kam vor, daß manche länger wie ein Jahr warten mußten, ehe sie Einlaß erhalten konnten.

Die Behörde sah sich nun wieder in der Lage, an eine Vergrößerung der Anstalt zu denken. Nach vielem Beraten, beschloß man einen Anbau zu machen, und zwar ein feuerfestes, geräumiges, dreistöckiges Haus, mit ungefähr 76 Zimmern.

Die Behörde ging mit großem Eifer an die Arbeit und am 5. Juli 1913 wurde der Grundstein gelegt, bei welcher Gelegenheit die Deutschen Chicagos zeigten, wie wert ihnen dieses Stückchen Erde geworden. Sie beteiligten sich in großer Menge an der Feier.

Am 11., 12. und 13. Juli 1914 fand die Einweihung des neuen Gebäudes unter großer Beteiligung statt. — Nun steht der große Bau fertig und stolz nennen die Deutschen das Altenheim ihr Eigentum, denn viele, alle haben dazu ihr Scherflein beigetragen.

Die Einweihungsfeier gestaltete sich zu einem glänzenden Ereignis, das besonders die Insassen, die alten Leutchen, für die Zeit ihres Lebens in Erinnerung behalten werden. Und unvergeßlich bleibt auch die erhebende, überwältigende Rede, mit welcher Herr Pastor Rudolf John tiefe Begeisterung entfachte. Hier die Rede:

„Der Bau ist vollendet. Was der Sinn geplant, die Hand bereitet, das Herz gewirkt, steht in edler Form vor uns, ein Denkmal deutscher Herzensgüte. Wir sind heute glückliche Menschen, denn wir haben etwas Schönes, Großes und Gutes geschaffen und tragen das Bewußtsein im Herzen, daß wir kommenden Geschlechtern einen Stein aufrichten am Lebenswege, auf den wir eingegraben:

Nur auf des Guten schmalem Pfade
Kannst du zum rechten Frieden reisen.

Es ist ein schöner Bau. Die Männer, die ihn aufgeführt, brauchen sich seiner nicht zu schämen. Da drüben, nur wenige Schritte von hier, liegt die eiserne Straße, über die Tag für Tag viele Räder rollen und viele Menschen reisen. Seit letztem Sommer haben die Vorübereilenden durch die kleinen Fenster ihres Zuges geschaut und gesagt: „Sieh, das Deutsche Altenheim wächst ja! Sie führen einen neuen Bau auf." Und heute blicken sie hier zum Louisenhain herüber und sprechen: „Die deutschen Leute haben ihrem Altenheim ein großes, schönes Haus beigefügt."

Und wir, die wir, jeder in seiner Weise, am Werke geholfen, die wir auf Holz und Stahl und Stein die guten Herzenswünsche und Segenssprüche gelegt; die wir fürs Deutsche Altenheim ein Plätzchen im Herzen tragen, wir fühlen die Zaubergewalt einer heiligen Freude — und sind glücklich. Gibt es einen mächtigeren Einfluß als den des Schönen und Guten? Wir errichten unseren Dichterfürsten herrliche Denkmäler, die der Welt nicht nur Gesicht und Gestalt zeigen sollen, sondern auch den großen freien Geist, der sich auf den Schwingen des Aars über die Alltäglichkeit erhebt in die reine Luft der Kunst. Warum steht die Volksmenge still, fast andächtig vor solchem Meisterwerke? Weil es schön ist und gut. Und keine stärkere Kraft gibt es in der Welt als das Schöne und Gute, das den Menschen, er weiß nicht wie ihm geschieht, in seinen Bann schlägt. So stehst Du still vor dem Bilde, das der Meister auf die Leinwand zauberte, das er aus dem kalten Stein und aus dem Erz geformt. So lauschest Du den Harmonien, die der Künstler aus den Saiten seiner Harfe lockt. So hörst Du zu dem Liede, das aus des Sängers Seele quillt. Und

immer ist es etwas Großes, etwas Schönes, etwas Mächtiges, das Dich gefangen nimmt.

Fühlen wir den Zauber? — Soll es uns etwa vorgerechnet werden, wie viele Steine in den Bau gefügt, wie viele Nägel in Brett und Balken getrieben? Nein. Wir atmen tief in die Brust hinein die frische, freie Luft, in der die Bäume wachsen; wir blicken hinauf zum weiten, weiten Himmel, an dem die Wolken ziehen auf Wegen, die der Mensch noch nie erforscht; die Sonne scheint uns grad ins Herz hinein — und dann blicken wir auf den stolzen, mächtigen Bau, auf die tausendköpfige Menge, und aus der Brust brichts hervor im jubelnden Rufe: „Herrgott, wie schön ist's hier!"

Das ist die Freude am Gelingen. Sie wird uns in unserer prosaischen Zeit nicht allzu oft gewährt, die fast alles im Krämersinn beurteilt, die rechnet mit Dollars und Cents und keinen anderen Maßstab kennt. Ist der Mensch nur ein Rad an mächtiger Maschine, kann er seiner Arbeit nichts von seiner Eigenart aufdrücken, wo bleibt da die Freude am Gelingen? Früher zog der Bursch in die Welt hinaus, erlernte sein Handwerk, wurde Gesell und Meister. Er machte sein Meisterstück, und an dem durfte er sich freuen. Damals konnte der bescheidenste Arbeiter etwas von sich selbst in seine Arbeit legen, und wenn sie fertig war und gelungen, dann durfte er sich freuen, denn es war **sein** Werk, **er** hatte es gemacht. Heute aber gehts im Großen und der einzelne Mensch wird immer kleiner und unbedeutender. Unseren Vorfahren in ihrer kleineren und glücklicheren Welt wurde sie öfters gewährt, diese Freude am Gelingen. Da hat's Mütterlein gesessen beim Lampenschein, wenn die Kleinen schon längst im Traumlande mit Fee und Engel spielten und hat genäht an den Kleidern der Kinder. Die alten Bilder zwingen uns heute ein Lächeln ab: Die Kleider haben nicht so gut gepaßt und sie hatten nicht den eleganten Schnitt, den die Jugend von heute fordert, aber die **Mutter** hatte sie gemacht, verstanden? und sie hatte hineingenäht die Liebe und die Treue ihres goldenen Herzens. Und wenn sie dem wilden Buben die Jacke anzog und ließ ihn laufen hinaus in den Sonnenschein, da leuchteten ihre Augen in der Freude am Gelingen — hatte sie nicht für ihren Jungen gearbeitet? Und im Keller unten, wo das Faß stand mit Kraut, das der Vater eingeschnitten, das andere mit Pökelfleisch, das der Vater eingesalzen, da hingen auch baumelnd die langen Würste, die der Vater gemacht. Und wenn die Buben hungrig aus der Schule kamen, dann schnitt ihnen der Vater ein Stück Wurst ab zu dem dicken Butterbrote, das aus Mutters Küche stammte, und sie sprangen vergnügt und zufrieden davon. Der Mann aber schaute ihnen nach mit jenem Gefühle stiller Befriedigung, das eine der klarsten Quellen des Glückes ist. Hatte er nicht für die Seinen gesorgt und Küche und Keller reichlich gefüllt? Es war ihm gelungen und er freute sich.

Das alles paßt nur schlecht in den Rahmen unserer modernen Zeit, in der man alles fertig kauft, im Hotel wohnt, in der Restauration speist und die Kinder mitsamt ihrer Erziehung sich selbst überläßt. Aber, wir sind ja im Altenheim. Wer will's uns verargen, wenn wir uns freuen an den Bildern und Erinnerungen unserer Alten? Mag man sagen was man will, es war doch eine schöne Zeit, jene Zeit der treuen, biederen deutschen Sitte, der edlen Einfachheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit. Lag doch ein Zug von wundersamer Poesie in jener Zeit, in der die Jugend lernte: „Das Alter sollst du ehren und vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen." Mag ja sein, daß der Schulsakt damals kleiner war und der Lehrplan kürzer. Mag ja sein, daß damals die Buben und Mädchen von 13 Jahren weder Biologie, noch Philosophie studierten. Aber sie lernten Bescheidenheit, Höflichkeit, Anstand und gute Sitte. Sie kannten weder Ragtime noch Tango, aber das „Haideröslein" kannten sie und die „Loreley" und das „Morgenrot" und den „Guten Kamerad" und die „Mühle" im Rade. Es

war Poesie selbst im Leben der Kinder, denn man bildete das Gemüt der Kleinen und nicht nur den Geist. Der Geist fliegt oft hoch auf leichten Schwingen, aber das Gemüt ist tief und schlägt seine Wurzeln ins Herz. Freue dich immerhin, lieber Sohn, darüber, daß du das alte Geschäft vergrößert und ausgedehnt hast. Du kannst dich nicht freuen, wie sich der Vater freute, der mit leerer Tasche aber vollem Herzen aus der alten Welt in die neue kam und hier im Schweiße seines Angesichts das Geschäft gegründet hat. Der hatte die rechte Freude am Gelingen, denn er war ein Schöpfer.

Die Freude am Gelingen ist um so größer, je größer die Schwierigkeiten waren, mit denen man zu kämpfen hatte. Unsere Söhne und Töchter könnens nie verstehen, wie sauer es uns geworden ist, ihnen den Weg ins Leben zu bahnen. Wie wird es denen heute so bequem gemacht, so leicht! Ich muß oft daran denken, wenn die Hochzeitsglocken läuten. Das schöne Haus prangt im Blumenschmuck und Palmenzierde, die seidenen Gewänder rauschen, liebliche Musik berauscht die Sinne, Diamanten blitzen, das Bankett erwartet die Gäste. — Vater und Mutter aber denken an ihren Hochzeitstag und sagen: „Gelt, bei uns war es einfacher?" Die sind still zum Pfarrer gegangen, haben sich trauen lassen und haben dann ihre Hochzeitsreise gemacht auf der Streetcar weit hinaus bis nach Lakeview, soweit man für einen Nickel fahren konnte. — Man gönnt es der Jugend ja. Die alten Eltern freuen sich aus tiefster Seele, daß sie ihren Kindern so viel mehr bieten können, ja — aber es ist gut, daß man die Jugend manchmal daran erinnert: Ihr habt's heute so gut, weil es eure Eltern damals so schwer hatten. Die haben Lasten getragen und Opfer gebracht, die ihr, Gott sei Dank, nie kennen werdet.

Dieses Ueberwinden von Schwierigkeiten, dieses Kämpfen und Schaffen und Sorgen, dies Entsagen und Entbehren — das alles muß der Freude am schönen Gelingen vorausgehen.

Ist es nicht auch in unserer Altenheimarbeit so? Dort stehen die schönen Bauten. O, welche Opfer haben sie gefordert! Wie viel Sorge und Müh und Arbeit! Wenn wir heute zurückdenken, ein Vierteljahrhundert, an die geringen Anfänge dieses großen Werkes, ist's uns da nicht, als sollten wir in stiller Andacht vor diesem Denkmal edler, uneigennütziger Arbeit stehen! O dürften wir sie heute aus der Ewigkeit zurückrufen, nur auf eine Stunde, jene Männer und Frauen, die nicht nur im Schweiß ihrer Stirne, sondern ihr Herzblut diesem Werke geweiht haben! O dürften wir sie heute in jenen Neubau führen und zu ihnen sagen: „Seht, so ist das Werk gediehen, an dem ihr gearbeitet habt!" Wie würden ihre Augen glänzen! Wie würde ihr Antlitz leuchten, wenn sie endlich ausriefen: „Sieh, da haben wir also doch nicht vergeblich gearbeitet!"

Vergeblich? Nein, ihr guten edlen Männer und Frauen, kein gutes Werk ist vergeblich. Ihr habt mit uns gekämpft und gerungen und heute sollt ihr euch mit uns freuen. Uns ist es ums Herze, als wäret ihr alle wieder hier bei uns, heute am hohen Festtage. Das Sommerweben streicht durch der Bäume Laub und wir legen unsere Grüße auf seine Schwingen, die sollen sie zu euch tragen und euch sagen: „Freuet euch mit uns, denn das Werk ist uns gelungen."

Keine menschliche Arbeit wird je ganz vollendet. Unser Werk hier kann ja nicht vollendet sein, solange noch ein alter Pilgermann an die Pforte klopft und spricht: „Es will Abend werden und ich bin allein." Darum müssen wir weiter arbeiten und weiter kämpfen. Je edler und schöner ein Werk ist, desto größere Opfer erfordert es. Ein Gut, das uns in den Schoß fällt, ohne unser Schaffen und Sorgen, ist selten von großem Werte. — Wer ein Altenheim bauen und erhalten will, der wird gegen tausend Feinde und mit tausend Schwierigkeiten kämpfen müssen, bis ihm manchmal Herz und Arme schier erlahmen möchten. Er muß sich darauf gefaßt machen, daß eine unwissende Kritik ihr abfälliges Urteil über ihn fällt. Wer an offener Straße

arbeitet, muß sich von jedem, der des Weges kommt, schelten lassen. Das ist immer so gewesen, das wird immer so sein. Ein Werk, das keinen Tadel findet, das findet auch kein Lob. Ein Mann der keine Feinde hat, der hat auch keine rechten Freunde.

Darum liegt in unserer Freude am heutigen Festtage auch die Ermunterung, treu und fleißig weiter zu arbeiten. Liegt nicht die Zukunft hell und glückverheißend vor uns? Das Deutsche Altenheim Chicagos ruht auf sicherem Fundament. Edle Menschen haben mit edlen Händen Gaben aus ihrem Schatze herbeigetragen. Wer kann jenen herrlichen Bau betrachten, ohne an jene Schenkungen zu denken, die im ganzen Lande Staunen erregten? In die Geschichte dieses Hauses sind Namen eingeschrieben, die nie vergessen werden können. Das beste Kapital unseres Hauses aber ist die treue Liebe edler Herzen. Von den ersten Anfängen an ist diese Anstalt getragen worden von selbstloser Liebe guter Männer und Frauen. Vereint haben sie gearbeitet von der Gründung an, die Männer in ihrer Weise, die Frauen in der ihrigen. Als man das erste Gebäude des Altenheims weihte, da schrieb unser guter Freund John Dietz, den Gott mit selten hoher Dichtergabe segnete, ein schönes Lied, in dem er das Zusammenwirken der deutschen Frauen und Männer pries. Ich weiß nicht, ob der Sänger heute hier ist. Er ist seit jenem ersten Weihetag ja auch älter geworden und die Schneeflocken des Winters sind auch ihm im Haar hängen geblieben. Er wirds mir nicht übel nehmen, wenn ich sein schönes Lied auch in diese zweite Weihefeier verwebe:

„Es ragt ein Haus, von schönem Park umgeben,
Wie eine Burg, so kühn und stolz empor.
Dem müden Wand'rer wird es Zuflucht geben,
Der, alt und schwach, den Pfad des Glücks verlor.
A l t e n h e i m wird es genannt,
Schirm es Gott mit starker Hand.

Von edlen Frauen ward dieses Werk begonnen,
Durch Frauenliebe wird es auch gedeih'n;
Siegt leicht dem milden Frühlingsstrahl der Sonnen,
Der Segen breitet über Flut und Hain.
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Deutsche Frau im neuen Land.

Nicht jedem hat ein guter Stern geschienen,
Nicht jedem ging das gold'ne Saatfeld auf,
Dem Bergmann sind nicht immer hold die Minen,
Es täuscht ihn oft der gold'nen Ader Lauf.
Fern der Heimat unbekannt,
Pflegt den Fremdling Frauenhand.

Erneute Lebenslust wird sich entfalten,
Wen der Verschlag'ne sich gerettet sieht,
Und nach des Lebens Sturm, im Heim der Alten,
Der müde Schiffer in den Hafen zieht,
Seinen Kahn führt Frauenhand
Durch die Brandung an das Land.

Und klopft bescheiden dann an eure Pforte
Ein altes Paar, so rufet sie herein,
Würzt ihnen Speis' und Trank mit deutschem Worte,
Dann wird ihr Lebensabend glücklich sein.
Abends ruh'n sie Hand in Hand,
Nach des Tages Sonnenbrand.

In ihre Herzen zieht der Frühling wieder,
Denn die Umgebung macht sie wieder jung,
Und blüht der Kirschbaum, blüht der duft'ge Flieder,
Dann schwelgen sie in der Erinnerung.
Blümlein an des Baches Rand,
Mahnen sie an's Vaterland.

So rage denn für alle künft'gen Zeiten,
Dies Liebesdenkmal weit ins Land hinaus,
Ein gutes Werk wird Segen stets begleiten,
Ein gutes Werk ist dieses deutsche Haus.
Deutsches Haus im neuen Land,
Schirm es Gott mit starker Hand."

Es ist ja ein altes und wahres Wort: Der Mann baut das Haus, aber das Weib macht es zum Heim. Wie schön geht das auch hier in Erfüllung! Haben Männer in ihrer Kraft jenes herrliche Haus erbaut, so weihen es edle Frauen heute zu einem Heim. Das sind nicht nur Wände und Dach, das ist nicht nur eine Wohnstätte, ein Obdach, nein, das ist ein **Heim**, ein Altenheim. Als wir uns vor Jahesfrist hier versammelten, um den Neubau zu beginnen, da legte die Präsidentin des Frauenvereins den Grundstein mit den schönen Worten: „Im Glauben an Gott und gute Menschen!" Heute, da der Bau vollendet, können wir nicht anders als diesem Verein mit seinen tüchtigen und treuen Beamten den Blütenkranz unserer Verehrung darzubringen und den edlen Arbeiterinnen aus bewegtem Herzen zurufen:
„Wo Mannesgeist mit Frauenhand sich paart,
Da blüht ein Glück von ganz besondrer Art."

Dort im Neubau haben geschickte Hände das Wunder schon vollbracht, aus nacktem, kahlen Raume ein kosig schönes Heim zu schaffen. Sie, unsere Damen, haben es verstanden, dem Altenheim das kalte, rauhe Gepräge einer wohltätigen Versorgungsanstalt zu rauben und ihm den unbeschreiblichen Reiz einer Heimat zu verleihen. Diesen Ruhm soll ihnen niemand rauben.

Und nun genug. Ich habe vielleicht zu lange geredet. Ich wollte nicht so lange Rede halten, aber weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Behüt Euch Gott, liebe Freunde! Wir sind alle auf der Straße, die gen Westen führt, wo dieSonne untergeht.Und wenn dieSchatten lang werden und der Abendwind durch den Wald weht, schenke Euch allen der Himmel ein **Heim**, das die Liebe weiht den Alten. Und was auch Euer Glaube sein möge, darin sind wir wohl alle eins: ganz zuletzt, im Dämmerstündchen blickt das müde Auge auf zu dem Abendstern, der in den Wolken glüht, und fleht leise: „Bleibe bei uns Herr, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt."

Und dann ist es schön, wenn eine sanfte Hand einem das wirre Haar aus der Stirne streift und eine betende Stimme spricht: „Und die Liebe hört nimmer auf!"

Die vielen Anwesenden standen für Minuten unter dem Eindrucke dieser gewaltigen Rede.

Doch nun zurück zu dem Gebäude, das mit einem Kostenaufwande von $110,000 erbaut worden ist. Die Zimmer sind fast alle besetzt. Die Zimmer-Einrichtungen sind, wie bei den ersten Gebäuden, von Freunden des Altenheims gestiftet worden. Das Altenheim steht nun als Monument der Nächstenliebe da.

Der Louisenhain, ein Picknickplatz neben dem Altenheim, welcher an Vereine vermietet wird, trägt auch zu den Einnahmen bei.

Die Beamten im Jahre 1878—1879 waren folgende: Präsidentin Frau Hedwig Voß, Vizepräsidentin Frau Caspar Butz, Schatzmeisterin Frau Marie Lassig, Sekretärin Frl. Clara Schneider.

Die jetzigenBeamten sind: Präsidentin Frau Klara Rehtmeyer, 1. Vizepräsidentin Frau Marie Kuehl, 2. Vizepräsidentin FrauKonstanze Eberlein, Schatzmeisterin Frau Berta Hemken, Finanzsekretärin Frau Klara Klaas, Prot. und Korr. Sekretärin Frau Gustava Rockener.

Das Vermögen des Vereins besteht aus in Hypotheken angelegten Geldern im Betrage von $173,000.

Geschichte der Freiheit=Loge No. 125, O. M. P.

Am 16. Juli 1899 wurde durch den Supreme=Sekretär, Bruder Del Vecchio, und dem Supreme=Treasurer, Bruder Schmalstieg, die Freiheitsloge No. 125, welche jüngst ihr silbernes Jubiläum feierte, installiert, und kann daher mit Stolz auf eine 25jährige Tätigkeit zurückblicken. Die Loge wurde von 35 Mitgliedern gegründet, jedoch blieb derFreibrief bis Monat September offen, wo er mit 74 gutstehenden Mitgliedern geschlossen wurde.

Die Loge war von Schwester Eva Woitowsky, welche damals zur Franklinloge gehörte, organisiert und wurden bei der Organisierung folgende Beamte erwählt: Ex=Präsident Jacob Haas; Präsident Dr. Ernst Pfennig; Vizepräsident Anna Schmidt; Sekretär Ernst Mattern; Finanzsekretär Anna Thonagel; Schatzmeister Anton Bauer; Kaplan Louise Hand.

Seit dieser Zeit hat die Freiheitloge mit Eifer an ihrem Emporkommen gearbeitet und trotz mancher Stürme und Unbilden ist sie heute zu einer starken Eiche emporgewachsen.

Die Loge besteht aus 139 gutstehenden Mitgliedern, nachdem sich im Jahre 1909 die Mitglieder der Vorwärtsloge der Freiheitloge angeschlossen. Von den Gründern der Loge sind heute noch elf am Leben, und zwar: Elizabeth Belleisle, Ernestine Lehmann, Anna Schmidt, Anna E. Thonagel, Albert Thonagel, Mathilde Brandt, John N. Schiepeck, Kathrin Hausmann, Kathrin Schweinfurth, John Stefner, Dr. Ernst Pfennig.

Die Freiheitloge hat die Tendenz, ihren Mitgliedern Unterstützungen in Krankheitsfällen und deren Hinterbliebenen Sterbegelder zu gewähren. So hat sie ihren Vereinsgenossen schon beträchtliche Unterstützungen ausgezahlt.

In wohlverdienter Anerkennung des unermüdlichen Strebens und Wirkens der Gründer dieser Loge, wird den noch überlebenden elfChartermembern seitens der Loge eine Ehrenmedaille nebst Diplom überreicht werden.

Die heutigen Beamten der Loge sind folgende:

Ex=Präsident Dr. Emil Perl,
Präsident Chas. J. Frank,
Vizepräsidentin Berta Moewis,
Sekretär Ernst Brosius,
Finanzsekretär Ernst Lehmann,
Kaplan Auguste Buckoll,
Schatzmeister Ferd. Zirzow.
Führer Lizzie Kloeß,
Wache Chas Hahn,
Verwaltungsräte: Chas. J. Frank, E. Werner und Chas. Hahn.
Finanzkomitee: M. Müller und M. Lunkenbein.



Die bevorstehende Wahl und die Deutschen.

Es ist, trotzdem dieses Buch von vornherein irgendwelche politische Stellungnahme von sich gewiesen hat, dennoch von zwingender Notwendigkeit, auch an dieser Stelle auf die bevorstehenden politischen Wahlen hinzuweisen.

Bislang ist es als gesundes Prinzip aufgestellt worden, daß der Deutsche als amerikanischer Bürger seine Stimme abgibt und seine deutsche Stammeszugehörigkeit zum Schweigen bringt, wenn er über Fragen zu entscheiden hat, die ausschließlich amerikanische Angelegenheiten berühren.

Während des gegenwärtigen europäischen Krieges haben die Deutschen in Amerika, die zu jeder Zeit all ihr Können für das Wohl dieser Republik eingesetzt haben, den Beweis dafür erhalten, daß man auf sie und ihre Gefühle nicht nur keine Rücksichten nimmt, sondern dieselben mit einem schadenfrohen Lächeln verletzt.

Diese Rücksichtslosigkeit hat in dem amerikanischen Bürger deutscher Abstammung den Deutschen wachgerüttelt und es ist daher geboten, mit der Ausübung unseres Stimmrechtes zu demonstrieren.

An alle Bürger dieser Stadt und dieses Staates, an alle Bürger deutscher Herkunft, ergeht die dringende Aufforderung, den deutschen Kandidaten in Stadt und Staat zum Siege zu verhelfen. Je größer unsere Vertretung in den öffentlichen Leben ist, umso rascher kann die Viper des Deutschenhasses zertreten werden. Es ist demnach dringend geboten, gerade in dieser Zeit unsere Stimmen auf deutsche Kandidaten zu vereinigen, welcher Parteirichtung wir und welcherPartei die Kandidaten immer angehören mögen. Die deutschenKandidaten werden, wenn erwählt, den beleidigten Deutschen Genugtuung zu verschaffen und den englischen Nebel zu zerstreuen wissen, welcher sich auf den Geist des amerikanischen Volkes gelegt zu haben scheint.

Es ist die unerläßliche Pflicht eines jeden Deutschen für deutsche Kandidaten seine Stimme abzugeben.

Und besonders wollen wir die Aufmerksamkeit unserer deutschen Bürger, auf Herrn H e n r y H o r n e r lenken, dessen Großeltern aus Hessen-Darmstadt einwanderten, der aber selbst, trotzdem er hier geboren und erzogen wurde, in Geist und in Sitten deutsch geblieben ist.

Herr Henry Horner ist noch jung an Jahren, er erblickte am 30. November 1878 das Licht der Welt, er hat sich aber trotz seiner Jugend einen wohlklingenden Namen zu erwerben gewußt und gereicht seiner deutschen Abstammung zur Ehre.

Herr Henry Horner ist Anwalt und als solcher eine Zierde seines Berufes. Er hat es nur seinem gediegenen Charakter, seinem gründlichen Wissen und seiner ernsten Arbeit zu verdanken, daß die demokratische Partei ihn zum Nachlaßrichter nominiert hat. Welcher Partei Herr Horner aber auch angehören mag, und welcher politischen Partei wir immer angehören mögen, es ist unsere Pflicht, mit deutschen Stimmen den Sieg des deutschen Henry Horner glänzend zu machen.

Die politischen Führer sollen zur Erkenntnis gezwungen werden, daß die vereinten deutschen Stimmen eine Macht repräsentieren, mit der die Stadt, der Staat und der Bund zu rechnen haben. Dann erst wird der Deutsche überall die gebührende Beachtung finden.

Herr Henry Horner ist in unserem gesellschaftlichen Leben wohlbekannt, er ist ein Förderer aller humanitären und besonders der deutschen Bestrebungen. Und wenn der Anwalt Henry Horner dem Deutschtum zur Ehre gereichte, der Nachlaßrichter Henry Horner wird uns eine Stütze sein.

Wenn schon dem Deutschtum der Lohn für seine bedeutenden Verdienste um diese Republik vorenthalten bleibt, belohnen zumindest wir unsere deutschen Mitbürger, die sich um die Allgemeinheit und um uns verdient gemacht haben.

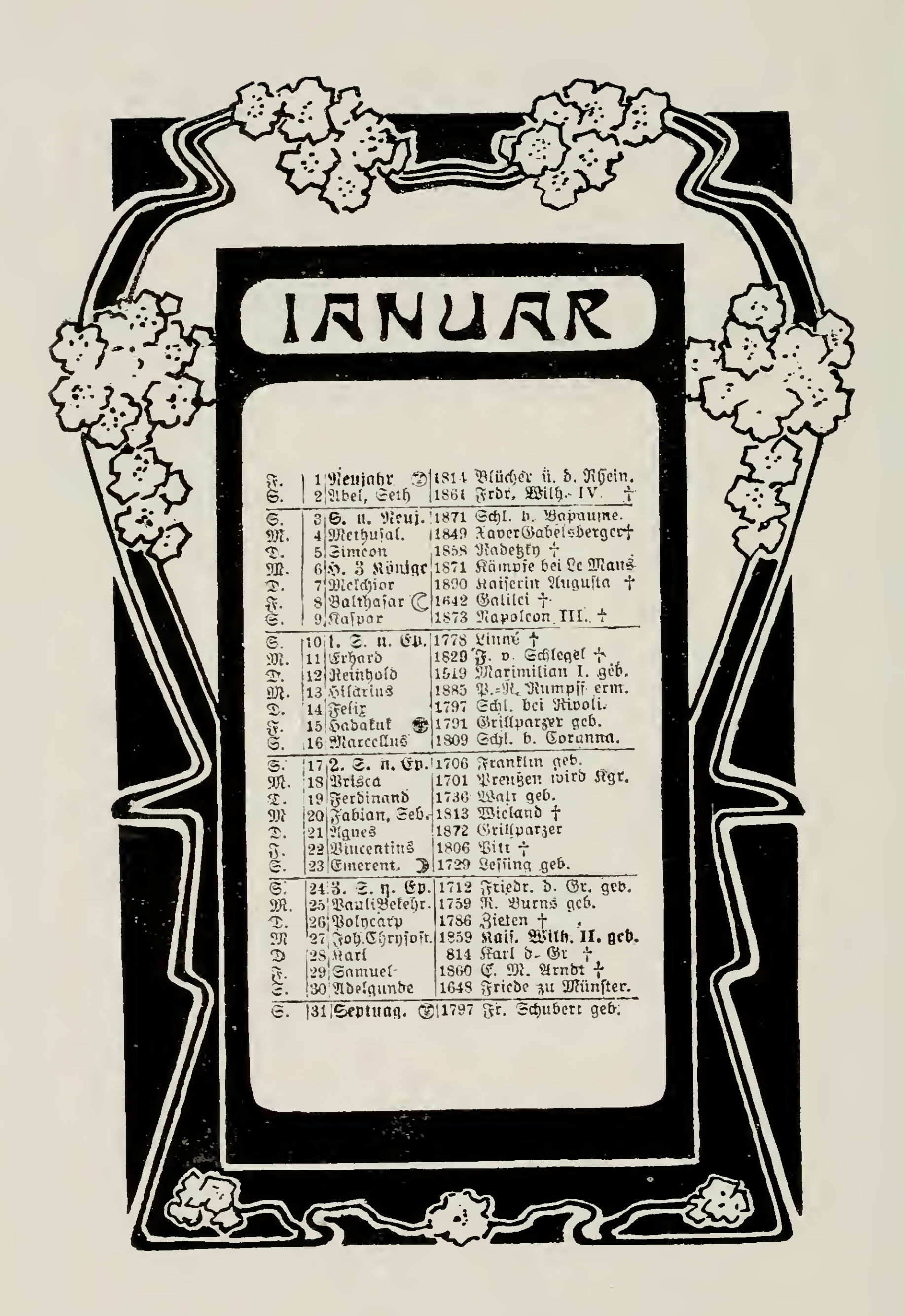
Mit Henry Horners Erwählung zum Nachlaßrichter ehrt das Deutschtum übrigens sich selbst.

Die Mitglieder der deutschen Vereine sollen in ihren respektiven Vereinen dafür eintreten, darauf dringen, darauf bestehen, daß die deutschen Stimmen auf deutsche Kandidaten abgegeben werden. Ein Sieg der deutschen Kandidaten durch die deutschen Stimmen bedeutet einen Sieg des gerade jetzt beleidigten, in seinen Gefühlen gekränkten Deutschtums.

Und wir ersuchen die Vereinsmitglieder besonders, dahin zu wirken, daß **Henry Horner** mit einer überwältigenden Majorität zum Nachlaßrichter gewählt werde.

Kalender für das Jahr 1915





IANUAR

F.	1	Neujahr	1814	Blücher ü. d. Rhein.
S.	2	Abel, Seth	1861	Frdr. Wilh. IV. †
S.	3	S. n. Neuj.	1871	Schl. b. Bapaume.
M.	4	Methusal.	1849	Xaver Gabelsberger †
D.	5	Simeon	1858	Radetzky †
M.	6	H. 3 Könige	1871	Kämpfe bei Le Mans
D.	7	Melchior	1890	Kaiserin Augusta †
F.	8	Balthasar	1642	Galilei †
S.	9	Kaspar	1873	Napoleon III. †
S.	10	1. S. n. Ep.	1778	Linné †
M.	11	Erhard	1829	F. v. Schlegel †
D.	12	Reinhold	1519	Maximilian I. geb.
M.	13	Hilarius	1885	P.-R. Rumpff erm.
D.	14	Felix	1797	Schl. bei Rivoli.
F.	15	Habakuk	1791	Grillparzer geb.
S.	16	Marcellus	1809	Schl. b. Corunna.
S.	17	2. S. n. Ep.	1706	Franklin geb.
M.	18	Prisca	1701	Preußen wird Kgr.
D.	19	Ferdinand	1736	Walt geb.
M	20	Fabian, Seb.	1813	Wicland †
D.	21	Agnes	1872	Grillparzer
F.	22	Vincentius	1806	Pitt †
S.	23	Emerent.	1729	Lesing geb.
S.	24	3. S. n. Ep.	1712	Friedr. d. Gr. geb.
M.	25	Pauli Bekehr.	1759	R. Burns geb.
D.	26	Polycarp	1786	Zieten †
M	27	Joh. Chrysost.	1859	**Kais. Wilh. II. geb.**
D	28	Karl	814	Karl d. Gr †
F.	29	Samuel	1860	E. M. Arndt †
S.	30	Adelgunde	1648	Friede zu Münster.
S.	31	**Septuag.**	1797	Fr. Schubert geb.



M.	1	Brigitta	1466	II. Friede z. Thorn.
D.	2	Mariä Rein.	1754	Talleyrand geb.
M.	3	Blaſius	1809	F. Mendelsſ.-B. geb.
D.	4	Veronica	1695	Derfflinger †
F.	5	Agatha	1147	Konr. v. Wettin †
S.	6	Dorothea	1620	Gr. Kurfürſt geb.
S.	7	**Sexagei.** ☾	1878	Pius IX. †
M.	8	Salomon	1587	M. Stuart hinger.
D.	9	Apollonia	1801	Friede z. Luneville.
M	10	Renata	1882	B. Auerbach †
D.	11	Euphroſina	1124	Magna Charta ausg.
F.	12	Severin	1804	Kant †
S.	13	Benignus	1883	Richard Wagner †
S.	14	**Eſtomihi** ●	1797	Cook erſchl.
M.	15	Formoſus	1763	Fr. zu Hubertusb.
D.	16	**Faſtnacht**	1620	Gr. Kurfürſt geb.
M.	17	**Aſchermitt.**	1827	J. Heinr. Peſtalozzi †
D.	18	Concordia	1546	Luther †
F.	19	Suſanna	1473	Copernicus geb
S.	20	Eucherius	1790	Joſef II. †
S.	21	**1. Invocavit**	1677	Spinoza †
M.	22	Petri Sthl. ☽	1788	Schopenhauer geb.
D.	23	Serenus	1879	Graf v. Roon †
M.	24	**Quatember**	1867	1. Nordd. Reichstag
D.	25	Victorinus	1634	Wallenſtein erm.
F.	26	Neſtor	1802	Victor Hugo geb.
S.	27	Leander	1807	Longfellow geb.
S.	28	**2. Remin.**	1869	Lamartine †



MAERZ

M.	1	Albinus	1871	Einzug in Paris.
D.	2	Simplicius	1886	Otto v. Corvin †
M.	3	Sächs. Bßt	1715	E. v. Kleist geb.
D.	4	Adrianus	1714	Friede zu Rastatt.
F.	5	Friedrich	1531	Correggio †
S.	6	Fridolin	1867	Peter v. Cornel. †
S.	7	**3. Oculi**	1792	Herschel geb.
M.	8	Philemon	1784	Manzoni geb.
D.	9	Franziska	1888	Kaiser Wilhelm I. †
M.	10	**Mittfasten**	1776	Königin Luise geb.
D.	11	Rosina	1883	Gortschakoff †
F.	12	Greg. d. Gr.	1821	Luitp. v. Bayern geb.
S.	13	Ernst	1881	Zar Alex. II. erm.
S.	14	**4. Lätare**	1844	Kg. Humbert v. Ital. *
M.	15	Christoph	44	v. Chr. Cäsar erm.
D.	16	Cyriacus	1813	Kriegserkl. a. Frankr.
M.	17	Gertrud	1811	Gutzkow geb.
D.	18	Anselmus	1848	Berliner Revolut
F.	19	Joseph	1862	v. Schadow †
S.	20	Hubert	1727	Newton †
S.	21	**5. Judica**	1871	1. deutsch. Reichstag
M.	22	Casimir	1797	Kais. Wilh. I. geb.
D.	23	Eberhard	1801	Kaiser Paul I. erm.
M	24	Gabriel	1844	Thorwaldsen †
D.	25	Mariä Verk.	1802	Friede zu Amiens.
F.	26	Emanuel	1827	Beethoven †
S.	27	Rupert	1845	Röntgen, Physik. geb
S.	28	**6. Palmar.**	1813	Blüchers Elbuberg.
M.	29	Eustachius	1770	Hölderlin geb.
D.	30	Guido	1814	Schlacht bei Paris.
M	31	Amos	1814	Einz. d. Alliiert. i. P



D.	1	Gründonn.	1815	Fürst Bismarck geb.
F.	2	Karfreitag	1791	Mirabeau †
S.	3	Christian	1682	Murillo †
S.	4	Ostersonnt.	1884	Maler G. Richter †
M.	5	Ostermont.	1849	Seegef. b. Eckernf.
D.	6	Sixtus ☾	1884	Emanuel Geibel †
M.	7	Cölestin	1520	Raphael †
D.	8	Liborius	1835	W. v. Humboldt †
F.	9	Bogislaus	1886	Victor v. Scheffel †
S.	10	Ezechiel	1741	Schl. b. Mollwitz.
S.	11	1. Quasim.	1825	Lassalle geb.
M.	12	Julius	1885	Karl Stieler †
D.	13	Justinus	1784	Fr. v. Wrangel geb.
M.	14	Tiburtius ●	1759	Händel †
D.	15	Olympiades	1865	Lincoln erm.
F.	16	Carisius	1797	Thiers geb.
S.	17	Rudolph	1790	Benjamin Franklin †
S.	18	2. M. Dom.	1864	Erst. d. Düpp. Schanz.
M.	19	Hermogenes	1824	Lord Byron †
D.	20	Sulpitius	1632	Schlacht am Lech.
M.	21	Adolph	569	n. Ch. Muhamed geb.
D.	22	Lothar ☽	1724	Kant geb.
F.	23	Georg	1828	Kg. Alb. v. Sachs. geb.
S.	24	Albert	1891	Graf v. Moltke †
S.	25	3. Jubilate	1744	Celsius, Physiker †
M.	26	Reimarus	1787	Ludw. Uhland geb.
D.	27	Anastasius	1818	K. Otto I. v. Bay. geb.
M.	28	Therese	1521	Luther in Worms.
D.	29	Sibylla ○	1688	Große Kurfürst †
F.	30	Josua	1803	Roon geb.



S.	1	Philipp Jak.	1878	Pariser Weltausst.
S.	2	4. Kantate	1813	Schl. b. Gr.-Görschen
M.	3	Kreuz-Erf.	1761	Kotzebue geb.
D.	4	Florian	1849	Rep. i. Fr. prokl.
M.	5	Gotthard	1821	Napoleon I. †
D.	6	Dietrich ☾	1859	A. v. Humboldt †
F.	7	Gottfried	1865	Attent. a. Bismarck.
S.	8	Stanislaus	1737	Gibbon geb.
S.	9	5. Rogate	1805	Schiller †
M.	10	Gordian	1871	Friede z. Frankf. a. M.
D.	11	Mamertus	1686	Guericke †
M.	12	Pankratius	1845	A. W. v. Schlegel †
D.	13	Himmelf. ●	1792	Pius IX. geb.
F.	14	Christian	1521	Luther a. d. Wartbg.
S.	15	Sophia	1879	G. Semper †
S.	16	6. Exaudi	1788	Rückert geb.
M.	17	Jodocus	1886	Alphons XIII. geb.
D.	18	Erich	1699	Zieten geb.
M.	19	Potentiana	1792	Fichte geb.
D.	20	Anastasius	1813	Schl. b. Bautzen.
F.	21	Prudens	1809	Schl. b. Aspern.
S.	22	Helena ☽	1813	Rich. Wagner geb.
S.	23	Pfingststg.	1886	Leop. v. Ranke geb.
M.	24	Pfingstmt.	1543	Copernicus †
D.	25	Urban	1834	Lafayette †
M.	26	Quatember	1831	Schl. b. Ostrolenka.
D.	27	Beda	1564	Calvin †
F.	28	Wilhelm ○	1759	W. Pitt geb.
S.	29	Maximilian	1871	Ende d. Com. Paris.
S.	30	Trinitatis	1778	Voltaire †
M.	31	Petronilla	1809	Haydn †



T.	1	Nicodemus	1664	Univ. Halle gest.
M.	2	Marcellinus	1155	Arnold v. Bresc.
T.	3	Erasmus	1324	Joh. Wicleff geb.
F.	4	Carpasius ☾	1745	Schl. b. Hohenfrdbg.
S.	5	Bonifacius	1826	K. M. v. Weber †
S.	6	**1. n. Trin.**	1861	Cavour †
M.	7	Lucretia	1840	Friedr. Wilh. III. †
T.	8	Medardus	1876	George Sand †
M.	9	Primus	1870	Dickens †
T.	10	Onuphrius	1689	Worms, Speyer vbr.
F.	11	Barnabas	1742.	Friede zu Breslau.
S.	12	Claudine ●	1526	Bünde zu Torgau.
S.	13	**2. n. Trin.**	1886	König Ludwig II.
M.	14	Modestus	1807	Schl. b. Friedland
T.	15	Vitus	1888	Kais. Friedrich III
M.	16	Justina	1815	Schlacht bei Ligny.
D.	17	Volkmar	1886	Fldm. Manteuffel
F.	18	Paulina	1815	Schl. bei Waterloo.
S.	19	Gerv. u. Pr.	1902	König Albert †
S.	20	**3. n. Trin.** ☽	1622	Schlacht bei Höchst.
M.	21	Jacobina	1866	Kriegserkl. a. Österr.
T.	22	Achatius	1767	W. v. Humboldt geb
M.	23	Basilius	1881	M. J. Schleiden †
T.	24	**Joh. d. Täuf.**	1859	Schl. bei Solferino
F.	25	Elogius	1530	Augsb. Konfession.
S.	26	Jeremias	891	Schlacht bei Lüttich.
S.	27	**4. n. Trin.** ○	1722	Marlborough †
M.	28	Leo	1675	Schl. bei Fehrbellin
T.	29	Peter u. Paul	1866	Schl. bei Gitschin.
M.	30	Pauli Ged.	1522	Reuchlin



Juli

D.	1	Theobald	1646 v. Leibniz geb.
F.	2	Mar. Heimſ.	1724 Klopſtock geb.
S.	3	Cornelius	1866 Schl. b. Königgrätz.
S.	4	5. n. Trin. ☾	1807 Garibaldi geb.
M.	5	Anſelmus	1809 Schl. bei Wagram.
D.	6	Jeſaias	1415 Huß verbrannt.
M.	7	Willibald	1415 Sächſ. Prinzenraub.
D.	8	Kilian	1709 Schl. bei Pultawa.
F.	9	Cyrillus	1807 Friede zu Tilſit.
S.	10	7 Brüder	1304 Petrarka geb.
S.	11	6. n. Trin.	1859 Fr. zu Villafranca.
M.	12	Heinrich 🌑	1874 Fritz Reuter †
D.	13	Margaretha	1816 G. Freytag geb.
M.	14	Bonavent.	1867 Bismarck w. Kanzl.
D.	15	Apoſtel Teil.	1410 Schl. b. Tannenbg.
F.	16	Walter	1857 Béranger †
S.	17	Alexius	218 v Chr. S. a. d. Trebia.
S.	18	7. n. Trin.	1870 Unfehlbart. d. Papſtes
M.	19	Ruth ☽	1810 K. Luiſe v. Pr. †
D.	20	Elias	1866 Seeſchl. bei Liſſa.
M.	21	Daniel	1886 K. v. Piloty †
D.	22	Maria M.	1886 Dr. M. Dunker †
F.	23	Albertine	1568 Götz v. Berlichingen.
S.	24	Chriſtina	1848 Schl bei Cuſtozza.
S.	25	8. n. Trin.	1850 Schl. bei Jdſtedt.
M.	26	Anna 🌕	1866 Nikolsburg. Friede.
D.	27	Berthold	1794 Sturz Robespierres.
M.	28	Innocenz	1750 Joh. Seb. Bach †
D.	29	Martha	1868 Prof. Vilmar †
F.	30	Beatrix	1784 Diderot †
S.	31	Germanus	1886 Franz Liſzt †



AUGUST

S.	1	9. n. Trin.		1798 Seeschl. b. Abukir.
M.	2	Portiunc.	☾	1799 Montgolfier †
D.	3	August		1492 Columbus' 1. Reise.
M.	4	Perpetua		1870 Schl. b. Weißenb.
D.	5	Dominicus		1833 Königin Carola geb
F.	6	Verkl. Chr.		1870 Schl. bei Wörth.
S.	7	Donatus		1779 Geogr. Ritter geb.
S.	8	10. n. Trin.		1832 Kön Georg v. S geb
M.	9	Romanus		48 v. Chr. Schl. b. Pharsal.
D.	10	Laurent.	●	955 Schl a. d. Lechfelde.
M.	11	Titus		1778 Jahn geb.
D.	12	Klara		1759 Schl. b. Kunnersd.
F.	13	Hildebrand		1802 Lenau geb.
S.	14	Eusebius		1870 Sieg bei Metz.
S.	15	11. n. Trin		1771 W. Scott geb.
M.	16	Isaak		1870 Schl. b. Mars-la-T.
D.	17	Bertram		1786 Friedrich d. Gr. †
M.	18	Emilia	☽	1870 Schl. b. Gravelotte.
D.	19	Sebald		1878 Oest. erst. Serajewo.
F.	20	Bernhard		1639 Mart. Opitz †
S.	21	Anastasius		1838 Chamisso †
S.	22	12. n. Trin		1850 Lenau †
M.	23	Zachäus		1866 Friede zu Prag.
D.	24	Barthol.	◯	1572 Paris. Bluthochzeit.
M.	25	Ludwig		1786 Ludwig I. v. B. geb.
D.	26	Irenäus		1813 Körner †
F.	27	Gebhard		1770 Hegel geb.
S.	28	Augustinus		1749 Goethe geb.
S.	29	13. n. Trin		1756 Anf. d. 7j. Krieg
M.	30	Benjamin		1813 Schl. bei Culm.
D.	31	Rebekka		1880 König. Wilhelmin geb.



M.	1	Ägidius	☾	1870 Schl. bei Sedan.
D.	2	Rahel, Lea		1870 Gefangn Nap. III.
F.	3	Manſuetus		1814 Allg. Wehrpfl. i. Pr.
S.	4	Moſes		1870 Prkl d. III. fr. Rep.
S.	5	**14. n. Trin.**		1733 Wieland geb.
M.	6	Magnus		1814 Levin Schücking geb.
D.	7	Regina		1812 Schl. b. Borodino.
M.	8	Mariä Geb.		1447 Arioſt geb.
D.	9	Bruno	●	9 n. Chr. Schl. i. Teut. Wald.
F.	10	Soſthenes		1721 Friede zu Nyſtadt.
S.	11	Gerhard		1700 Thomſon geb.
S.	12	**15. n. Trin.**		1819 Blücher †
M.	13	Chriſtlieb		1819 Clara Schumann g.
D.	14	Kreuzerhöhg		1769 A. v. Humboldt geb
M.	15	**Quatemb.**		1812 Brand v. Moskau.
D.	16	Euphemia	☽	1736 Fahrenheit †
F.	17	Lambertus		1877 Schipkapaß erſt.
S.	18	Titus		1786 Juſtinus Kerner †
S.	19	**16. n. Trin.**		1881 Präſ. Garfield erm.
M.	20	Fauſtus		1863 Jak. Grimm †
D.	21	Matth. Ev.		1832 Walter Scott †
M.	22	Moritz		1826 Hebel gel.
D.	23	Joel	○	1870 Toul kapituliert.
F.	24	Joh. Empf.		1849 J. Strauß
S.	25	Kleophas		1860 Karl Zöllner †
S.	26	**17. n. Tr.**		1555 Relig.-Fr. Augsb.
M.	27	Coſm. u. D.		1870 Straßburg kapit.
D.	28	Wenzesl.		1322 Schlacht. v. Mühl.
M.	29	**Michaelis**		490 v. Chr. S. b. Marath.
D.	30	Hieronym.		1870 Ausfall aus Paris.



Oktober

F.	1	Remigius ☾	1756	Schl. bei Lowositz.
S.	2	Vollrad	1386	Univ Heidelberg geg.
S.	3	18. n. Trin.	1613	Schl. b. Wartenburg.
M.	4	Franz	1472	Lucas Cranach geb.
D.	5	Fides	1870	K. Wilhelm i. Versj.
M	6	Charitas	1555	Augsb. Religionsfr.
D.	7	Spes	1858	Wilh. v. Pr. w. Reg.
F.	8	Ephraim ●	1354	Rienzi erm.
S.	9	Dionysius	1841	Schinkel †
S.	10	19. n. Trin.	1846	Fst. Georg v. Sch.-L *
M.	11	Burchard	1531	Zwingli f. b. Kappel.
D.	12	Ehrenfried	1424	Ziska †
M.	13	Koloman	1066	Schl. bei Hastings.
D.	14	Wilhelmine	1821	Rud. Virchow geb.
F.	15	Hedwig ☽	1852	Turnvater Jahn †
S.	16	Gallus	1553	Luc. Cranach †
S.	17	20. n. Trin.	1456	Univ. Greifsw. geg.
M.	18	Lukas	1831	Kais. Fr. III. geb.
D.	19	Ptolemäus	1745	Swift †
M.	20	Wendelin	1857	Stefenson †
D.	21	Ursula	1492	Christ Col. entd Am.
F.	22	Cordula	1811	Franz Liszt geb.
S	23	Severinus ○	1803	Lorzing geb.
S.	24	21. n. Trin.	1796	Platen geb.
M.	25	Adelheid	1647	Torricelli †
D.	26	Amandus	1800	Moltke geb.
M	27	Sabina	1760	Gneisenau geb.
D.	28	Simon, J.	1748	Friede zu Aachen.
F.	29	Engelhard	1873	König Johann †
S.	30	Hartmann	1870	Gefecht bei Dijon.
S.	31	Ref.-Fest ☾	1517	Luthers Thesen



M.	1	Allerheiligen	1414	Konzil zu Konstanz.
D.	2	Allerseelen	1766	Radetzky geb.
M.	3	Gottlieb	1760	Schlacht b. Torgau.
D.	4	Charlotte	1847	Mendelss.-Barth. †
F.	5	Erich	1757	Schlacht b. Roßbach.
S.	6	Leonhard	1632	Gustav Adolf †
S.	7	**23. n. Tr.**	1307	Schwur a. d. Rütli.
M.	8	Claudius	1810	Fritz Reuter geb.
D.	9	Theodotus	1799	Staatsstr. Napol. I
M.	10	Mart. Luther	1483	Luther geb.
D.	11	Martin B.	1810	A. de Musset geb.
F.	12	Kunibert	1793	Bailly guillot.
S.	13	Eugen	1862	Uhland †
S.	14	**24. n. Tr.**	1825	Jean Paul †
M.	15	Leopold	1787	Gluck †
D.	16	Ottomar	1632	Schlacht bei Lützen.
M.	17	**Allg. Bußt.**	1869	Eröff. d. Suez-Kan.
D.	18	Gottschalk	1827	Hauff †
F.	19	Elisabeth	1770	Thorwaldsen geb.
S.	20	Amos	1602	O. Guericke geb.
S.	21	**Totenfest**	1768	Schleiermacher geb.
M.	22	Ernestine	1767	A. Hofer geb.
D.	23	Clemens	1870	Ausfall a. Belfort
M.	24	Chrysogonus	1870	Kapitul. v. Diedenh.
D.	25	Katharina	1868	E. Ludw. v. Hess. geb.
F.	26	Conrad	1857	Eichendorff †
S.	27	Lot	1870	Schlacht bei Amiens
S.	28	**1. Advent**	1561	Vertrag zu Wilna.
M.	29	Noah	1780	Maria Theresia †
D.	30	Andreas	1700	Schlacht b. Narwa.



M.	1	Arnold		1640	Reg.-Ant. d. Gr. Kur.
D.	2	Candidus		1805	Schl. bei Austerlitz.
F.	3	Cassian		1838	Luise v. Baden geb.
S.	4	Barbara		1870	Schlacht bei Orleans.
S.	5	**2. Advent**		1757	Schlacht bei Leuthen.
M.	6	Nikolaus	●	1315	Schl. b. Margarten.
D.	7	Antonia		1835	1. Eisenb i. Deutschl.
M.	8	Maria Empf.		1832	Bj. Björnson geb.
D.	9	Joachim		1608	Milton geb.
F.	10	Judith		1877	Plewna erstürmt.
S.	11	Waldemar		1783	Schenkendorf g. 1817 †
S.	12	**3. Advent**		1799	Heine geb.
M.	13	Lucia	☽	1769	Gellert †
D.	14	Nicasius		1799	George Washington.
M.	15	**Quatemb.**		1886	Dr. K. Kühlke erm.
D.	16	Ananias		1858	Wilh. Grimm †
F.	17	Lazarus		1770	Beethoven geb.
S.	18	Christoph		1786	C. M. v. Weber geb.
S.	19	**4. Advent**		1884	Gefechte in Kamerun
M.	20	Ammon		1806	Sachsen w. Kgr.
D.	21	Thomas	○	1870	Kämpfe b. Le Bourget.
M.	22	Beata		1886	Joh. Scherr †
D.	23	Ignatius		1877	Balkanübg. v. Gurko.
F.	24	Adam, Eva		1866	Schlesw.-Holst. a. Pr.
S.	25	**1. Weihn.-T.**		1642	Isaac Newton geb.
S.	26	**2. Weihn.-T.**		1769	Ernst M. Arndt geb.
M.	27	Johannes Ev.		1571	Kepler geb.
D.	28	Unsch. Kindl.		1455	Reuchlin geb.
M.	29	Jonathan	☾	1813	Kapitul. v. Danzig.
D.	30	David		1812	Conv. o. Tauroggen.
F.	31	**Sylvester**		1862	Gambetta †

Kriegs-Chronik bis zum 18. September 1914.

23. **Juli:** Oesterreich überreicht Serbien ein Ultimatum.

25. **Juli:** Oesterreich lehnt das Ersuchen Rußlands um Fristverlängerung für Serbien ab. — Ungenügende Beantwortung des österreichischen Ultimatums durch Serbien. — Rußland erklärt halbamtlich, daß es keinen Eingriff in Serbiens Hoheitsrechte zulasse.

27. **Juli:** Der Kaiser bricht seine Nordlandsreise ab und kehrt nach Berlin zurück. — Heimbeorderung der deutschen Hochseeflotte.

28. **Juli:** Oesterreich erklärt Serbien den Krieg.

29. **Juli:** Beschießung Belgrads.

30. **Juli:** Rußland mobilisiert im Süden und Südwesten.

31. **Juli:** Der Kaiser befiehlt den Zustand der drohenden Kriegsgefahr. — Das Deutsche Reich wird in Kriegszustand erklärt. — Sperrung des Kaiser-Wilhelm-Kanals für größere Schiffe. — Deutschland stellt Rußland ein Ultimatum zur Einstellung seiner Kriegsvorbereitungen und fragt bei der französischen Regierung wegen ihrer Haltung im Falle eines deutsch-russischen Krieges an.

1. **August:** Mobilmachung in Deutschland und Frankreich. — Kleine russische Abteilungen überschreiten die Grenze bei Biala und Johannisburg.

2. **August:** Deutschland besetzt Luxemburg zum Schutze seiner Eisenbahnen.— Französische Flieger werfen in der Umgebung von Nürnberg Bomben. — Kavallerie-Scharmützel bei Eydtkuhnen und Johannisburg. — Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg und Wien und Petersburg.

3. **August:** Der kleine Kreuzer „Augsburg" schießt Libau in Brand. — Die deutschen Kreuzer „Goeben" und „Breslau" beschießen algerische Hafenplätze.— Ultimatum an Belgien. — Deutsche Truppen besetzen Kalisch, Tschenstochau und Alexandrowo. — Kleine französische Truppenabteilungen überschreiten die elsässische Grenze.— Abberufung des deutschen Botschafters aus Paris, des russischen aus Berlin. — Deutschland veröffentlicht ein Weißbuch über die Vorgeschichte des Krieges.

4. **August:** Der Kaiser eröffnet in feierlicher Weise die Kriegssitzung des Reichstages. Einstimmige Bewilligung eines Kriegskredits von 5 Milliarden Mark und aller anderen Vorlagen. — Der französische Botschafter in Berlin verlangt seine Pässe. — England erklärt Deutschland den Krieg. — Einmarsch deutscher Truppen in Belgien. — Die Türkei schließt Dardanellen und Bosporus. — Deutsche Truppen stürmten Kibarty und Wirballen.

5. **August.** Die Oesterreicher bombardieren Belgrad. — Eine russische Kavallerie-Brigade wird bei Soldau zurückgeworfen. — Wielun bei Kalisch wird von Deutschen besetzt. — Erneuerung des Eisernen Kreuzes.

6. **August:** Oesterreich erklärt Rußland den Krieg. — Die Deutschen besetzen Brien bei Metz. — Die Kreuzer „Goeben" und „Breslau" durchbrechen von Messina aus die englische Beobachtungsflotte.

7. **August:** **Die Deutschen erstürmen Lüttich.** — Die Engländer besetzen Lome (Togo).— Hilfskreuzer „Königin Luise" wird in der Themsemündung beim Minenlegen von dem englischen Kreuzer „Amphion" zum Sinken gebracht; „Amphion" wird durch eine Mine zerstört.— Montenegro erklärt Oesterreich den Krieg.

8. **August:** Vereinigung der Spitzen deutscher und österreichischer Truppen bei Olkusch. — Grenzgefechte im Oberelsaß; bei Altkirch gehen die Franzosen auf Belfort zurück.

9. **August:** 4000 Belgier bei Lüttich gefangen. — Russische Kavallerie-Brigade verliert bei Bialla acht Geschütze und Munitionswagen. — Vordringen Oesterreichs in Russisch-Polen. — England beschlagnahmt zwei auf englischen

Werften befindliche türkische Schlachtschiffe.

10. August: Südlich von Mülhausen werfen deutsche Truppen ein verstärktes französisches Armeekorps zurück. 10 französische Offiziere und 513 Mann gefangen; 4 Geschütze, 10 Fahrzeuge, viele Gewehre erbeutet. — Bei Eydtkuhnen wird eine russische Kavallerie-Division über die Grenze zurückgeworfen. — Oesterreichische Schiffe beschießen Antivari. — Der deutsche Gesandte in Serbien verläßt Nisch. — Oesterreich erklärt Frankreich den Krieg.

12. August: Bei Lagarde wird eine französische Brigade auf französisches Gebiet zurückgeworfen. Feind verliert 1 Fahne, 2 Batterien, 4 Maschinengewehre, 700 Gefangene. — Deutsche Unterseeboote dringen bis an Englands Ostküste vor. — Rußland verlangt dringend von Bulgarien gemeinsames Vorgehen mit Serbien; Bulgarien lehnt ab.

13. August: Zerstörung der deutschen Botschaft in Petersburg; Ermordung des Botschaftsbeamten Gesandten Kattner. — Vordringen der Oesterreicher in Russisch-Polen; 700 russische Deserteure. — Die englische Regierung erklärt Oesterreich namens Frankreich und im eigenen Namen den Krieg. — Ein englischer Kreuzer nimmt 35 Deutsche an Bord eines holländischen Dampfers gefangen. — Angriff der Engländer auf Daressalam.

14. August. Die deutsche Regierung richtet durch eine neutrale Macht eine ernste Mahnung an Frankreich und Belgien zur Einstellung der Grausamkeiten und Unterdrückung des Franktireurkrieges. — Gefecht bei Schirmeck (Vogesen).

15. August: Der Kaiser verläßt Berlin. — Der Zar verläßt Petersburg. — General French trifft im französischen Hauptquartier ein. — Der englische Torpedobootzerstörer „Bultfinck" versinkt infolge eines Zusammenstoßes mit einem holländischen Dampfer. — Kämpfe am Berge Lisanitz (Montenegro), schwere Verluste der Montenegriner.

17. August: Niederlage der Russen bei Stallupönen in Ostpreußen. Ueber 3000 Russen gefangen, sechs Maschinengewehre erbeutet. — Der Zar trifft in Moskau ein. — Gefecht in Togo. — Spanien erklärt amtlich strenge Neutralität.

18. August: Deutsche Truppen besetzen Mlawa. — „U 15" von den Engländern vernichtet. — Die Kreuzer „Stralsund" und „Straßburg" bringen ein englisches Unterseeboot zum Sinken und beschädigen zwei Torpedobootzerstörer. — Bombenattentat auf den König der Belgier in Antwerpen. Der König blieb unverletzt.

20. August: Siegreiche Gefechte bei Perwez (die Deutschen erbeuten zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre) in Belgien. — Siegreiches Gefecht bei Weiler, nordwestlich von Schlettstadt. — Japans Ultimatum an Deutschland.

20. August: **Großer Sieg der Deutschen unter Kronprinz Rupprecht von Bayern zwischen Metz und den Vogesen.** Ueber 10,000 Franzosen kriegsgefangen, über 50 Geschütze erobert. — Deutscher Sieg bei Tirlemont. — Aus dem Kaukasus kommen Nachrichten über eine Revolution. — Sieg der Oesterreicher bei Krasnik in Russisch-Polen.

23. August: Der deutsche Kronprinz wirft bei Longwy eine französische Armee zurück. Der Kronprinz von Bayern verfolgt starke französ. Kräfte bis über die Linie Luneville-Blamont. — Deutsche Truppen haben auf der Linie Gumbinnen-Insterburg starke russische Kräfte zurückgeworfen; 8000 Gefangene, 8 Geschütze erbeutet. — Die Oesterreicher zersprengen eine russische Brigade bei Sokal.— Die Oesterreicher schlagen in Serbien 30 durch Artillerie verstärkte Bataillone.

24. August: Deutschland lehnt das japanische Ultimatum ab. — Herzog Albrecht von Württemberg schlägt unter schweren Verlusten des Feindes eine französische Armee über den Semais zurück. — Bei Maubeuge wird eine englische Kavalleriebrigade geschlagen. — Die Russen dringen in der Richtung Stallupönen-Insterburg vor. — Der österreichische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" er-

hält den Befehl, im Osten Seite an Seite mit den deutschen Schiffen zu kämpfen. — Frankreich stellt dem kaiserlichen Geschäftsträger in Tanger die Pässe zu und transportiert ihn an Bord eines französischen Kreuzers nach Palermo.

25. **August:** Die Festung Namur fällt. — Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und Oesterreich. — Die Oesterreicher dringen beiderseits der Weichsel siegreich bis gegen Radom vor. Bei Krasnik werden zwei russische Korps geworfen; 3000 Gefangene. — Bei Nowo-Sielitza werden die Russen bei dem Versuch, in die Bukowina einzudringen, in Stärke von 20,000 Mann geworfen. — Verlängerung des Moratoriums in England bis zum 4. Oktober.

26. **August:** Eine halbamtliche Aeußerung erklärt Italiens festen Entschluß zur Neutralität.

27. **August:** Eroberung von Longwy. Elsaß ist geräumt. — Der kleine Kreuzer „Magdeburg" läuft im Finnischen Meerbusen auf Grund und sprengt sich bei russischem Flottenangriff selbst in die Luft; „V 26" rettet im feindlichen Feuer einen Teil der Besatzung. — Prinz Luitpold von Bayern †. — Neues Ministerium in Frankreich. — England besetzt Port Said.

28. **August:** **Vom westlichen Hauptquartier wird der unwiderstehliche Vormarsch der deutschen Armeen von Cambrai bis zu den Südvogesen gemeldet. Bei Saint-Quentin wird das englische, durch französische Truppen verstärkte Landheer völlig geschlagen;** mehrere tausend Gefangene, 8 Batterien erbeutet.— Deutsche Truppen überschreiten bei Mezieres die Maas. — Französische Gebirgstruppen werden aus den Vogesen bis östlich von Epinal zurückgetrieben.— Frankreich erklärt seinen Verzicht auf jede Offensive. — Aus Paris werden aufrührerische Bewegungen gemeldet. — Zwischen Weichsel und Dnjeper dringen die Oesterreicher in der Front von 400 Kilometern siegreich gegen die Russen vor. — Aus Südafrika werden Kämpfe zwischen Deutschen und Engländern gemeldet. — Der Deutsche Reichsverband gegen die Sozialdemokratie stellt seine Tätigkeit ein. — Seegefecht bei Helgoland. Der kleine Kreuzer „Ariadne" und das Torpedoboot „V 187" erliegen nach heldenmütigem Kampfe der Uebermacht. Die kleinen Kreuzer „Mainz" und „Köln" werden vermißt.

29. **August:** Das französische Sperrfort Manonviller fällt. — **Schlacht bei Tannenberg. In Ostpreußen werden zwischen Gilgenberg und Ortelsburg die Russen in Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen über die Grenzen zurückgeschlagen. 90,000 Gefangene. Ungeheures Kriegsmaterial.**— Revolution in Odessa.

30. **August:** Die Armee des deutschen Kronprinzen erobert Montmedy, die des Herzogs von Württemberg Les Ayvelles. — Gefecht bei Rethel an der Aisne und bei Combles. — Die Deutschen besetzten Compiegne, 80 Kilometer vor Paris.

31. **August:** Die Engländer besetzen Ostende. — Die Deutschen erobern die starke Festung Givet unter Mitwirkung österreichischer schwerer Motorenbatterien. — Die englische Regierung erklärt alle deutschen und österreichischen Patente in England für nichtig. — Die belgische Königin flüchtet mit ihren Kindern nach England. — Fortdauer der Schlachten bei Krasnik und Lemberg. Die Russen weichen bei Krasnik zurück.

1. **September:** Endgiltiger Sieg der Oesterreicher bei Krasnik nach mehrtägigem Ringen (200 russische Geschütze erobert, 20,000 Gefangene). — Die französische Flotte beschießt das Hafenfort Punta d'Ostro bei Cattaro.— Nach amerikanischen Meldungen sollen in der Humbermündung 2—3 englische Kriegsschiffe von den Deutschen vernichtet worden sein. — Großer Sieg des deutschen Kronprinzen zwischen Verdun und Reims. Zehn französische Armeekorps werden zurückgeworfen, französische Vorstöße aus Verdun zurückgeschlagen. Der Kaiser auf dem Schlachtfelde an der Seite des Kronprinzen.

2. **September:** Die Bank von Frankreich siedelt von Paris nach Bordeaux über. — Nach einer „Times"-Meldung

ist auch Amiens bereits von den Deutschen besetzt. — Allgemeine Mobilmachung in der Türkei. — Deutsche Flieger über Paris. — Ein russischer Militärzug stürzt bei Jwangorod in die Weichsel. Etwa 1000 Soldaten ertrinken. — Die Belgier räumen Mecheln.

3. **September:** Auch die Sperrbefestigungen Hirson, Conde (bei Soissons), La Fere und Laon in deutschen Händen. Deutsche Streitkräfte unter Generaloberst von Kluck stehen dicht vor Paris. — Der Sitz der französischen Regierung wird nach Bordeaux verlegt.— Die Engländer verlassen Ostende.

4. **September:** Reims wird ohne Kampf von den Deutschen besetzt.

5. **September:** Die Franzosen räumen Rouen.

6. **September:** Führende Mitglieder des Reichstages erklären den festen Willen, auch für den Kampf zur See alle Kräfte der Nation bis zum Ende einzusetzen. — Zwei Forts von Maubeuge gefallen. — Der Kaiser wohnt dem Angriff auf Nancy bei. — Kavallerie-Scharmützel bei Paris. — Beschießung von Termonde. — Die Oesterreicher schlagen bei Czernowitz starke russische Kräfte. — Die Regierungen des Dreiverbandes verpflichten sich wechselseitig, keinen Einzelfrieden zu schließen.

7. **September:** Der Kommandierende General des 9. Armeekorps meldet nach Hamburg einen ruhmreichen Kampf der 76er bei Leuze gegen die Zuaven. — Veröffentlichung einer Mitteilung des Reichskanzlers, die die amerikanische Presse über die wahren Entstehungsursachen des Krieges, die Lügenmanöver der Feinde und die völkerrechtswidrige Art ihrer Kriegführung aufklärt. — **Maubeuge kapituliert. 40,000 Kriegsgefangene, darunter 4 Generale, 400 Geschütze erbeutet.**

8 **September:** Südöstlich von Paris ist auf der Linie Auteuil—Meaux—Sezanne—Vitry eine Schlacht entbrannt.— Die Deutschen besetzen Gent.—5000 Serben werden bei dem Versuch, in österchisches Gebiet zu dringen, bei Mitrowitza gefangen genommen. — Der englische Kreuzer „Pathfinder" stößt in der Nordsee auf eine Mine und sinkt. — Die Engländer haben am 29. August Samoa besetzt. — England beschlagnahmt die ägyptischen Schuldenfonds. — Die evangelischen und katholischen Missionen erheben, gestützt auf die Bestimmungen der Kongo-Akte, flammenden Protest gegen die Uebertragung des europäischen Krieges auf afrikanisches Gebiet.

9. **September:** Japanische Flieger werfen Bomben über Tsingtau ab.

10. **September:** Die gegen einen überlegenen Feind zwischen Meaux und Montmirail kämpfende deutsche Armee wird zurückgenommen. Der Kampf deutscher Heeresteile westlich von Verdun schreitet vor. Der deutsche Kronprinz nimmt die Forts südwestlich Verduns; die südlich von Verdun weeden angegriffen. — Hindenburg schlägt den linken Flügel der noch in Ostpreußen stehenden russischen Armee; der in vollem Rückzug befindliche Feind wird gegen den Njemen verfolgt. — Die Oesterreicher ergreifen bei Lemberg die Offensive.

11. September: Das 22. russische Armeekorps wird bei Lyck geschlagen. — Der griechische Minister des Aeußern bittet um seine Entlassung.

12. **September:** An der Grenze Deutsch-Ostafrikas und des Britisch-Njassalandes findet zwischen deutschen und englischen Truppen ein Kampf statt, bei dem auf beiden Seiten mehrere Europäer gefallen sind. — Die Schlacht bei Lemberg dauert an, der österreichische Angriff gewinnt allmählich an Raum.

13. **September:** Die Russen in Ostpreußen durch die Armee des Generalobersten von Hindenburg vollständig geschlagen und zur Flucht über die Grenze getrieben. 10,000 unverwundete Gefangene, etwa 80 Geschütze, außerdem Maschinengewehre, Flugzeuge, Fahrzeuge erbeutet. — Die Zahl der Kriegsgefangenen in Deutschland auf eine Viertel-Million gestiegen.

14. September: Auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist eine neue große Schlacht im Gange, die günstig steht. — Ein Ausfall aus Antwerpen, den drei

belgische Divisionen unternahmen, wird zurückgeworfen. — Die fliehende russische Armee läßt 150 Geschütze und etwa 30,000 Gefangene in unseren Händen. — In der Schlacht bei Lemberg wird der Feind nach fünftägigem harten Ringen zurückgedrängt und verliert 10,000 Gefangene und zahlreiche Geschütze. — Die Engländer besetzten Herbertshöhe im deutschen Bismarck-Archipel.

15. **September:** Meldungen über Schweden besagen, daß in Indien ein Aufstand ausgebrochen sei. — Der kleine Kreuzer „Hela" wird durch einen Torpedoschuß eines feindlichen Unterseebootes zum Sinken gebracht, jedoch fast die ganze Besatzung gerettet. — Im Westen finden am rechten Heeresflügel schwere, bisher unentschiedene Kämpfe statt. Ein von den Franzosen versuchter Durchbruch wird siegreich zurückgeschlagen. — Im Osten schreitet die Vernichtung der russischen ersten Armee fort. Die Armee von Hindenburg steht bereits jenseits der Grenze. Das Gouvernement Suwalki wurde unter deutsche Verwaltung gestellt.

16. **September:** Von der Riesenschlacht zwischen Paris und Verdun werden Teilerfolge der deutschen Waffen gemeldet. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ordnet sich die Armee von Hindenburg nach abgeschlossener Verfolgung. — Ein japanisches Torpedoboot stieß vor Kiautschau auf eine Mine und sank. — Ueber die Save eingebrochene serbische Streitkräfte wurden überall zurückgeschlagen. — Ein deutsches Lazarett wurde von französischen Soldaten überfallen; der Arzt und viele Verwundete sind niedergemacht. — Deutsch-Ostafrikanische Schutztruppen marschieren in Britisch-Rhodesia ein und greifen die Niederlassung Abercorn an.

17. **September:** Die Kriegslage im Westen ist unverändert. An einzelnen Stellen der Schlachtfront sind Angriffe der französischen Truppen zurückgewiesen worden. Gegenangriffe der Deutschen waren erfolgreich. — Die Japaner brachten vor Tsingtau viele Minen zur Explosion. Auf chinesischem Gebiet sollen die Japaner eine Eisenbahn gebaut haben, um hinter Kiautschau zu gelangen. — Die französischen Behörden haben begonnen, die in Frankreich befindlichen Türken auszuweisen. — Das nordamerikanische Staatsdepartement in Washington untersagt aus Gründen der Neutralität der belgischen sogenannten Protestkommission das Halten von öffentlichen Reden in den Vereinigten Staaten.

18. **September:** In der Riesenschlacht Oise und Maas ist die endgiltige Entscheidung immer noch nicht gefallen, aber gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß die Widerstandskraft des Gegners zu erlahmen beginnt. Ein mit großer Bravour unternommener französischer Durchbruchsversuch auf dem äußersten rechten deutschen Flügel brach ohne besondere Anstrengungen unserer Truppen schließlich in sich selbst zusammen. Die Mitte der deutschen Armee gewinnt langsam, aber sicher Boden. Auf dem rechten Maasufer versuchte Ausfälle aus Verdun wurden mit Leichtigkeit zurückgewiesen. — Die Stellungnahme der Araber gegen die Engländer nimmt immer schärfere Formen an. Man betrachtet England als den ärgsten Feind des Islams. In der Umgebung von Dscheddah und Jambo versammeln sich täglich Tausende von Beduinen, um etwaige Landungsversuche der Engländer zu verhindern. — Die Riesenschlacht in Frankreich scheint sich ihrem Ende zu nähern. Zwei französische Korps geschlagen.

Blaubart.

Von Julius Krudy.

Lomnicz — der berühmte Kavalier, dessen sich, wenn seiner Erwähnung geschieht, auch heutzutage noch einige alte Frauen im Oberlande seufzend erinnern, so wie man in der Sylvester-Andacht, wenn der Priester die Namensliste der Verstorbenen vorliest, von neuem nach Herzenslust seine dahingeschiedenen Lieben zu beweinen pflegt, die in langen Reihen und weißen Bettlaken ringsum dieDorfkirche herumstehen: Lomnicz war dem Berufe nach Forstmeister in den ärarischen Grenzwaldungen.

Und wenn auf seinen roten Schnurbart zarte, frische Schneeflöckchen fielen; wenn sein Auge je nach der Jahreszeit die Farbe wechselte (im Sommer dunkel wie das tiefste Innere der Tannenwildnis, wo der Herrgott schläft, zur Winterszeit blau wie das stahlige Eis der Poprad, in deren Spiegel man die Anzahl der kurzen Röckchen einer jeden den Fluß überquerenden jungen Kirchengängerin zu zählen pflegte) — und wenn dann das zauberisch-geheimnisvolle Schellengeklingel seiner Grauschimmel und seines rotgestrichenen Schlittens ertönte, entlang der Landstraße, bei der Toporczer Grenzschenke, in Lublo oder in Bela, als führte Lomnicz eine ganze Bande von Zigeunermusikanten im Schlittenkorbe mit sich: — dann lächelten die Frauen unwillkürlich, als ob ihnen während eines Walzers auf dem Balle in Podolin jemand eine liebe, köstliche Lüge ins Ohr flüsterte.

Lomnicz war der erste, der einen roten Pelz trug im Tale der Poprad; weiße Gamaschen schmiegten sich an seine Lackstiefletten, und stets wußte er — Gott weiß woher — die neuesten Arien, die man in Budapest sang. Selbverständlich hatte er auch eine Gattin; aus Siebenbürgen holte er sich ein adeliges Fräulein, aus dem eine so stolze Frau wurde, daß sie niemals slovakisch lernte; sie war nervös, und wenn sie die Lust zum Weinen befiel, dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein. Späterhin zeigten nur ihre geröteten Augenlider an, daß die über Lomnicz' Schurkereien umherflatternden Gerüchte nicht spurlos an ihr vorübergezogen waren. Denn im Oberlande war es in Herrenkreisen allgemein bekannt, daß Lomnicz drei oder vierGattinen gleichzeitig zu besitzen pflegte.

In Lublo hielt ihn die verwitwete Frau Macsvinßky frei; in Bela ging er im Hause eines Wachholderschnapsbrenners aus und ein, als wäre er dort daheim, aber auch auf Löcse vergaß er nicht. Dort küßte die unvermählt gebliebene Margit Szokolyi den Schnee von dem berühmten roten Schnurbart herunter.

Dies alles war eigentlich ganz in Ordnung. Lomnicz hatte dienstlich viel zu reisen; es war daher zweckmäßig, statt der Wirtshauskost für besseres, bekömmlicheres Essen, reine Servietten und frische Wäsche Vorsorge zu treffen in den Raststationen. Und dann war ja schließlich doch nur Frau Lomnicz die wirkliche angetraute Gattin, vergebens versprach der Forstmeister einer jeden seiner anderen Frauen: so u. so werde er es machen, — sich von seiner jetzigen Gattin scheiden lassen. Jene närrischen Weiber warteten von Jahr zu Jahr auf das Einleiten des Scheidungsprozesses, bis schließlich Lomnicz' Haare zu ergrauen begannen, die bis dahin so weich und wellig waren, sie — wenn sie ihm in die Stirne fielen — jedes weibliche Herz zum Schmelzen brachten: „dieser Lomnicz ist ein großes Kind, man kann ihm nicht ernstlich böse sein, wenn er sich da und dort in Straßenschenken wegen eines Schenkmädchens betrinkt . . ." Und doch waren die Weiber sehr eifersüchtig.

Sein Kutscher, ein stummer polnischer Bär, der stets im Freien schlief, entfernte sorgfältig jedes Frauenhaar vom Rocke seines Herrn, und den Plaid lüf-

tete er gründlich im Winde der Landstraße, damit nicht etwa die eine Frau den Duft der anderen spüre. Dem starken Parfüm der Frau Macsvinßky konnte man nur durch Kleiderwechsel entgegenwirken; Margit saugte immer rote Flecken am Halse Lomnicz', so sehr, daß vom Gehege ihrer Zähne ein Abdruck dort zurückblieb und Lomnicz bemüssigt war den Hals in Tücher zu hüllen und sich auf den Kranken aufzuspielen. Die Schnapsbrennerin durchsuchte denSchlitten, und fand sie etwas Verdächtiges, dann stieß sie bei Tische die Spitze ihres schmetterling-gestickten Pantoffels wütend in Lomnicz' Knie, ihr Augenpaar starrte unter den langen Wimpern hervor wie zwei scharfe Messer gegen Lomnicz' Gesicht, und der Forstmeister, obgleich er kein Feigling war, brach auf der Belaer Landstraße bei jeder Heiligenstatue in den Stoßseufzer aus: „Ach träfe ich doch dies strenge Weibchen in gnädiger Laune!"

Manchmal, wenn er in einer Straßenherberge zu nächtigen gezwungen war, wo ihn der Abend überraschte, der Wirt nur mit Glühwein aufwarten konnte und das Fallen des Schnees so dumpf rauschte wie eine ferne Baßgeige, — gestand sich Lomnicz, kaum ernstlich zu denken wagend, daß er dieses Weib unter allen am meisten liebe . . . Warum? . . . Der Forstmeister hatte in seinem Leben nur sehr wenig Romane gelesen, auch von den Versen liebte er nur solche, die er bei seinen Abenteuern verwerten konnte, indem er sie den Weibern ins Ohr flüsterte und dabei log: er habe sie eben jetzt, unterwegs gedichtet. Auf das „warum" konnte er also keine Antwort finden. Das aber stand fest, daß wann und wo immer er zur Nachtzeit allein blieb, und nachdem er die Kerze ausgeblasen, das Nachtgebet gemurmelt und das Amulet an seinem Halse geküßt hatte und sich dann gegen die Wand umdrehte: aus der finsteren Höhe auf einer kleinen Schaukel, ihre winzigen Schuhe schwingend — immer und einzig nur die Schnapsbrennerin sich herabließ . . Lomnicz langte im Halbschlummer mit der Hand nach der Erscheinung, — manchmal glückte es ihm auch, das schwarze Haar zu streicheln, dann aber trieb nur der Traum sein Spiel mit ihm weiter, — manchmal lieblich, worauf er singend erwachte, ein anderesmal grausam, wo ihm dann bis Mittag das Herz vor Weh zuckte.

So flogen die Jahre dahin. Lomnicz war eifersüchtig und war treu; er hielt jeden Schritt der Frauen in Evidenz, und von erlegten Wildkatzen und Luchsen ließ er abwechselnd kleine Pelze und Kappen anfertigen für seine Damenbekanntschaften. Gingen die Frauen mit ihm gut um, dann war auch er gutherzig und zufrieden. Wenn das Weibchen aus Bela die Küsse doppelt gab, dann hatte Abris, der blinde Bettler, den Nutzen davon, denn Lomnicz führte dann in seinem Schlitten den alten Landstreicher, wohin dieser befahl. Die Töchterchen des alten verwitweten Kürschners nahm er auf seinen Wagen, wenn sie ihremVater dasMittagsessen trugen, mochte der Schafschurplatz auch noch so sehr abseits von seinem Ziel liegen. Daheim spielte er seiner Frau alte Walzer und empfindsame Romanzen mit überströmendem Herzen auf dem Klavier vor, so daß die stolze Frau jedesmal glaubte, endlich sei die Zeit gekommen, da Lomnicz sich vollkommen ändern werde, — zum Bessern.

Eines Tages aber sagte die Schnapsbrennerin in Bela:

„Lieber Freund, ich bin gründlich enttäuscht von Ihnen . . ."

Lomnicz' roter Schnurrbart bewegte sich wie im Winde.

„Schade", murmelte er, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Dieser erheuchelte Gleichmut erzürnte die Frau dermaßen, als wäre ihr eine große Kränkung widerfahren.

Sie sind ein trunksüchtiger Lump, ein verkommenes Subjekt, was schon Ihr aufgedunsenes Gesicht und Ihr graues Haar beweisen. Ihnen kann ich nicht länger mehr meine Frauenehre anvertrauen."

„Was habe ich Dir denn getan, Rebekka?“

Lomnicz bereute es aber sofort, daß er nach dem Grund dieser Enttäuschung gefragt hatte; die Weiber wissen dies ja meistens selbst nicht. Er richtete den Kragen seines Pelzes in die Höhe und blickte nicht einmal zurück, als er auf die Pferde einhieb. Und doch pflegte ihn sonst ein Blick noch zu treffen, aus den Fenstern, wie ein kleines rotes Lämpchen, das ihm dann im Herzen bis nachhause leuchtet auf der finsteren Bergstraße. Da er jetzt dieses Lämpchen entbehren mußte, stieg in Lomnicz' Inneren die Flut des Schmerzes so hoch, wie der Poprad dunkles Wasser im Frühling. Auf dem dahinrasenden Schlitten sah er sich bald als fortgeschwemmtes Hausdach, bald als einen entwurzelten Baum in dem eisigen Gischt der Poprad, die ihn hinabspielte, hineinwirbelte in die Schluchten der Berge und schließlich an den Eisbrechern von Podolin zerschmetterte... Das Straßenkruzifix stand mit se'nem schneebedeckten Dächlein schief wie im Umsinken, und die stummen, dunklen Felder, die schweigenden Berglehnen und die dräuenden Wälder der Bergrücken wirkten diesmal nicht wie sonst beruhigend auf Lomnicz; und doch hatte er beinahe garnichts getrunken. Auch das ging ihm im Kopf herum: wie gut wäre es jetzt dort oben zu liegen auf der Bergeshalde, am Rande eines tiefen Wasserrisses, aus dem ein rotes Bächlein rieselte, — aber das schmerzliche Leben wäre seinem gequälten Körper schon träge entflogen auf den Fittigen einer alten Krähe bis jenseits des dunklen Grenzgebirges, bis in das polnische Städtchen, wo er in jungen Jahren aufgekochten Branntwein trank, feurig im Tanze hinschwebte und wo er seinen roten Schnurbart nur aus reiner Spielerei den polnischen Frauen zum Kusse darbot ... Es ist nicht mehr der Mühe wert, zu leben, wenn der Kopf schon grau wird, wie im November der Weidenbaum am Flußufer, der anscheinend die Wellen stets daraufhin beobachtet: ob sie schon die eisige Woge bringen, die ihn mit ihren Sporen aus dem Uferrande heraushauen wird. Von jetzt an mag er in den herbstlichen Wäldern, im Heulen der Stürme sich ergehen: nimmermehr wird er die lockende Stimme der Geliebten hören, sondern nur das Rascheln verlassener Krähennester auf den kahlen Bäumen ...

Der stumme Kutscher nahm Lomnicz die Zügel aus der Hand, weil dieser einigemal die Pferde in die Poprad lenken wollte. Im Weichbilde von Podolin widerfuhr dem betrübten Manne eine große Freude: er fing eine Truppe Wandermusikanten auf der Straße ab. Den Kutscher schickte er mit dem Schlitten nachhause; er selbst setzte sich in dieGrenzschenke, neigte das Haupt auf den Tisch und ließ sich zwei Tage lang von den Fiedlern aufspielen. Er war schon so krank von dem genossenen Getränk, daß ihn der Tod anwandelte, als der Kutscher einen Brief von seiner Gattin brachte: „Du Wolfsgezücht, Du; bist schon wieder verrückt?“ Abend war's dazumal, und unter den Gärten stahl Lomnicz sich nachhause.

Tagelang lag er zu Bette, um die Gattin zu versöhnen; er sagte ihr sein Testament in die Feder, in welchem er mit verliebten Worten von seiner teuren Gattin Abschied nahm. Am vierten Tage stand er auf, es war ihm aber so, als hätte er einen Teil von sich im Bette zurückgelassen. Waren es die Knie oder sein Rückgrat? Oder blieb ein Teil seines Gehirns zwischen den Kissen? Manchmal sah er sich erschrocken um, als ob sich jemand hinter ihm aufgepflanzt hätte. SeinLieblings-Jagdhund sah ihn bekümmert an, als läge sein Herz schon im Sarge.

Gegen Abend ließ er einspannen. Und besuchte die Frau in Lublo. Die Witwe blickte ihn mit gerunzelter Stirne an und es fiel ihr gar nicht ein, vor Freude zu hüpfen wie sonst.

„Was ist mit Ihnen geschehen? frug sie mißmutig.

„Erzähle mir von den polnischen Märkten, wo wir uns kennen lernten“, sprach Lomnicz.

„Weiß der Teufel, wie das war. Eins Ihrer Augen scheint zu schielen."

Lomnicz ließ den Kopf hängen.

„Vom vielen Weinen ... Rebekka hat mich verlassen ..."

„Die Schändliche!" murmelte die Witwe und legte den Finger an die Lippen. Mit kalten Blicken musterte sie den Mann und frug hinterlistig:

„Also diese hast Du geliebt?"

„Auch sie. Schau, Weib, auch um Dich würde ich ebenso trauern, wenn Du mich verlassen hättest. Geh', sei nett; verschaffe mir wieder die Rebekka" ...

Die Witwe hob Lomnicz' Kopf aus ihrem Schoße.

„Ehemals war Dein Haar gelockt wie die Steißfeder des Erpels. Jetzt kräuselt es sich nicht mehr; und doch liebte ich eben dies an Dir. Geh' jetzt fort, denn ich erwarte am Abend Gäste."

Lomnicz erhielt auch von der Mamsell in Lőcse keine bessere Antwort. Auch sie schickte ihn fort, als er sie darum bat, sie möge Rebekka für ihn zurückflehen.

„Mein Gott, wie einsam bin ich", dachte bei sich Lomnicz, der Oberforstmeister, als er in seinem geheimnisvoll klingenden Schlitten entlang der Grenzstraße dahinfuhr.

Wiederholt hielt er an bei Straßenschenken, und hörte den langen Erzählungen des eisgrauen Wirtes zu, indeß er aus Zerstreutheit manchesmal sein Glas umstieß.

Unvorbereitet sterben.

Von Edmund Alkalay.

Unvorbereitet sterben — zur Zeit Shakespeare's muß Hamlet den Mördern seines Vaters einen Hauptvorwurf machen, daß sein Vater unvorbereitet starb, — unvorbereitet hieß damals im Sündenlast, ohne bereut, ohne gebeichtet zu haben, sterben ohne geistliche Assistenz.

Jeder von uns weiß, daß er jeden Tag sterben kann. Aber sind wir zum Tode vorbereitet? Ein junger Offizier stirbt im Duell: wer sich in ein Duell einläßt, muß zum Tode vorbereitet sein. Ein Zeitungsherausgeber, der sich in eine Zeitungskampagne gegen einen Finanzminister eingelassen hat, wird von dessen Frau erschossen. Moral: wer sich in giftige Zeitungshetzen einläßt, muß zum Sterben vorbereitet sein. Ein Polizeikonzipist, der eine Nacht mit der Frau eines anderen zubringt, wird von dem betrogenen Gatten erschossen. Moral: wer sich in Nächte mit den Frauen anderer einläßt, muß zum Tode vorbereitet sein. Vor kurzem starb einer meiner Bekannten an einem Herzfehler, der andere an einer Lungenentzündung. Wer an einem Herzfehler hat oder an einer Lungenentzündung leidet, sollte zum Sterben vorbereitet sein.

Ist aber das Nichtvorbereitetsein nicht das beste Vorbereitetsein zum Sterben? In einem seiner auf dem Siechbette verfaßten Gedichte sagt Heine, er beneide die Kinder des Glücks nicht um ihr Leben, sondern um ihr Sterben. Ohne Vorbereitung, das Haupt bekränzt, mitten in der Freude des Lebens trifft sie der Tod. Und einen ähnlichen Wunsch haben die meisten Menschen — auch solche, die nicht wie Heine durch ein schweres und langwieriges Siechtum übergenug auf den Tod vorbereitet wurden. Sterben, ohne darauf vorbereitet zu sein, ohne schmerzliche und langwierige Krankheit, gilt als ein schöner und wünschenswerter Tod.

Ein solcher Tod ist wirklich schön, aber nur wenn das Leben in irgend einer Weise beendet ist, wenn der Mensch das, was er in diesem Leben zu tun berufen ist, vollendet hat; — glaubt er aber, noch Pflichten, Aufgaben, Möglichkeiten vor sich zu sehen, so ist sein Tod weit davon

entfernt, beneidenswert zu sein, tragisch, bejammerungswert, unausdenkbares Menschenelend.

Alle diese Menschen, die plötzlich und auf unvorhergesehene Weise sterben, haben vor dem Tod noch einige Momente des Bewußtseins, der Selbstbestimmung; wie viele entsetzliche Gefühle mögen in diese Momente zusammengepreßt sein! Haben in solchem Zustande gesprochene Worte eine Bedeutung? Der sterbende Calmette sagte: Ich habe meine Pflicht getan! Meine Kampagne war im Interesse Frankreichs notwendig! Wohl ihm, wenn diese Worte getreu berichtet sind. Vor kurzem wurde in Düsseldorf ein Assessor von einem Mädchen, das er nicht heiraten wollte, erschossen. In sterbendem Zustande waren seine letzten, wiederholt gesprochenen Worte: Ich mag noch nicht sterben!

Es ist so natürlich (so gewohnt, so selbstverständlich), zu leben, und es ist so unnatürlich (so seltsam, so geheimnisvoll schreckhaft), zu sterben, daß es nicht einmal eines besonderen Motivs dafür bedarf, daß wir alle leben wollen. Aber ganz besonders leben will, wer noch nicht gelebt hat, das heißt, die ihm offenen Möglichkeiten des Lebens noch nicht durchgekostet hat; wer in seinem Leben Fehler gemacht hat und darauf brennt, diese gutzumachen, wer vielleicht gar infolge dieser Fehler stirbt (vielleicht dachte der sterbende Polizeikonzipist, wenn ich jetzt gerettet würde, würde ich nie mehr . . ., wer Aufgaben sieht, z. B. Probleme, die nur er lösen, Werke, die nur er leisten kann, wer seine Einzigkeit und Unersetzlichkeit fühlt und noch viele, viele andere, denn das Schrecklichste am Tode ist, daß er ein so gänzlicher Abschluß ist. Alles in diesem Leben kann gutgemacht werden, Fehler, Verbrechen, Krankheiten, bei allem gibt es ein Zurück, ein Hervor, aber aus dem Uebergang ins unorganische Leben (denn das ist der Tod) gibt es kein Zurück, und das Ende, das unwiderrufliche Ende, das ist es, wovor der menschliche Geist schaudert, weil er es sich nicht einmal vorstellen kann.

Niemals lebten die Menschen so gänzlich unvorbereitet auf den Tod, wie in unserer Zeit. Die stoische Lehre, die Philosophie der späten Griechen und Römer blühte in einer Zeit, wo das Leben der Menschen durch die absolute Willkürherrschaft der Kaiser unausgesetzt gefährdet und die Gründung einer Todes-Vorbereitungsschule eine praktische Notwendigkeit war. Die stoische Schule lehrte, den Tod als ein Naturereignis ins Auge zu fassen, und pries diejenigen, die der Tugend zuliebe sich in Todesgefahr begaben.

Der Tod hat seit den ältesten Zeiten viel von seinen Schrecken verloren. Er bedroht uns nicht so unausgesetzt. Für Ordnung sorgt der Staat. Seuchen (diese häufigste Ursache, daß ganze Völker von Todesfurcht und Todesvorstellungen erfaßt werden) werden erfolgreich bekämpft. Bei den anderen Krankheiten brauchen wir die Hoffnung auf Genesung nicht aufzugeben. Für die Allgemeinheit hat die Vorbereitung auf den Tod keinerlei Aktualität, weder im Sinne der stoischen Lehre, als Erziehung zum Heroismus, noch im Sinne der christlichen Lehre als Erlangung der Reinheit von den Sünden durch Reue und Beichte.

Wir fürchten heute den Tod nicht; dieses ist ein Zeitalter des Lebens, leben will dieses Zeitalter und es fürchtet, das Leben zu verlieren, aber es fürchtet nicht den Tod; was dem Menschen von heute wenn er sterben soll, ins Herz geht, ist der Abschied vom Leben, der ungewollte Abschied von Naturgenuß, Liebe, Arbeit, Werken, Gesundheit, Kunst, und dieses Bewußtsein ist so allgemein, daß der Mensch heute einer Vorbereitung auf den Tod entraten zu können glaubt. Nicht Heroismus, nicht Besserung, nicht Reinheit wäre unsere Vorbereitung zum Tode sondern die Fähigkeit, jeden Augenblick Abschied nehmen zu können von allem, was das Leben reich und schön macht.

Eine neue Lehre, ein neues Bewußtsein wäre notwendig. Wenn es keinem Zweifel unterliegen kann, daß (trotz Staat und Medizin) der Tod uns jederzeit überraschen kann — so ergäbe sich

daraus auch die Wichtigkeit der neuen Lehre, der Vorbereitung zum Tode.

Vorbereitung zum Tode: das bedeutet nicht nur, daß unsere Angelegenheiten geordnet sein sollten, nicht nur innere Gefaßtheit bei dem Gedanken an das Zurückkehren in die unorganische Welt, als einem natürlichen und selbstverständlichen Vorgang. Der Tod bedeutet ja Zerstörung eines einmal Dagewesenen und nie wiederkehrenden Ichs, meines Ichs, meines Bewußtseins ....

Wenn im Mittelalter die Vorbereitung zum Tode in der Askese bestand, so besteht sie heute im intensiveren Leben, in erhöhter Aktivität. Aber die Religion, voll des Uebersinnlichen, des Geheimnisvollen, des Uebermächtigen, vermochte der geängsteten Seele besser eine Empfindung von der Bedeutung dieses Vorganges zu geben. „Eingehen in Gott", „Gott nimmt die Seele zu sich" — war es wirklich nur der illussionsbedürftige Mensch, der sich Vorstellungen schuf, — oder liegt nicht in einer solchen Vorstellungsweise eine tiefere Empfindung des dunklen und geheimnisvollen Vorgangs? Eine Empfindung von der Einheit der Welt, der Einheit des Daseins und den Vorgängen, die so dunkel sind, daß wir ihren Namen nicht nennen können?

Wir aber, gern in der Sonne lebend und allem Dunkeln aus dem Wege gehend, unvorbereitet trifft uns der Tod, wann immer er uns trifft. Nicht nur diejenigen, die eine dumme Kugel niederstreckt oder eine heimtückische Krankheit hinrafft, — das Sichvorbereiten auf den Tod, das Sichversenken der Seele in die Mysterien des Lebens und des Todes ist der Zeit fremd, und infolge unserer Entfernung von religiösen Vorstellungen dringt auch nicht ein Schimmer solchen Versenkens in unsere Seele.

Das plötzliche Aufhören des Ganges der menschlichen Maschine und des Unterganges der erstaunlichen inneren Welt, die wir Seele nennen, hat von jeher die Phantasie und die Vorstellung der Dichter beschäftigt. Aber jene seltsame Wandlung in unserer Beziehung zum Tode (unser Mangel an Furcht, aber auch unser Mangel an Weihe, unser Unvorbereitetsein), diese Wandlung, die dadurch hervorgerufen ist, daß naturwissenschaftliche Vorstellung uns ins Blut übergegangen und religiöse Vorstellungen zurückgedrängt sind, — diese neue Beziehung zum Tode hat noch keine Darstellung gefunden.

Bereit sein ist alles, sagt Hamlet, der als geborener Philosoph sich der Gesamtheit des Daseins gegenüber empfindet, also auch dem Tode. Wir aber sind nicht bereit.

Die Dreissigjährigen.

Von Paul Nelle.

Er war ein Feiertag. In den Straßen drängte sich eine große Menschenmenge, auf den festlichen Kleidern blitzten Sonnenstrahlen, Frühlingsluft wehte in den bunten Federn der Hüte.

„Der Lenz ist eingezogen", dachte bei sich Johan Gedö. Er beugte sich weit aus dem Fenster und betrachtete sinnenden Blickes den Menschenstrom, der in endlosen, bunten Kolonnen nach dem Stadtwäldchen zog, als wären es lauter alte Bekannte, die sich verabredet hatten und jetzt einem gemeinsamen Ziele zustrebten.

Johann Gedö kramte seinen vorjährigen Frühjahrsanzug heraus, machte gemütlich Toilette und schloß sich der Kolonne an, wie der Soldat, der verspätet zur marschierenden Truppe eingerückt ist; der Menschenstrom trug ihn und riß ihn mit sich fort.

Im Stadtwäldchen draußen blieb er plötzlich stehen, die Menge zerstreute sich an den verschiedenen Kreuzwegen und Johann Gedö wußte nun nicht, wohin er sich wenden, wem er sich anschließen sollte? Einen Augenblick mußte er sich besinnen, wieso er eigentlich hierherkam?

Zögernd blickte er umher. Soll er nach rechts, nach links gehen oder gerade voraus? Er sann und sann darüber nach, bis es ihm endlich einfiel, daß er alleine — mutterseelenallein sei, verwaist, verlassen unter Tausenden von Menschen. Instinktiv wandte er sich nach links, dem Wurstel zu. Schon von weitem mengten sich in den Fliederduft des festtägigen Wurstels Frühjahrs-Dithyramben — das Klingen und Kreischen tausenderlei aneinanderprallender Instrumente, das sich in der Luft mit dem gellenden Getöse der Menge verschmolz. Johann Gedö schloß die Augen; es war ihm, als stimmte ein riesenhaftes, unsichtbares Orchester im Weltall die Instrumente. Eine unbestimmte Traurigkeit bemächtigte sich seiner, das Herz pochte ihm zum Zerspringen, eine unendliche Sehnsucht erfaßte ihm die Seele — er schritt weiter, halb wach, halb wie im Traum!

Im Wurstel draußen umschloß ihn der Rummel und die Menge. Man stieß ihn, blickte an ihm vorüber, die Augen der Leute glitten über ihn hinweg gleich Wellen über den schwimmenden Baumstrunk. Ein stämmiger Soldat brach mit der derben, großen Hand für seine Flamme ein Salzkipfel entzwei, stopfte es ihr lachend in den Mund und blickte ihr dabei genau mit demselben Ausdruck in die Augen, wie der königliche Anbeter es tut, der seiner Schönen ein Brillantendiadem darreicht. „Das bin ich!" klang es aus dem hochmütigen Blick. „Der Glückliche!" dachte Herr Gedö im Stillen ganz untertänig und wandte sich ab, damit niemand ihm seine Verlassenheit anmerke. Denn die Verlassenheit drückt jedem ihr Gepräge aufs Antlitz und deshalb gibt es nichts Traurigeres in der Welt, als den verlassenen Menschen.

Wenn jemand mit abgetretenem Haken einhergeht, glaubt er sicherlich, ein jeder sehe sich nach ihm um — ebenso glaubt der alleinstehende Mensch, daß jedermann es ihm vom Gesicht abliest, er habe keinen Menschen, der ihn lieben und keinen, den er wiederlieben könne. Und beide schämen sich dessen; der eine ob seines traurigen Gesichtes, der andere ob seiner vertretenen Schuhe.

Gedö schritt weiter.

Um das Ringelspiel bildete die laut lachende Schaar der Mädchen und Burschen eine bunte Frühjahrsguirlande gleich den im Sturm flatternden Blumenkelchen, die sich in der Luft im Reigen drehen. Gedö drückte sich an die Wand und sah dem bunten Treiben zu. Es war ihm, als drehe sich im Kleinen die ganze Welt vor ihm vorbei. Es fiel ihm ein, daß er vor etlichen dreißig Jahren, als er aus der Provinz nach Pest verschlagen wurde, nicht einmal das Geld besaß, um sich das Vergnügen des Ringelspiels zu gönnen.

Er lachte bitter auf — wie wär's, wenn jetzt auf dem Rücken des Holzrappen plötzlich ein traurigblickender einsamer Mann sich vor ihm herumdrehte? Ein Don Quichote mit wundem Herzen in schäbigem, abgetragenem Rock.

Tränen drängten sich ihm in die Augen, langsam stand er auf und schlenderte aus dem wüsten Treiben tiefer in die Büsche, ins Dunkel, in die Stille einer einsamen Bank zu. Er warf noch einen Blick auf den Mann im Trikot, der vor dem Panoptikum mit dem Stab in der Hand laut schreiend die Menge anlockte. „Vielleicht sollte man im Leben ähnlich verfahren, dann stünde man nicht verlassen da" — dachte einen Moment Gedö bitter — und dann dachte er an gar nichts mehr. Weich knirschte der Kiesel unter seinen Tritten, vom dunklen Teich herüber hörte man das gleichmäßige Plätschern des Wassers . . . das wirkte beruhigend auf ihn. Die Abendstille streifte mit kühler, kosender Frauenhand über seine glühende Stirne. Er nahm eine Zigarette aus dem Etui und schritt beinahe befriedigt langsam weiter.

Plötzlich schlug aus einem Seitenwege ein tiefer Seufzer an sein Ohr. Jenes schmerzliche, aus der Tiefe der Seele stammende Stöhnen, das nur aus der kummervollen Männerbrust hervorbricht. Beim ersten Ton preßte Gedö unwillkürlich die Hand aufs Herz, als meinte er, es könne blos aus dem eigenen Herzen

gedrungen sein. Gab es denn noch Einen, der so verlassen und elend war wie er? Jetzt bemerkte er erst, daß neben ihm auf der Bank eine dunkle Gestalt kauerte. Die trübe Gasflamme beleuchtete nur spärlich den schwarzen Punkt, im ersten Moment wußte er nicht recht, ob es ein Mensch oder ein Bündel sei? Er blinzelte hinüber und sah nun auf der Bank die Gestalt eines vornübergebeugten Mannes, der, den Kopf in die Hände vergraben, krampfhaft die Finger in das dichte Haar bohrte, als sei dies seine letzte Hoffnung. Tief ergriffen, schlich Gedö auf den Fußspitzen vorbei, um den Unbekannten nicht in seinem Kummer zu stören. Es ist bekümmerter Menschen Brauch, ihr Leid gegenseitig zu achten, ganz so, wie schläfrige Menschen sich gegenseitig im Schlafe nicht stören. Doch trieben ihn bald Mitleid, Neugierde und Besorgnis unwiderstehlich zu dem Unbekannten zurück. „Er trägt sich vielleicht gar mit Selbstmordgedanken?" — dachte Gedö bei sich, „und ich kann ihn daran verhindern!" Er schritt jetzt langsam an der Bank vorbei, wandte sich wieder um und setzte sich plötzlich entschlossen, vorsichtig neben den Unbekannten hin. Dieser schien es jedoch gar nicht zu bemerken, Gedö legte ihm die Hand sanft auf die Schulter, auch das hatte keinen Erfolg. Nun sprach er bittend, mit sanfter Stimme:

„Verzeihung, mein Herr....!"

Der Fremde erhob langsam den Kopf.

„Verzeihen Sie", wiederholte Gedö, „es ist nicht meine Absicht, Sie in Ihrer Einsamkeit zu stören—doch bin auch ich—" Er brach ab.

Der Fremde blickte ihn an.

Sie wünschen?" fragte er matt, ohne die geringste Ueberraschung.

Gedö konnte blos zögern und stotternd hinzufügen:

„Vorhin hörte ich Sie seufzen. Es erbarmte mich. Ich dachte zu helfen."

Der Unbekannte lächelte trüb.

„Sie mir helfen?" sagte er. „Nicht einmal ich selbst kann mir helfen."

Gedö rückte näher.

„Vielleicht doch; sehen Sie, auch ich bin ein einsamer, trauriger Mann. Oft und oft brüte ich darüber, wie gut es wäre, zu sterben...."

Der Fremde lachte laut und spöttisch auf.

„Sie Glücklicher", murmelte er vor sich hin. „Wie gut wäre es zu sterben? — Glücklich, wer im Tode Befreiung sieht! Bei mir ist es anders. Wenn ich so vor mir hinstarre, denke ich immer: Wie gut wäre es doch, zu leben!"

„Sie lieben also das Leben?"

„Ich bete es an. Ich könnte für das Leben mein Leben opfern!"

„Weshalb seufzten Sie also vorhin? Warum sitzen Sie hier so einsam?"

„Gerade deshalb. Ich schwärme für die Einsamkeit!"

„Ich verstehe Sie nicht!"—antwortete Gedö. „Auch ich finde in der Einsamkeit die einzige Beruhigung. Doch just wenn ich so empfinde, fühle ich mich am elendsten. Ich bin stets allein—und doch, wenn ich mich von den Menschen zurückziehe, denke ich fort und fort nur, wie einsam und verlassen ich bin, ich habe Niemand, kein Mensch kümmert sich um mich. Ich bin nicht im Stande, mich aufzuraffen und für mich allein zu leben. Mein einziges Ziel wäre—für Andere zu leben. Und da ich Niemand habe, Niemand finden kann, würde ich gerne sterben."

Der Fremde ergriff jetzt beinahe heiter Gedö's Hand.

„Lieber Freund", sagte er, „da kann ich Ihnen raten. Freuen Sie sich, daß Sie so allein sind, denn das Alleinsein ist die Freiheit und das Leben! Ich bin Ingenieur, voll Tatkraft und Phantasie, ich habe Frau und zwei Kinder, habe Freunde und Bekannte—und eben das ist das Unglück. Ich bete meine Familie an, opfere mich für sie auf—und das ist das Unglück. Hier im Innern tobt mein zweites Ich, bäumt sich gegen das Gebundensein auf—und treibt mich unaufhörlich hinaus in die Welt, wo man kämpfen und schaffen kann, treibt mich in die Einsamkeit, wo ich mich selbst wiederfinde. Ich aber bleibe gern hier und darum bin ich ein unglücklicher Mensch.

Hieran dachte ich vorhin, deshalb seufzte ich."

Er hielt einen Augenblick inne, dann fügte er traurig hinzu:

„Bedenken Sie nur: ich bin schon dreißig Jahre alt. Schon dreißig—und schon gekettet. Oder wenn es Ihnen besser zuspricht, sagen wir: ich bin blos dreißig Jahre alt und schon gekettet."

Gedö dachte an sich und konnte keine Antwort finden.

Der Fragende stand auf, dehnte sich und reichte Gedö die Hand.

„Aus dem Munde eines Ingenieurs mag es seltsam klingen", sprach er zum Abschied—„doch lassen Sie mich noch etwas hinzufügen; vor vielen, vielen Jahren führte mich mein Schicksal in ferne Länder, nach Schweden. Als der Eisenbahnzug mit mir davonsauste und immer weiter und weiter mich der Heimat entführte, war ich der glücklichste Mensch auf der Welt. An einer kleinen Station stieg ich aus und sah dem davonrollenden Zuge nach, der mich hingebracht, und mein Herz krampfte sich zusammen. Ich bleibe hier, verlassen, allein — fuhr es mir durch den Kopf, der Zug aber eilt weiter. Und schon war ich unglücklich, schon rannten meine Augen dem schwarzen Punkte nach, der über die endlosen Stahlschienen davonrollte. Und seitdem geht es mir mit Allem so. Vergebens erreiche ich mein vorgestecktes Ziel, es entschwindet mir immer wieder. Und ich blicke sehnsüchtig und gramvoll dem enteilenden Leben nach. Wo immer es mich hinführt, wo immer ich bin und bleiben muß—empfinde ich dasselbe Weh wie in der kleinen schwedischen Station. Sie aber können das nicht verstehen. Sie sind allein, Sie können mit dem Leben wettlaufen! Glücklicher Mensch — leben Sie wohl!"

Er drückte Gedö die Hand und ging fürbaß. Gedö blickte dem Dahineilenden nach und dachte bei sich—jetzt geht dieser Mensch heim, setzt sich an seinen Tisch neben Frau und Kinder zum Abendessen, wird mit den Seinen sprechen, lachen oder sich über sie ärgern....

„Er hat unrecht! Er hat tausendmal unrecht!" wiederholte Gedö vor sich hin und frug sich traurig, was er eigentlich anfangen solle? Er stand auf und schlug den Weg nach der Stadt ein. Er war von der Luft erschöpft, ermattet, verspürte keinen Appetit, ging heim und ging zu Bett. Mit offenen Augen lag er da und dachte fort und fort an den Fremden.

„Seltsamer Mensch!" meinte er, und um die Sache endgiltig zu erledigen, fügte er hinzu: „Ein Narr!"

Er legte sich auf die Seite, drückte das kleine Bettkissen zärtlich ans Gesicht und versuchte zu schlafen.

„Und auch er ist dreißig Jahre alt", murmelte er in sich hinein. „Auch er.. ist.. dreißig Jahre alt! Hier, hier liegt etwas, worüber man nachdenken sollte. Diese dreißig Jahre!"

Doch sein Kopf sank ermattet in das weiche Kissen und er schlief ein. Im dunklen Zimmer, am Bett hielt blos die Weckeruhr mit kaltem, nüchternem Ticken Wache über den Schlaf des einsamen Mannes, und er schloß still und sanft das Auge über die einsame, kalte Träne.

Von des Menschen Not und Freude.

(Aus den Papieren eines Reporters.)

Von Leo Szemere.

Wir hatten uns etwas verspätet in unserer Arbeit. Es war sechs Uhr geworden. Rasch überlasen wir noch einmal Alles, setzten die Seitenzahlen auf die Manuskriptbogen, falteten das Ganze und preßten es in den Briefumschlag. Ein Jeder für seine Redaktion. Große, breite Briefumschläge zum Bersten voll mit beschriebenem Papier. Wir haben fleißig gearbeitet den ganzen, langen Tag

durch. Ein Jeder fast fünfhundert Zeilen. Aber jetzt ist Alles schön geschrieben.

Und vergnügt steckten wir den Pack in die Tasche. Dann löschten wir die Lampe aus, schlugen die Türe hinter uns zu, daß sie in ihren Fugen krachte, und stürmten fünf Stockwerke hinunter. Jetzt noch zur Post und wir sind frei, wenigstens bis morgen Abends sind wir frei und außerdem sind wir froh und zufrieden. Denn wir haben Alles geschrieben, fast fünfhundert Zeilen ein Jeder. Nun haben sie zu setzen und zu drucken. Fünfhundert Zeilen, das ist schon was! An einem einzigen Tag, hier in Paris, ohne Zwang, aus eigenen Stücken! So gingen wir zur Post, Arm in Arm, zufrieden und froh, des Tages Mühen hinter uns.

Und heute ist's Christnacht. Reveillon, wie das die Pariser sagen. Eine Nacht voll ausgelassener Freude und brünstiger Völlerei. Man sieht es schon, wie die Menschen eilen, wie sie mit der Zunge schnalzen, wie sie sich zueinander finden, um beisammen und lauter sein zu können. An allen Türen ist ein Gedränge und die Leute tun so wichtig.

Reveillon! . . . . an diesem einen Tag, zu dieser einen Stunde, mit aller Gewalt essen und trinken, bis sich die Wangen röten und der Schaumwein seinen Dunst durch alle Windungen des Gehirns getrieben und die Nerven aufgepeitscht. . . .bis sich der Mensch auf den Kopf gestellt hat, um jeden Preis auf den Kopf. . . .und umfällt und auf den dicken Bauch zu liegen kommt und dahinwackelt wie eine Schildkröte.

Die Menschen stürmen in die Gasthäuser. Mit ihren Maitressen am Arm drängen sie sich, um an ihren Tisch zu kommen, den sie schon Wochen voraus mit Beschlag belegt haben. Heute gibt's hier kein Nachtessen unter einem Louis-d'or! Vor Wochen schon hat uns Baptiste die Speisekarte gezeigt und den Rat gegeben: „Reservieren Sie Ihre Plätze, meine Herren! Denn bei uns wird's voll, kein Plätzchen zu kriegen, und sehr lustig geht's zu und guter Champagner, eine ganze Flasche per Kopf! Sie sehen! Der Wirt selbst betrinkt sich zu Ehren der Gäste und hält eine Rede an die vielen Frauen! Das sollen Sie sehen!"

Und wir haben ihm gefolgt und zwei Billets genommen, um das zu sehen. Es ist sicher das Geld wert!

* * *

So eilen wir ins Postamt, um unsere Briefe zu expedieren. Die Beamten am Schalter sind ungeduldig und geärgert.

Dann treten wir aus dem schlecht beleuchteten, unsauberen Amtslokal hinaus in die noch unsauberere, dunkle, enge Rue Milton. Und an der nächsten Ecke, wie wir so gehen, stolpern wir fast über einen Menschenkörper, einem Klumpen lebendigen Menschenfleisches, das auf dem engen Fußsteig querüber vor dem Eingang einer schmierigen Garküche liegt.

Meine Mutter hat es mich gelehrt: gehe nicht kleinlich, unbekümmert und vorwitzig an dem gefallenen Körper eines Menschen vorbei! Bleib stehen und beuge Dich zu ihm nieder, blick ihm' ins Gesicht, sieh, ob sein Auge gebrochen ist, oder ob der arme verirrte Sinn ihn verlassen hat! Du sollst ihm den Angstschweiß von der Stirne wischen und sollst ihn wegbringen an einen besseren Ort!

Heute soll ja der Christ erstehen!

Bei dem Licht eines Streichholzes sehen wir dem Mann ins Gesicht. Es ist fahl, blutleer und mager. Die Wangen sind schlaff eingefallen. Die Augen nur wenig geöffnet.

Wir greifen ihm unter die Arme und wollen ihm auf die Beine helfen. Gesicht an Gesicht suche ich den Alkohol im Atem zu finden. Es ist kein Fuselgeruch zu spüren. Aber der Mensch hat die Geberde verstanden und mit der ganzen letzten Kraft der Verzweiflung stößt er gebrochen seine Verteidigung hervor: „Nein, nein, ich habe nicht getrunken!"

Der Mensch hat nicht getrunken.

„Sie sind Epileptiker, nicht wahr? Sie sind da plötzlich hingefallen? Sind Sie sonst krank, sprechen Sie, was fehlt Ihnen?"

Und wie wir ihn in die Garküche gebracht und auf eine Bank gelegt hatten,

da bewegten sich seine Lippen, aber es kamen keine Worte.

Der Mensch machte auf einmal große Augen. Er sah starren Blickes in die Runde, nickte mit dem Kopf und in seiner Brust hob sich und sank der Atem in fiebernder Eile. Ich hielt des Menschen Hand. Der Puls jagte wie besessen.

Dazwischen waren Neugierige in die Garküche gekommen. Weiber und Kinder und ein paar Arbeiter in schmutzigen Blusen. Auch ein Herr war da im schwarzen Ueberrock und Zylinder. Er trat auf uns zu und sagte mit wichtiger Miene:

„Der Mensch ist dekoriert. Sehen Sie, er hat ein Bändchen im Knopfloch, grüngelb; es ist die Kriegsmedaille von Madagaskar. Der Mensch ist dekoriert."

„Weshalb sind Sie dekoriert? fragte er den Menschen; „waren Sie in Madagaskar? Waren Sie im Krieg? Warum haben Sie denn kein Amt genommen in den Kolonien? Es ist eine gute Karriere, auch ich war in den Kolonien, ich war in Senegal, aber jetzt möchte ich nach Tonking. Unsere Macht wird da viel mehr respektiert, der Gouverneur der Republik führt einen größeren Staat und unsere mächtigen Panzerkreuzer liegen immer in den chinesischen Gewässern. Da hat man's auch viel leichter mit den Eingeborenen. Die verstehen es schon zu würdigen, was es heißt, ein freier Bürger der Republik sein zu dürfen. Deshalb gehe ich jetzt lieber nach Tonking, meine Stelle in der Verwaltung ist gesichert. Monsieur, auch ich bin dekoriert. Ich besitze die Palmen der Akademie. Sehen Sie das violette Band? Und auch den Merite agricole, das ist das gelbe Bändchen."

Er sah sich um, ob seine Worte wohl verstanden wären. Die Leute sahen dumm drein, bis der Herr mit den Palmen der Akademie vornehm seinen Hut zog und von dannen ging.

Dem Menschen aber entrang sich aus der Tiefe seiner Brust ein gebrochenes, röchelndes Wort: „J'ai faim!"

* * *

Der Mensch ist vor Hunger hingefallen.

„Seit zwei Tagen habe ich nichts gegessen! Ich bin nicht fallsüchtig, ich habe blos Hunger. Ich bin nicht betrunken, nur hungrig bin ich, denn sehen Sie, zwei Tage lang habe ich nichts gegessen, gar nicht gegessen!"

„Wir wollten schnell eine Suppe haben und etwas Fleisch für den Menschen. Aber da stellte sich uns der Wirt der Garküche, eine verschmitzte, gemeine Verbrecherfratze, entgegen.

„Ich hab nichts zu essen für solch Gesindel! Gehen Sie nur wieder gleich fort von hier! Hier gibt's nichts für solche Leute! Die ganze Gasse haben Sie mir da hereingebracht! Hinaus! Hinaus! Ich hab nichts! Ich geb nichts! Allez-vous en! Trottez vous!"

So mußten wir fort. In der schmutzigsten Spelunke war kein Platz da für den Menschen.

Wir nahmen ihm unterm Arm und gingen fort. Hinter uns kamen die Neugierigen und ließen von der Begleitung nicht ab. Umsonst war unser Bitten und Drohen. Und immer wurden sie mehr, ein ganzer Troß. In der nächsten Straße fanden wir kein passendes Lokal, wir fürchteten einen zweiten Refus. Und die Menge wuchs immer mehr an. Die mit ihrer grausamen Neugierde wollten ihr Schauspiel haben. So kamen wir endlich an ein feines Kaffeehaus, mit großen Glasscheiben und Spiegeln. Da kannte man uns und wir traten rasch ein, versteckten uns in eine Ecke und waren gerettet.

Rasch bestellten wir Bouillon, Gemüse, Fleisch und eine Flasche Wein. Der Kellner verstand und holt Alles herbei. Aber der Mensch zitterte und rührte nichts an.

„Essen Sie doch, oder trinken Sie vielleicht zuerst ein Glas Wein!"

Aber den Menschen schüttelte ein frostiges Fieber und Schweißperlen rannen ihm über das arme Gesicht, das sich vor Angst und Schauer verzerrte. Wir selbst bekamen Furcht. Wir hatten Mühe, ihn zu beruhigen, sprachen ihm Mut zu und winkten die Kellner fort, damit der

Mensch keine Scham empfinde, die Hast des Essens zu zeigen.

„Fürchten Sie sich nicht, essen Sie ganz ruhig, gleich werden Sie sich wohler fühlen!"

Und zitternd führte der Mensch den ersten Bissen an seinen Mund.

* * *

Nachdem er gegessen hatte, zeigte uns der Mensch seinen Militärpaß und sein Arbeitsbuch. Alles war in Ordnung. Buchdrucker von Profession, diente er zwei Jahre lang in den Kolonialtruppen auf Madagaskar, war dann an Malaria erkrankt und sechs Wochen im Spital gelegen, bis er seinen Abschied bekam. Seit dieser Zeit ist er wieder in der Heimat, krank, ohne Arbeit.

Und wißt Ihr, wie dieser Mensch hieß? Er hieß: Jean Chretien, ganz zufällig, wie zum Hohn trug er den Namen des Christen. Und war gebürtig aus Perigneux in der Provinz Perigrad, dem Departement der Dordogne, wo man die feinen, teuren Trüffel findet, die feinen, teuern Trüffel für den Tisch jener anderen Christen, die heute Millionen für ein einziges Abendessen verprassen werden, während ihr Bruder, der Mensch, in der Mitte der reichen Stadt Paris vor Hunger dahinfallen und elend verrecken muß.

* * *

Wir sagten dem Menschen: „Wenn Sie sich stark genug fühlen, so kommen Sie doch mit uns! Wir wollen Ihnen einen frohen Abend bereiten."

„Ich fühle mich etwas gestärkt," antwortete der Mensch.

Wir zahlten und gingen von dannen. Nahmen den Menschen unter die Arme und schritten zu dritt einher wie gute Freunde. Immerhin war es etwas drollig, wie der Mensch so dahinwackelte. Er versuchte Schritt zu halten, aufrecht zu marschieren, aber das war so pojatzenhaft anzusehen, daß alle Vorübergehenden ihre Köpfe nach uns wandten.

„Ich fühle mich etwas gestärkt", sagte nochmals der Mensch.

Da standen wir schon vor unserem Restaurant. Riesige Fensterscheiben warfen einen glitzernden Lichtschein auf die Straße. Die Drehtür wirbelte Schaaren von Besuchern hinein. Und auf einmal waren wir alle drei in der Mitte des großen Saals.

Der Mensch schaute wirren Blicks in die Runde. Er sah seine Brüder in schwarzen Frackanzügen mit blendend weißen Krägen und Kravatten und flimmernden Hemdknöpfen. Manche hatten ein Monocle vor das eine Aug gekniffen und zwinkerten verwundert mit dem anderen auf den sonderbaren Ankömmling. Unter den Frauen gab's viele, die beunruhigt den Menschen ansahen, der in seinen vor Schmutz triefenden, zerfetzten Kleidern, mit schlotternden Beinen dastand und mit seinen fiebernden Augen alle Fragen dieser Welt an sie zu richten schien. Sie fürchteten sich und suchten mit ihren geschmückten, beringten Fingern die dekolletierten Brüste zu verbergen. Die Musikanten, die ihre Bögen strichen und ihre Geigen stimmten, machten eine Pause und schielten neugierig herüber, die Kellner steckten die Köpfe zusammen. Und schließlich kam Baptiste angelaufen, mit gestrengem Blick, furchtbar anzusehen.

„Versorgen Sie meinen Hut und meinen Rock!" sprach der Mensch still und gelassen. Und Baptiste, der einen tadellos gebügelten Frack anhatte und glatt rasiert war, schälte den Menschen gehorsam und untertänig aus seinem verrissenen Rock, der sich eben noch in der Gosse mit Schmutz vollgesaugt hatte, heraus.

Wir setzten uns an einen Tisch, an dem zwei Sitze für uns reserviert waren. Baptiste hatte rasch noch einen Stuhl geholt. Man rückte die Sessel auseinander und der Mensch kam zwischen zwei Damen, zwei üppigen Blondinen zu sitzen.

Und die Musik stimmte ein Walzerlied an, das Lied von der schönen blauen Donau.

* * *

Dem Menschen ward erst bange. Eine nervöse Scham überkam ihn, als er seine schäbigen, schmutzigen Kleider in voller Beleuchtung sah. Die Hände versteckte er unter dem Tisch und den Blick

ließ er in undeutlichen Fernen verschwinden, damit er keines anderen Menschen Blick begegne. Die Nachbarn am Tisch waren erst verdutzt, dann überkam die Männer das Mitleid und die Weiber die Neugierde.

„Monsieur ist gefallen?" sagte die Blondine rechts. „Haben Sie sich nicht weh getan?"

„Haben Sie sich nicht weh getan?" fragte teilnehmend auch die andere Blonde und rückte mit dem Stuhl, den sie erst aus Scheu weit weggezogen hatte, wieder näher. Und ein Herr, sehr behäbig und im Vollbewußtsein des Ernstes seiner illegitimen Beziehungen zur Dame, die eben gesprochen hatte, fügte hinzu:

„Einen herzhaften Schluck, glauben Sie mir, das ist das beste! Darf ich Ihnen einschenken?"

Und er neigte sich zuvorkommend und so graziös wie nur möglich, zu dem Menschen hinüber und schüttete roten Wein in sein Glas.

Darauf geschah etwas, was niemand erwarten konnte. Ohne besonderen Grund, ohne Uebergang, platzte der Mensch auf einmal in ein überwältigendes Lachen aus, das er lange nicht überwinden konnte. Tränen traten ihm in die Augen und er hielt sich den Bauch mit beiden Händen.

Stumm und peinlich betroffen sahen die Herren erst ihre Damen und dann uns an.

Ich selbst fühlte mich einigermaßen beunruhigt, obzwar ich mir diesen unerwarteten Effekt ganz gut zu erklären wußte. Der zu straff gespannte Bogen der Nerven mußte in diesem Augenblick einen Pfeil abschnellen, sonst wäre er gebrochen.

Dann hörte das Lachen auf. Die Situation verlangte aber dringend nach einer Rettung. Ich sah meinen Freund an und bemerkte, wie sich auch seine Lippen zu einem Lächeln verzogen.

„Meine Damen und Herren", sprach er etwas geheimnisvoll zu unserer Tischgesellschaft, „wir sind Ihnen eine kleine Erklärung schuldig. Unser Freund hier ist Geheimpolizist, und was für einer! Einer der hervorragendsten Mitarbeiter der mobilen Brigade, ein Vorbild des berühmten Arsene Lupin! Und in den ersten Morgenstunden wartet seiner ein nicht alltägliches Abenteuer."

Alle steckten neugierig die Köpfe zusammen, während mein Freund fortfuhr:

„Sehen Sie diese täuschende Verkleidung? Glauben Sie, daß es unter den abgefeimtesten Schurken von Paris auch nur einen geben könnte, der in dieser Verkleidung den berühmten Brigadier Flandrin vermuten, der diesen, jammervolles Elend andeutenden Blick nicht für absolut echt halten würde?"

Alle am Tisch schauten erwartungsvoll den Menschen an. Kolossal interessiert und gespannt. Und tatsächlich, der Mensch sah nicht aus wie ein Polizist, sondern wie ein Haufen Elend.

* * *

Aber die Situation war gerettet. Glänzend gerettet. Und bald kam auch eine gewisse Animiertheit dem Fluß der Gespräche zu Hilfe. Man stellte sich gegenseitig vor. Der Mensch hieß nun einmal der Brigadier Flandrin und er fand sich unerwarteter Weise großartig in seine Rolle. Die beiden Blondinen wetteiferten um seine Gunst und beim dritten Glas Wein gab der Mensch auf allgemeines Begehren auch schon eine Geschichte zum Besten. Die Geschichte von einem höchst komplizierten Einbruch mit Totschlag und Entführung, ein komplettes Filmstück, dessen Entwirrung sein eigenes Werk gewesen sein sollte.

„Sehen Sie das gelbe Band hier in meinem Knopfloch?" wandte er sich zu den Damen. „Das habe ich damals als Belohnung für die Ergreifung der Schuldigen bekommen. Und die Palmen der Akademie habe ich auch", fügte er hinzu, „und noch andere Dekorationen — aber Sie verstehen . . . wenn man auf Arbeit ist, in Verkleidung, läßt man die Dinger zuhause."

* * *

Wie dann die Sachen ihren weiteren Fortgang genommen haben, weiß ich heute nicht mehr genau. Ich erinnere

mich nur ganz deutlich, daß der Mensch gegen Mitternacht den jüngeren der beiden Herren schon ganz in der Gunst bei seiner Dame ausgestochen hatte. Sie hielt ihren Arm um des Menschen Hals gewunden und gab ihm in einem fort aus ihrem eigenen Glas Champagner zu trinken. Der Mensch aber sang mit heiserer Stimme wie besessen ein madagaskisches Soldatenlied mit einem eigenartigen Refrain, das mir bis heute in den Ohren klingt. Später tanzte der Mensch. Erst mit der einen Blondine, dann mit allen beiden. In einem rasenden Wirbel wanden sie sich um den Tisch. Die Weiber mit ganz losen Haaren, der Mensch in Hemdsärmeln. Und nebeligblaue Schichten von schwerem Zigarrendampf senkten sich nieder. Bis das Ganze wie in einem schwülen, wirren Traum meinen Sinnen entschwand.

* * *

Nie sah ich den Menschen wieder, aber ich bin überzeugt, daß sich sein Schicksal in jener Nacht irgendwie zum Besseren gewendet hat.

Die Falle.

Von Max Viola.

Nur noch eine einzige Dame schlürfte ihren Tee, die übrigen verlangten bereits ihre Umhüllen, einige standen bei der Türe und verabschiedeten sich nun zum drittenmale — anscheinend endgiltig — von der Hausfrau, als Friedrich Eberhard eintrat. Man sah ganz deutlich, daß Frau Elise erschrak, daß sie sich einen Augenblick nicht zu fassen vermochte. Sie war mitten im besten Abschiednehmen und hatte noch nicht Zeit, Eberhard zu begrüßen, der ganz ruhig dastand und mit ruhigen Augen umhersah. Noch bevor Frau Elise oder sonst jemand die Frage an ihn richten konnte, ob er seine Frau suche, sagte er, er hätte mit Herrn Bellinoni zu sprechen und da er erfuhr, daß er hier sei, habe er hierherzukommen gewagt. Die Hausfrau lächelte. Er sei doch ein lieber Gast! Es sei hübsch, daß er gekommen. Sie werde Bellinoni sofort rufen lassen. Er leide ein wenig an Migräne und habe sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Von einem vielsagenden Blick begleitet, forderte sie die Gouvernante auf, den berühmten Tenor herbeizurufen. Eberhard meinte, er möchte selbst zu ihm, da er Geschäftliches mit ihm zu besprechen habe, und folgte der Gouvernante fast auf dem Fuße, obwohl ihm Elise zurückzuhalten versuchte, wobei über die Lippen der Frau ein eigentümliches Lächeln huschte. Er verneigte sich leicht und ging in der Richtung, in der das Fräulein gegangen — ihr Vorsprung war nur drei Schritte, doch er genügte, denn als Eberhard in das letzte Zimmer trat, das nur einen Ausgang besaß, war seine Frau bereits verschwunden. Das Gemach konnte sie nicht verlassen haben, sonst wäre sie ihm direkt in die Arme gelaufen. Demnach war sie noch anwesend und befand sich hinter der breiten Seidendraperie, die über eine Fensternische herniederfloß.

Bellinoni trat ihm an der Türe entgegen und meinte, er müßte augenblicklich fort, und wenn ihm Herr Eberhard etwas mitzuteilen habe, könnte dies ja ganz gut unterwegs geschehen.

Doch Eberhard sagte höflich, doch entschieden, daß dies unmöglich sei, und drängte den berühmten Tenoristen fast gewaltsam in das Zimmer zurück. Dann schloß er die Türe, holte eine Zigarette hervor, die er in Brand steckte, und ließ sich in ein Fauteuil fallen.

„Ich suche Sie seit zwei Tagen", begann er. „Bisher vergeblich. Ich suchte Sie im Hotel, in der Oper. Sie waren nicht zu finden und doch handelt es sich um eine dringende Angelegenheit, wie Sie wissen, die nicht aufgeschoben werden kann."

„Für mich ist es jedenfalls wichtiger," erwiderte Bellinoni, „daß ich um sieben Uhr im Hotel sei. Ich erwarte den Sekretär derWiener Hofoper, der mir einen

Gastspielvertrag bringt. Ich bitte Sie, mich zu begleiten. Wir nehmen einen Wagen, und auf dem Wege können Sie mir Ihre Mitteilungen machen."

„Das ist unmöglich", meinte Eberhard. „Sie müssen die Güte haben, mich hier anzuhören. Es währt ja bloß einige Minuten und läßt sich absolut nicht auf der Straße abmachen. Hören Sie mich an, lieber Meister: Sie werden morgen nachmittags um vier Uhr meine Frau entführen —"

„Aber ich — ich bitte! Ich begreife nicht?" rief der Tenor.

„Seien Sie ganz ruhig. Sie sehen ja, ich bin es ebenfalls. Meine Frau wird entführt und ich bleibe ruhig, warum wollen Sie es nicht ebenfalls sein? Also, Sie werden morgen Nachmittag um vier Uhr meine Frau entführen. Sie werden drei Stationen in einem gemieteten Automobil zurücklegen und dann mit ihr über München nach Bergamo reisen, obwohl der Weg über Monfalcone der kürzere wäre. Doch das geschieht der Sicherheit wegen, um den etwaigen Verfolger irrezuführen. Mein Herr, es wird Sie niemand verfolgen. Niemand. Ich habe ehrlich denken gelernt und finde es natürlich, daß mich meine Frau nicht lieben kann. Ich war vierzig und sie zweiundzwanzig, als wir die Ehe schlossen. Heute bin ich zweiundfünfzig, folglich ein alter Mann; sie aber zählt vierunddreißig Jahre und blüht in ihrer vollen Schönheit. Sie war niemals schöner als jetzt. Ich hätte es damals bedenken sollen, ich hätte kein Mädchen zur Frau nehmen dürfen, das fast um zwanzig Jahre jünger war als ich. Doch die Reue kommt, wie immer, zu spät. Ich liebe meine Frau, ich liebe sie mit einer Glut, die mich verzehrt, und dennoch trete ich zurück, weil es keine wirkliche Liebe ist, die nicht auch das höchste Opfer zu bringen vermag. Ich bin Fabrikant, ein prosaischer Arbeiter, zuweilen übermüdet. Sie sind viel jünger als ich, Ihr Beruf ist die Bühne, tausende hängen verzückt an Ihren Lippen, wenn Sie im Silberharnisch des Ritters erscheinen oder im Samtflaus des jungen Liebhabers — wie sollte ich es da meiner Frau verdenken können, daß sie Ihrer Werbung Gehör gab, daß sie mich zu verlassen und Ihnen zu folgen bereit ist? Es ist furchtbar für mich — doch natürlich. Sie wollen morgen Nachmittag mit meiner Frau die Flucht ergreifen, das möchte ich verhindern. — Nicht, um sie zurückzuhalten, keineswegs, sondern um den Ruf, die Ehre meiner Frau auch in dem Augenblick zu schützen, da sie mich verläßt. Ich möchte nicht, daß es heiße, meine Frau sei mit Ihnen durchgebrannt. Das würde sie zum Gespräch der Menge machen. Hören Sie mich an: Ich werde heute Abend für einige Zeit verreisen; Hedy, meine Frau mag morgen die Stadt verlassen, doch allein. Sie kann ja erzählen daß sie ein Sanatorium aufsuchen will. Ich will nicht wissen, wohin sie fährt, nur Sie allein sollen ihren Aufenthalt kennen. Sie jedoch bleiben noch vier bis fünf Tage nach der Abreise meiner Frau hier und zeigen sich überall, damit der Gedanke nicht aufkomme, Sie hätten Hedy entführt. Ich weiß, daß es ein Opfer ist, welches ich von Ihnen fordere, doch es geschieht im Interesse meiner Frau und auch einigermaßen in meinem eigenen, denn schließlich kann es auch mir nicht angenehm sein, mich bemitleiden zu lassen, weil meine Frau mit Ihnen entflohen ist. Für dieses Opfer, um das ich Sie bitte, bin ich bereit, ein weiteres zu bringen: Wenn Hedy morgen entflieht, bleibt ihr kaum Zeit und Gelegenheit, ihre Habseligkeiten mitzunehmen; wenn ich aber heute abend verreise, so kann sie ihre Koffer bequem packen lassen. Und sie nimmt kein Geld mit, das soll nicht sein. Hier in diesem Umschlag sind 20,000 Kronen. Bitte, nehmen Sie diese an sich. Gleichzeitig verpflichte ich mich, ihr jährlich eine Apanage von 30,000 Kronen zu zahlen. Ich weiß, daß Sie viel Geld verdienen, ich weiß aber auch, daß Sie viel Geld ausgeben, und so dürften Ihnen die 20,000 Kronen nicht unwillkommen sein, umsomehr, als ich weiß, daß Sie hier

Kommando „Rechts um" und in militärischem Schritt marschierte die Kolonne ab. Der Fürst und seine Familie begleiteten die Abziehenden noch bis zum Parktore, wo das zahlreiche Publikum, welches sich dort inzwischen eingefunden hatte, denselben mit wiederholten jubelnden Hochrufen empfing.

So endete dieser für alle Teilnehmer ewig denkwürdige Besuch in Friedrichsruhe.



Geschichte des Schwabenvereins von Chicago.

In einer Versammlung von 23 Söhnen Württembergs erblickte der Schwabenverein das Licht der Welt. An der nordöstlichen Ecke der State und Adams Straße, fand seine Gründung im Wirtschaftslokal des Eßlingers Karl Taxis am 31. März 1878 statt. In der zu diesem Zwecke anberaumten Versammlung wurde eine temporäre Organisation geschaffen, indem Gottlieb Federer aus Großheppach zum Vorsitzer, Jacob Gastel aus Frommern zum provisorischen Schatzmeister und Joseph Schlenker aus Schwenningen zum vorläufigen Sekretär gewählt wurden. Um die durchaus erforderlichen Ausgaben zu decken, wurde von jedem Mitgliede ein Beitrag von 50 Cents erhoben; zwecks Vergrößerung des Vereins wurde einem Komitee von sechs Mitgliedern der Auftrag erteilt, für weiteren Beitritt von Mitgliedern Propaganda zu machen. Ehe sich der Verein durch Festsetzung von Statuten eine konstante Gliederung sicherte, wurden noch zwei weitere vorbereitende Versammlungen abgehalten; die erste im Wirtschaftslokale des vorläufigen Präsidenten Federer, Nr. 144 W. Randolph Str., am Sonntag, den 7. April 1878, und die zweite am darauffolgenden Sonntage im Lokale des Wirtes und Mitgliedes Gustav Hettich aus Ludwigsburg, Nr. 159 N. Wells Str. Am 23. April fand in Klare's Halle, Nr. 70 N. Clark Straße, die dauernd zum Vereinslokal bestimmt wurde, und die damals eine Zentrale des deutschenVereinslebens bildete, eine vierte Versammlung statt, in der von einem inzwischen eingesetzten Ausschusse die ausgearbeiteten Statuten angenommen wurden. Und am 7. Mai, als die Mitgliederzahl bereits auf 164 angewachsen war, veranstaltete der „Schwabenverein" seine erste, regelmäßige Beamtenwahl, welche für die Dauer eines Jahres Gültigkeit hatte. Folgende Resultate ergab die Wahl: Präsident Ernst Hummel aus Unterrieringen, Vizepräsident Gottlieb Federer, protokollierender Sekretär Fr. Demmler, Schatzmeister Louis Glanz, Finanzsekretär Adolph Hartmann, Finanzausschuß Jacob Gastel, JohannGerstetter und Johann Friedrich Kurz.

Noch vor Ablauf des Gründungsjahres setzte der Verein zwecks Vereinfachung der Geschäftsführung, an der bis dahin alle Mitglieder regen Anteil genommen hatten, einen stehenden Ausschuß ein, welcher in Gemeinschaft mit den Beamten und dem Finanzausschuß die laufenden Vereinsgeschäfte während des Zeitraumes, der zwischen den vierteljährlich stattfindenden Generalversammlungen lag, zu erledigen hatte. Dem ersten Ausschusse gehörten folgende 17 Mitglieder an: Jacob Althammer, Carl Breitling, Wilhelm Konrad, Wilhelm Elser, Louis Glanz, J. C. Göbel, Fritz Horn, Dr. C. L. Kerler, Felix Kimmich, Conrad Klett, Jakob Knoll, Jacob Metzger, Hugo Molt, Ernst Raff, Ferdinand Raff, Joseph Schlenker und Gustav Stieglitz.

Der Schwabenverein verfolgt die Tendenz, Geselligkeit in vaterländischer Weise zu pflegen, Gemütlichkeit zu betätigen, seine Mitglieder und deren Familien zu unterstützen, allgemeine Wohltätigkeit zu üben und allen würdigen Zwecken und Bestrebungen zu dienen. Und er ist dieser Tendenz stets treu geblieben. Insbesondere hat er sich zur alljährlichen Feier des „Cannstatter Volksfestes" verpflichtet. Dieses echt schwäbische Fest — „Schwabenpicknick" genannt — ist erhalten geblieben und hat an Volkstümlichkeit immer mehr zugenommen. Der Verein selbst, dessen Mitgliederzahl gegenwärtig 1200 beträgt, setzt sich aus eingewanderten und in Amerika geborenen Söhnen aller deutschen Stämme zusammen und ist von besonderer Anziehungskraft auf das gesamte Deutschtum in unserer Stadt. Schwäbischer Geist und schwäbisches Gemüt, schwäbischer Humor und schwäbische Sitte, schwäbische Großtat, schwäbische Sage und schwäbische Geschichte finden auf diesem Feste stets eine Stätte der Pflege. Zu den regelmäßig wiederkehrenden Festen, welche vom

Ihrem Leben, wie Sie der einzige Mann und Mensch für mich sind.

Römer (verwirrt): Aber Kind, das geht doch nicht! (Sich zu einem scherzenden Ton zwingend:) Weshalb fassen Sie aber auch die Sache so schwer auf? Sie ist doch, im Grunde genommen, so einfach.

Adele (herb): Ja, für Sie, aber nicht für mich. (Nach einer kurzen Pause ruhig:) Sehen Sie, das ist die Kluft, die uns von einander trennt. Sie sagten vorhin, ich fürchte mich vor den Folgen und meinten, ich habe die Absicht, Sie von Ihrer Frau zu trennen, mich an deren Stelle zu drängen, und auf diese Weise für meinen Besitz den Preis zu fordern, der nach gewöhnlichem Begriff den höchsten Kurswert hat. Sie waren in Irrtum. Ich dachte an all dies nicht, und jetzt, da ich daran denke, könnte ich Sie auslachen. Denn was für Liebe wäre es, die nicht mit Freuden deren Folgen trägt? Und schließlich, (mit ernstem Stolze:) ist AdeleRegenhard verpflichtet, dem Publikum, das sie mit ihrer Kunst bereichert, über ihr Leben Rechenschaft zu geben? Hilft mir jemand tragen, wenn ich leide?

Römer (Adele's Hände zärtlich drückend): So, jetzt gefallen Sie mir. Jetzt sind Sie klug.

Adele (ihre Hände aus den Römer's befreiend, mit schmerzlichem Lächeln): Ich weiß nicht, ob Sie auch das so klug finden werden, was ich noch sagen will.

Römer (übermütig lachend):Na, dann sagen Sie eben nichts mehr, sondern küssen Sie mich. Das wäre dann die richtige Weisheit, da sie uns glücklich machen würde.

Adele (flüchtig lächelnd): GlaubenSie wirklich, daß dieser Kuß unser Glück wäre? (Römer will sie unterbrechen.) Allerdings, für einige Augenblicke. Aber glauben Sie, daß ich die Frau bin, die sich mit ein paar Schäferstündchen und einigen Brillianten zufrieden gibt und dann fortschicken läßt? (Römers Verstimmung bemerkend, in eindringlichem Ton:) Vergessen Sie nicht, bitte, daß ich kein achtzehnjähriges Mädchen bin, und daß ich nicht das geringste Talent zur Kourtisane habe, keine Sehnsucht nach Abenteuer empfinde, nicht neugierig bin und mich niemals langweile. Dagegen müssen Sie wissen, daß auf meinem Lebenswege die Schatten erlittener Schmerzen und durchgekämpfter Sorgen liegen, und daß mein Leben von ernster Arbeit und der heißen Liebe für meine Kunst ausgefüllt ist. Daß dabei (mit leiser Stimme, zögernd:) in meinem reifen Frauendasein noch eine große, heiße Liebe Raum bekam, erfüllte mich zuerst mit Jubel, der aber, als ich sah, daß ich Ihnen nichts bin, kleinlaut erstarb .... Sie merkten — es sind jetzt sechs Jahre her — nichts davon. Ihr erster Junge war kurz vorher geboren, das Vaterglück und die Liebe zu Ihrer jungen Frau füllten neben Ihrer Arbeit Ihr Leben aus. Ich war für Sie nur die begabte Schauspielerin, deren Talent Sie in die für Sie richtig scheinende Bahn lenken und für Ihr Theater ausnützen wollten. Und dann, als Sie sich an Ihr Eheglück gewöhnt hatten, die Vaterfreuden zum Anlaß von häuslichen Sorgen wurden, in Ihrer Mannesseele der Durst nach Abenteuern und Emotionen erwachte, den die kleinen Episoden da und dort nicht löschten, da bemerkten Sie das Weib in mir, da fühlten Sie den warmen Odem meiner Liebe, und in Ihnen erwachte das Begehren nach dem fremden Weibe, das mehr als nur ein kleines Abenteuer zu bieten vermochte. Daß Sie nicht gleich die Arme nach mir ausstreckten, sondern langsam, fast unmerklich um mich warben, mich nicht als Direktor, sondern als Mann gewinnen wollten, hätte vielleicht in meiner Seele Illusionen erweckt, wenn ich Ihre Haltung nicht als einen Beweis Ihrer Klugheit und guten Geschmackes erkannt hätte.

Römer (hatte aufmerksam zugehört, lebhaft): Demnach wäre mein Benehmen Ihnen gegenüber schlaues Kriegsspiel gewesen?

Adele (ermüdet): Ist das Verhältnis zwischen Mann und Frau nicht wie ein Krieg? Als kluger Mann mußten Sie

wissen, daß Sie mir gegenüber den Direktor nicht herauskehren dürfen, der über meine künstlerischen Bestrebungen Macht besitzt. Und als Mann von Geschmack wollten Sie um Ihretwillen geliebt sein. Und dann . . . (mit vibrierender Stimme:) . . . Sie hatten ja Zeit! Auf Ihrem Lebenswege boten sich stets kleine Abenteuer, die Sie, kaum erlebt, vergessen konnten. Und zuhause erwartete Sie immer Ihre kleineFrau. Manchmal launenhaft, ärgerlich oder allzusehr mit ihren häuslichen Sorgen beschäftigt, niemals sehr unterhaltend, jedoch stets bereit, in Ihre Arme zu eilen, wenn Sie es wünschen. Was lag daran, ob Sie mich heute oder erst morgen erringen.

Römer (Adelen's Hand an sich ziehend, lachend): Kind, was für kleine Närrin sind Sie doch! So viel habe ich ja mein ganzes Leben lang nicht über eine Sache spintisiert, wie Sie über mich. Es ist mir beinahe unbehaglich zu Mute, wenn ich denke, daß ich von Ihnen in solcher Weise „psychologisch analysiert" wurde, ohne auch nur Ahnung davon zu haben. (Allmälig ernster geworden:) Daß ich nicht schon vor drei Jahren, als ich merkte, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin, um Sie warb . . . Mein Gott! . . . Damals waren eben meine Empfindungen für Sie nicht stark genug und Sie . . . für ein Abenteuer mir zu gut.

Adele (mit malitiösem Lächeln): Und jetzt bin ich Ihnen nicht zu gut dazu?

Römer (nachdenklich): Jetzt wäre es kein gewöhnliches Abenteuer mehr . . . . Ich behaupte ja nicht, daß ich sterben werde, wenn ich Sie nicht besitzen kann, doch muß ich gestehen, daß ich es als einen Verlust empfinde . . . Und vor drei Jahren empfand ich nicht so. Damals genügten meinem Herzen die Frau und meiner Phantasie die kleinen Abenteuer. Doch jetzt, da die Jugend von mir scheidet und ich den „warmen Odem" Ihrer Liebe eingesogen habe, sehne ich mich danach, etwasGroßes zu erleben. Und Ihre Liebe . . . Ihre völlige Hingabe wären für mich dieses großeErlebnis geworden, nach welchem sich der reife Mann und der Künstler in mir sehnt. Es wäre aber auch vielleicht für Sie das große Erlebnis geworden, an das Sie sich später sehr gerne erinnert hätten. Die Frau gestaltet ja das Verhältnis. Ob es zu einem beseligenden Bunde oder zu einem flüchtigen Abenteuer wird, ist der Beweis ihrer Kraft oder ihrer Schwäche. Dieser Kraft scheinen Sie sich nicht bewußt zu sein.

Adele (ermüdet, leise): Ich wäre mir schon dieser Kraft bewußt, wenn ich die Gewißheit hätte, daß ich Sie ganz besitze. Aber Sie gehören so Vielen an, daß für mich nur ein Rest bliebe, der nicht einmal „beau" zu nennen wäre. Und (aufstehend) deshalb wäre es auch nicht das große Erlebnis, an das ich mich gerne erinnern würde, sondern nur ein ganz gewöhnliches Liebesverhältnis in dem bedrückenden Rahmen von Verstellung und Heimlichkeit, das einen ganz gewöhnlichen Katzenjammer zurückläßt. Und hierzu bringe ich die Kraft nicht auf.

Römer (sich gleichfalls vom Platze erhebend, während er mit Adele zur Tür schreitet, in kühlem Tone): Wie Sie wollen, Liebe. Wer nicht aus seiner Haut kann, muß in ihr bleiben. Und (bei der Türe, während Adele öffnet) — vielleicht — haben Sie sogar recht.

Wer wagt, gewinnt!

Eine Kulissengeschichte — Von Koloman Mikßath.

Es ist eine Kulissengeschichte, ja, doch ohne Namen. Wir wollen Se. Hochwohlgeboren nicht nennen oder vielmehr wir taufen ihn um; sagen wir, er hieß Paul Borosnyoi. Einst war er Abgenordneter, aber sein Bezirk ward seiner überdrüssig, dann entsandte man ihn irgendwo hin als Schulinspektor, aber dort ward das Komitat seiner überdrüssig und es schickte ihn als Abgeordneten zurück.

Hier wurde der Minister seiner überdrüssig und machte ihn zum Güterdirektor. Und für ihn war es das Beste, denn die Staatsdomäne kann seiner nicht überdrüssig werden. Das sind sehr geduldige Immobilien.

Der Herr Güterdirektor widmete sich sehr befriedigt seiner neuen Laufbahn, er jagte, spielte Karten, gab Diners, machte den schönen Frauen der Umgegend den Hof, und damit ich nichts von seiner Tätigkeit übergehe, er schmauchte seine Pfeife und machte Spazierfahrten, ließ sich einen Schmeerbauch und ein Doppelkinn wachsen.

Damit aber auch die geschäftlichen Agenden irgendwie versehen seien, hielt er sich einen Sekretär — nennen wir ihn Stephan Koczo (in Wirklichkeit hieß er anders) —, dieser disponierte statt seiner, führte die Bücher und erledigte die Korrespondenzen. Herr Borosnyoi setzte blos seinen Namen unter die Akten. Ist es ja aber langweilig genug, wenn man gerade Färbel spielt, fortgerufen zu werden, um etwas zu unterfertigen.

Der Herr Güterdirektor war ledig, insofern nämlich, als er verwitwet war. Seine Gattin war seiner noch früher überdrüssig geworden als sein Bezirk, sie war gestorben, hatte aber ein schönes Mädchen zurückgelassen, die kleine Mina. Und diese ist die Heldin der Geschichte. Die Triebfeder. Schön, braun und stolz — das sind ihre Grundzüge.

Natürlich hofiert ihr der Sekretär, aber Nina lacht ihn aus. Wie wagt es dieser Mensch, seine Augen zu ihr zu erheben? Freund Koczo indeß fühlt, daß er dem Mädchen gefällt und daß nur die Rangsucht ihr Herz mit einem Kältepanzer umgibt. Auch der hochwohlgeborene Papa hat die Liebesregung des Herrn Sekretärs wahrgenommen und seit einiger Zeit behandelt er seine „rechte Hand" auffallend kühl.

Herr Koczo ist erbittert. Stellen Sie sich vor, meine Herren, Sie waren ja auch schon in der Lage, nicht Güterdirektionssekretär zu sein, aber sich in jemand verliebt zu haben und auf Hemmnisse gestoßen zu sein. Natürlich waren Sie über die Hemmnisse erbittert.

Es geschah nun während dieser Erbitterung, daß der Minister die Zügel straffer zu fassen begann. Er schrieb dem Güterdirektor, er sei mit den Erträgnissen der Domäne nicht zufrieden, besonders an der Manipulation der Forste hatte er auszusetzen, und er wies den Direktor an, ihm ein Memorandum zu unterbreiten, wie durch rationellere Manipulation das Erträgnis der Domäne gesteigert werden könnte.

Herr Borosnyoi ließ seinen Sekretär rufen.

— Amice Koczo, ist Ihr Verstand gut ausgeruht?

— Gewiß, mein Herr.

— So lesen Sie diese Verordnung und stoppeln Sie das Memorandum zusammen.

Herr Koczo (der wirklich ein genialer Bursche war) stellte sich schon am dritten Tage mit dem Entwurfe ein. Er hatte prächtige Ideen. Als er sie seinem Prinzipal auseinandersetzte, war dieser weg vor Freude und streichelte sich stolz den Bauch.

— Na also, brummte er. Ich verdiene wirklich, daß die Regierung mich hochschätze. Sehr gut, Pista. Sie sind ein goldener Junge. Schreiben Sie das, was Sie mir da auseinandergesetzt haben nieder, damit wir es absenden können. Ich weiß, der Minister wird sich freuen. Und wenn Sie irgend einen Wunsch haben, amice, so reden Sie nur, ich werde Sie protegieren. Denn auch Sie verdienen es.

Dem Sekretär entrang sich ein Seufzer.

— Mir kann der Minister nichts geben.

— Reden Sie von Sr. Exzellenz nicht in so fumigierenden Tone, amice. Der Minister kann alles geben. Also was brauchen Sie?

— Ein Mädchen, hauchte der Sekretär dumpf.

— Ein Mädchen? Mädchen finden Sie ja in jedem Strauch.

— Aber ich brauche nur eines.

— Welches?

— Fräulein Nina.

Der Güterdirektor lachte laut auf.

— Machen Sie keine Dummheiten, amice. Wie können Sie so etwas denken? Glauben Sie, daß ich meine Tochter auf dem Kehricht aufgelesen oder von der Regierung bekommen habe und sie jetzt in staatlicher Angelegenheit meinem Sekretär als Stipendium verleihen werde?

Herr Koczo ward noch erbitterter, würgte aber seinen tiefen Kummer hinunter und legte nach einigen Tagen das großangelegte Memorandum vor; es war ein ganz dickes Packet, neun bis zehn Bogen, kalligraphisch niedergeschrieben.

Er war erregt, seine Augen brannten im Fieber, der Herr Güterdirektor hatte Mitleid mit ihm und sprach zu ihm sehr freundlich:

— Ich erhöhe Ihr Gehalt um zehn Gulden, Pista. Das war eine tüchtige Arbeit.

— Ich danke, sagte der junge Mann mit zitternder Stimme; wollen Sie das Memorandum durchsehen; ich glaube, es ist perfekt.

— Ich werde es am Abend durchlesen.

Am anderen Morgen kam der junge Mann blaß in die Kanzlei.

— Beliebten Sie es durchzulesen? fragte er.

— Ich habe es auch schon eingepackt und weggeschickt.

Amice Koczo atmete auf. Das Memorandum war expediert.

Drei bis vier Wochen verflossen seitdem, der Güterdirektor tat überall mit dem Memorandum und der neuen Manipulation groß und erwartete schon mit Ungeduld das obrigkeitliche Lob, als endlich das Amtsschreiben vom Ministerium eintraf. Er erbricht es, liest's und erbleicht.

Es stand darin wörtlich:

„Ihre vertrauliche Unterbreitung billige ich in allem und enthebe Sie infolge dessen vom Dienste, zugleich nehme ich Ihren Antrag bezüglich Ihres Nachfolgers Stephan Koczo mit Dank an, indem ich Sie ersuche, bis zu dem Zeitpunkte, da ich in dieser Hinsicht endgiltig entscheiden werde, die Angelegenheit zu leiten."

Paul Borosnyoi glaubte, der Teufel treibe sein Spiel mit ihm; er las das Schreiben zehnmal — hundertmal durch. Was mochte das wohl für eine Mystifikation sein?

So närrisch aber die Sache auch zu sein schien, so sah sie doch so ernst aus, daß er sich spornstreichs zur Eisenbahn begab und unverzüglich nach Pest fuhr, geradewegs ins Ministerium; ich verrate nicht, in welches, in das Finanz- oder in das Unterrichtsministerium?

Dort lachte ihm bereits jeder Diurnist und Rechnungsoffizial höhnisch ins Gesicht. Er fühlt, daß man über ihn lacht.

Beklommen trat er beim Sektionsleiter ein; auch diesem kräuselte sich der Mund zum Lachen, als er seiner ansichtig wurde.

— Was um Gotteswillen ist denn geschehen? rief er unfreiwillig. Was lacht Ihr?

— Du weißt es noch immer nicht? kicherte der Sektionsrat.

— Ich weiß nichts, murmelte Borosnyoi verzweifelt.

Der Herr Sektionsrat holte ihm aus den Akten sein Memorandum hervor.

— Da hast Du's. Lies die mit blauem Bleistift unterstrichenen Stellen.

Borosnyoi lief die einzelnen Sätze durch und wurde blau und grün vor Aerger, denn er las folgendes:

„Ich melde Ew. Exellenz, daß ich ganz unbeholfen und zu jeder Arbeit unfähig bin; alle meine Agenden verrichtet Stephan Koczo, auch dieses Memorandum ist sein Werk, ich pflege nur die Rechnungen, Korrespondenzen, Aktenstücke und Berichte zu unterschreiben, und auch diese, ohne sie durchzusehen.

.... Meine ergebene Bitte geht dahin, Ew. Exzellenz wollen mich von dieser nicht für mich gehörigen Stelle entheben, und wenn dieses Werkchen die hohe Befriedigung Ew. Exzellenz erringt, statt meiner meinen Sekretär Stephan Koczo, der auch bisher die Angelegenheiten geleitet hat, ernennen."

Herr Borosnyoi brüllte in seiner Wut

auf und fuhr sich krampfhaft in die Haare.

— Intrigue, Schmach! Ich gehe zum Minister!

— Dorthin gehst Du vergebens. Se. Exzellenz hat gerade jetzt Koczo telegraphiert, daß er heraufkomme. Weißt Du, daß das Memorandum ein großartiges Operat ist? Die Ernennung Koczo's ist vollzogene Tatsache. Der Minister würde Dich nur auslachen, wenn Du zu ihm gingest.

— Der Schurke hat mich betrogen, getötet — wehklagte Herr Vorosnyoi — zugrunde gerichtet. Und all dies nur, weil er meine Tochter haben wollte....

— Warum hast Du sie ihm nicht gegeben, Du Narr.

— Ja, wenn ich gewußt hätte, was er in seinem heimtückischen Schädel ausheckt. Aber ich gehe und mache dem Minister von seiner Schurkerei Mitteilung.

— Eile lieber nachhause und gib ihm rasch Deine Tochter.

—Herr, das hat etwas für sich, bei Gott, Du hast recht.

Und brummend verließ er das Bureau und keuchend, mit sich selbst redend, schlurfte er die Treppe des Ministerpalais hinab, zurück zur Eisenbahn.

Das Märchen vom klugen Kinde.

Von Franz Herczeg.

Liebe Leute, ich warne Euch, hütet die Kinder, auf daß sie hübsch dumm bleiben. Jeder Junge soll ein gesunder und gefräßiger Wildfang sein. Ich liebe Knaben mit dem trotzigen Auge des Bullenkalbes und kleineMädchen mit zärtlichem Katzenblick. Kinder sollen niedliche Tiere sein. Es genügt, wenn sie etwas französisch plappern und auf dem Spinett klimpern können. Auch macht es sich gut, wenn sie mit der Gabel essen, ein Gebet abhaspeln und eine schönen Knix machen können. Aber außerdem sollen sie nichts wissen.

Man erzählte von einem kleinenMädchen, welches wissend war. Es verstand die Sprache der Tiere. Jedermann weiß, daß Kinder, welche am Pfingstmorgen geboren wurden, seltsame und geheimnisvolle Dinge verstehen. Mann erkennt dergleichen Wunderkinder leicht, denn sie sind schweigsam und trübselig, wie Feldmäuschen im Regenwetter. Spielzeug und Naschwerk freut sie gar nicht.

Das Pfingstmädchen, von dem die Rede ist, war schon hübsch groß, als es seine merkwürdigen Fähigkeiten erkannte.

Es schien ihr schon früher, als schrien sich die Amseln in den Baumkronen vernünftige Worte zu. Als sie aber davon sprach, lachten ihr die Eltern ins Gesicht und nannten sie ein verträumtes Schaf. Da schämte sie sich und schlug sich die Sache aus dem Kopf.

An einem sonnigen Feiertage, als alle Welt in der Kirche war, saß sie mit ihrem Strickstrumpf im Zimmer und horchte zerstreut, wie die Turteltaube im Käfig girrte und schluchzte. Und plötzlich verstand sie, was die Taube sagte.

— Mein Pärchen, mein Pärchen! Draußen im Erlenwald, unter rauschenden Kronen flattert mein Pärchen auf klingenden Flügeln. Nie sah ich es wieder!

— O, Du arme Taube! rief das Mädchen und Tränen rollten ihm über die Wangen.

Dann erregte ein anderes Geräusch ihre Aufmerksamkeit. Am Fensterbrett lag eine Holzbüchse — sie gehörte den Knaben des Hauses, aus der Büchse hörte man ein leises Kratzen. Ein großer Hirschkäfer quälte sich an einer Stecknadel. Er war im Sterben, bewegte seine sechs Füße leise und zirpte müde. Das Mädchen hielt die Büchse ans Ohr und da verstand sie deutlich:

— Wehe! Wehe! Wehe tut es!

Das Mädchen floh weinend vomFenster, und da fiel ihr Blick auf den Taubenkäfig.

— Dir kann ich noch helfen!

Sie kletterte auf einen Stuhl und öffnete die Tür des Käfigs.

— Flieg in den Erlenwald, zu Deinem Pärchen! Meine Brüder werden mich zwar schlagen, aber ich will es ertragen.

Die Turteltaube flog aus dem Käfig und fiel zu Boden. Erregt trippelte sie umher.

— Ich kann nicht, ich kann nicht, schluchzte sie. Meine Flügel sind lahm!

— O weh, die bösen Jungen! Nun kann ich Dir nicht helfen, seufzte das Mädchen.

Im Hofe lärmte das Geflügel. Die Hühner rannten schreiend durcheinander und die Enten schlugen erregt mit den Flügeln.

— Gefangen! Gefangen! — Welche? — Die Schwarze mit dem Schopf! — Geschlachtet? Hat man sie geschlachtet? — Die Kehle durch ... mit einem scharfen Messer ... Ihr Blut floß, ihr rotes Blut ... — Arme Schwarze! Heute sie, morgen wir.

Dann wurde es stille im Hofe und das Geflügel saß traurig in der Ecke.

Das Mädchen wurde von Entsetzen erfaßt.

— Ich will Mutter bitten, sie soll keine Hühner mehr schlachten lassen.

Und dann hörte sie ein dumpfes klagendes Brüllen aus dem Stalle.

Furchtsam, mit leisen Schritten schlich sie zum Kuhstall und guckte hinein. Die Kühe fraßen ruhig an der Krippe, nur die rote Lise, hatte den Kopf zur Tür gewendet, und in ihren schönen dunklen Augen lag tötliche Trauer.

— Was ihr nur fehlen mag?

Da brüllte die rote Lise wieder.

— Mein Kind! Man hat mir mein Kind genommen! Gebt mir mein Kind wieder!

— O weh, man hat ihr Kind dem Fleischhauer verkauft! Ich will das arme Kalb retten. Ich will vor ihm niederknien und ihn anflehen, er möge der roten Lise ihr Kalb wieder geben ...

Und sie lief aus dem Hause.

Auf der Straße vor dem Tore, sah sie ein Fuhrwerk. Ein alter, magerer Schimmel mühte sich mit einer Last von Steinen ab und der Kutscher bearbeitete ihn fluchend mit der Peitsche. Da hob der Schimmel verzweifelt den alten Kopf und keuchte:

— Verfluchtes Leben! Verfluchte Menschen!

Der Fleischhauer, der das Kalb gekauft hatte, wohnte im Nachbardorfe, und das Mädchen lief über die Wiesen. Plötzlich sprangen zwei Hasen auf.

— Lauf, lauf! schrien sich die Flüchtlinge zu.

— Häschen, ich tu Euch nichts! rief ihnen das Mädchen nach.

Die aber jagten, von wahnsinniger Angst erfaßt, übers Feld.

Später traf sie eine Bande von wilden Jungen, die verfolgten einen lahmen Hund mit Steinwürfen. Der Hund knurrte wütend.

— Ihre Häuser hab' ich bewacht, ihre Kinder hab' ich beschützt ... Ich war treu und gehorsam ... Hunger und Schläge waren mein Lohn ... Und nun hat man mir zum Scherz das Bein zerschmettert.

Das Mädchen warf sich den Knaben mit leidenschaftlicher Empörung entgegen, um den alten Hund zu verteidigen. Die Bande aber stieß sie lachend aus dem Weg und hetzte den Hund johlend übers Feld.

Die Kleine saß weinend am Wegesrand. Seit einer Stunde verstand sie die Sprache der Tiere und sie hatte blos Worte des Hasses, des Schmerzes, der Verzweiflung und des Entsetzens gehört. Die gleichgiltigen Laute des Alltagslebens wurden zu Klagetönen eines ungeheuren Schmerzes, welches das ganze Weltall erfüllte.

Es war spät Abends, als die Eltern ihr Kind fanden. Es saß noch immer am Wegesrand und sprach verworrenes Zeug. Von der Kuh, der man ihr Kind genommen hat, von der verlassenen Taube im Erlenwald, von armen Pferden und von allen Hunden.

Das Mädchen war lange krank und es genas erst nach Jahren, als es einmal an einem Frühlingsabend ein Bursche auf den Mund küßte. Da verduftete die

fatale Wissenschaft auf ihrer Seele, das Wunderkind vergaß urplötzlich die Sprache der Tiere und war genau so dumm und gesund, wie alle gewöhnlichen Menschenkinder.

Es ist aber besser, wenn die Kinder gleich von Beginn an gesund und dumm sind; außer etwas Französisch und ein wenig Klavier brauchen sie wirklich nichts zu wissen.

Der Betyar.

Von Joseph Keßler.

Was ich hier erzähle, geschah im vorigen Jahrhundert, zu Beginn der Fünfziger Jahre.

In der letzten Stunde einer stillen Sommernacht ging ein Mann die Landstraße des Zagyvatales entlang. Ein fettschmieriger runder Hut deckte seinen Kopf; ein fadenscheiniger Lodenmantel die Csuha, seine Schulter. Langsam. schwerfällig schritt er dahin. Kaum stäubten seine Fußtapfen. In Gedanken versunken schlug er von Zeit zu Zeit mit dem langstieligen Beil nach dem Stachelgestrüppe am Wegsaume, das mit trockenem Geraschel die Schläge beantwortete. Großer Ernst lag auf seinem Gesichte; ein Kummer vielleicht; oder aber daß seine Züge vor Ermüdung im langen Wandern erschlafften.

Als das erste bleiche Grauen des Morgens auf den Kamm des rechts sich hinziehenden Matragebirges emporgestiegen war, gelangte der Fußgänger an jenen Punkt der ansteigenden Straße, wo das Tal sich enger zusammenschließt Daselbst blieb er stehen. Er erhob das Haupt, blickte umher, als ob er sich zurechtfinden wollte. Dann bog er von der Straße auf einen steinigen, grasigen Fußsteig ab, der zwischen den Stoppelfeldern schlängelnd nach dem Gebirge hinführte. Er durchschritt den querüber rasch hineilenden seichten Gebirgsbach und gelangte, am Bachufer immer emporsteigend, zu einem kleinen Gebirgsdorfe, das im Schatten des hinter ihm sich erhebenden Gebirges noch in tiefem Schlafe lag. Die strohgedeckten kleinen Häuser schienen in der Finsternis noch kleiner, als sie in Wirklichkeit waren; als ob sie sich zur Nachtruhe hingelagert hätten. Friedliche Bewegungslosigkeit ringsumher; starre Ruhe; kein Blatt erzitterte an den Akazien- und Maulbeerbäumen der geräumigen Hofstätten. In der Ferne ertönte zuweilen das heisere Bellen eines Hundes, worauf sodann alle Hunde des Dorfes mit kurzem Kläffen antworteten.

Der Mann durchschritt das Dorf, hielt am letzten, dem Walde zunächst gelegenen Hause an, schob den Hut in den Nacken und wischte sich mit dem Hemdsärmel die Stirne. Er griff über die niedere Brettertüre des zerrissenen, geflochtenen Zaunes, hob die hölzerne Barre des Verschlusses und trat in den Hofraum.

Auf das Geräusch seines Schrittes kam ein altes, verkümmertes Mütterchen in die Haustüre, barhaupt, in grobem Leinwandhemde und schmutzigem Kattunrocke.

— Gott zum Gruße! sagte der Angekommene.

— Willkommen! antwortete die Alte. Kurze Stille.

— Da bist Du nun, begann wieder die Alte. Ich dachte wohl, daß Du heimkommen werdest. Ich warnte Dich, nicht in die ruppige Csarda zu gehen.

Der Mann schwieg. Aber sein Antlitz verdüsterte sich noch mehr.

Sie traten ins Haus.

Im Zimmer angelangt, warf der Mann seine Csuha auf die Mauerbank des hohen Ofens, langte von der aufgestülpten Krämpe seines Hutes die kurze Tonpfeife hervor und begann deren feuchten Inhalt in die flache Hand auszuklopfen.

— Habt Ihr gewaschen? frug er.

— Jawohl.

— Dann werde ich mich umkleiden . . . Habt Ihr auch Branntwein?

— Auch das habe ich.

Die Alte nahm aus der niederen, blumenbemalten Kiste das Weißzeug und den grünen, enghalsigen Krug hervor und stellte alles auf den Tisch. Der Gast hob den Krug langsam zum Munde und tat einen langen Zug. Dann begann er die Pfeife zu stopfen mit langsamer Bewegung, vorsichtig, sorgfältig.

Wie er da stand, rückwärts an den Tisch gelehnt, brach der erste Sonnenstrahl des frühen Morgens durch das Fenster und beleuchtete seine kräftige Gestalt.

Mittelgroß, auffällig breitschulterig, war er eher von gedrungenem Körperbau; sein Hals war kurz, sein Haar braun, sein Gesicht bartlos und blatternarbig. Er schien noch jung, obzwar er sein dreißigstes Jahr überschritten hatte. Er war kein schöner Mann; hatte aber ein Augenpaar, das mit seinem feurigen Glanze wunderbar sein dunkles Antlitz beleuchtete. Das Mädchen, das einmal in diese tiefen Sammtaugen geblickt, vergaß nie mehr ihr Glühen. Der Blick dieser Augen war sanft, freundlich und gewinnend gütig; nur im Momente der Leidenschaft, des Zornes ward er zum niederschmetternden Blitze, vor welchem die Mutigsten erbebten. Seine stramme Haltung, seine zögernde, träge Bewegung, seine überlegende gedehnte Redeweise verliehen seinem Wesen etwas selbstbewußt Herrenhaftes; eine Würde, die sich zum ermutigenden Lächeln herabließ. Der Löwe, der seine Kraft kennt, aber keinen Gebrauch von ihr macht.

So war Boros Joska. Denn er war es, Joseph Boros, der berüchtigste Betyar der Gegend, der gefürchteste Pferdedieb in sieben Komitaten.

Was immer er im Leben geraubt, seinen schlechten Ruf hatte er nicht gestohlen. Den hatte er verdient; in reichlichstem Maße. Wenn er in ein Gestüt einbrach, wußte er auf den ersten Blick die drei besten Pferde zu erwählen. Denn mit einem gab er sich nie zufrieden. Immer trieb er drei von dannen. In einer Nacht ritt er mit ihnen nach Körmend, wo er sie nach kurzem Feilschen losschlug. Denn er liebte es nicht, lange zu unterhandeln; weder mit dem Juden, noch mit dem Zigeuner, noch aber mit dem wie immer gearteten Roßtäuscher. Das Geld brachte er nach Hause; und was er auf dem Wege nicht ausgegeben hatte, gab er der Tante Panna, jener alten Frau, die ihn auch heute in ihr Haus aufnahm, die für ihn wusch, nähte und kochte, wenn er zuhause war. Seine nächtlichen Besuche bei den reicheren Pächtern und Kaufleuten aber machte er immer nur in Gesellschaft. Hierzu hatte er drei Genossen, lauter mutige, starke Burschen, die vor ihrem Schatten nicht zitterten, und ohne Pfennigfuchserei, mit herrenhafter Leichtigkeit die Beute teilten. Sie bildeten keine ständige Bande, wie andere Alltagsräuber, sie hielten nur zusammen, standen zu einander in gemeinschaftlichem Unternehmen. Im Pferdediebstahl war er sich selbst genug; wo es sich aber um Geldraub handelte, da mußten mehrere zusammenstehen. Die gemeinsam wirkende Gesellschaft war in der ganzen Gegend bekannt. Man fürchtete die Burschen; mit ihnen anzubinden jedoch oder sie bei den Gerichten anzugeben wagte niemand. Wehe demjenigen, der sich ihnen entgegenstellte, wenn auch nur einer von ihnen der strafenden Hand ausgeliefert wäre. Dieser eine hätte hingereicht, um aus Rache Familien auszurotten. Jeder schwieg daher, und dankte Gott, daß ihm kein Harm geschah.

Dies war eben zur Stunde das Wehe und Bangen Joska's; das brachte ihn heim zur ungewohnten Zeit, früher als er heimzukehren beabsichtigt hatte; und dies war der Kummer, der ihn niederdrückte und sein Gesicht beschattete.

Zur Nacht waren sie alle vier in der Ruppigen Csarda beisammen, als die Gendarmen sie überraschten. Viele Gendarmen. Sechs an der Zahl. Als ihrer vier zur Tür hereingekommen waren und Joska sammt Genossen mit Beil und Pistole an sie herangingen, schossen die zwei anderen zum Fenster herein. Auf den einen Schuß fiel einer der Kameraden Joska's tot zu Boden; der zweite

Schuß traf einen von ihnen an der Schulter und das Beil entfiel sofort seiner Hand. Mit dem Dritten rangen alle vier Gendarmen, drückten ihn nieder und hielten ihn mit großer Anstrengung fest am Boden. Als Joska alles verloren sah, sprang er zur Tür hinaus. Dort führte er mit blitzrascher Wendung jedem der beiden außen stehenden Gendarmen einen Beilhieb nach dem Kopfe und floh den Weidenbüschen zu. Sie schossen ihm in der Dunkelheit nach, trafen ihn aber nicht. Unverletzt schlug er sich ins Gestrüppe; von da sprang er in die tiefe Schlucht der Zagyva hinab und schlich unter dem Bodengange, den die vornüber hängenden Weidenschößlinge über dem hinrieselnden Flusse bildeten, behutsam, gebückt etwa eine halbe Stunde lang aufwärts, gegen die Strömung. Kein erzitterndes Blättchen verriet den Flüchtigen. So gelangte er auf die dem Flusse entlang führende Landstraße und um's Morgengrauen nachhause.

Da war er nun; vorerst in Ruhe. Er wußte aber, daß diese Ruhe keine Sicherheit bedeute. Man wird ihn suchen. Und man kann ihn auch finden. Denn die Spürhunde mit den eisernen Helmen haben scharfe Witterung. Verstört schaute er durch das Fenster nach dem Walde, wo die Baumgipfel im Glanze der aufgehenden Sonne zu glühen begannen. Lange blickte er hin, als ob seine Augen in das massige Dickicht eindringen wollten. Er wußte, daß dies nun für lange sein Aufenthaltsort sein werde. Er wußte auch, daß er seine überlebenden Kameraden nie wiedersehen werde. Denn nach dem Freiheitskriege war das Standrecht verkündet worden. Der Tod stand auf jedem, auch dem kleinsten Verbrechen. Und die deutschen Richter verstanden keinen Spaß im Gesetze. Wen sie erlangten, dem stellten sie ein Kreuz zum Kopfe.

Seine Genossen dauerten ihn. Von der Trauer nach ihnen war seine Seele voll.

Als der Morgen hell geworden, füllte er den Tornister mit Brot, Speck und Salz reichlich für längere Zeit. Dann stieg er den Bergabhang hinauf, drang in den Wald ein; dort verschwand er.

Die Sonne stand zu Häupten. Da blickte er vom Gipfel des Bergstockes auf die Ebene hinab. Er sah die Gendarmen, wie sie zu zweien die Landstraße absuchten, die Dörfer durchforschten. Das Sonnenlicht glitzerte auf ihren aufgesteckten Bajonetten und auf der Messingspitze ihrer Helme. Sie befragten die Leute, denen sie begegneten. Ihn suchten sie.

So waren zwei Wochen vergangen. Joska hat ihr Ende abgewartet. Er hatte so viel Geduld wie seine Verfolger. Nur zur Nachtzeit stahl er sich ins Dorf hinab, wenn ihm die Lebensmittel ausgegangen waren. Er füllte den Tornister, trank einen Schluck Branntwein und schlich dann wieder im Schatten der Büsche dem Walde zu.

Als er das letztemal herabgekommen war, da sagte Tante Panna, daß sie nun nichts mehr habe, alles sei aufgebraucht.

Nichts mehr! überlegte Joska.

Er schwieg eine Zeitlang; dann sagte er:

— Wohl denn. Wenn es nichts gibt, dann wird es wieder geben.

Eine geladene Pistole steckte er in den zugebundenen Aermel seiner Csuha, das Beil nahm er zur Hand und betrat den Fußweg, der zur Landstraße führte. Als er diese erreicht hatte, an dem Punkte, wo er sie vor vierzehn Tagen verlassen, bog er ein und schritt das Tal hinauf. Er dachte, daß der Pfarrer des berühmten Wallfahrtsortes Heiligenbrunn ein reicher Mann sein müsse. Es war Spätsommer, da hatten viele Wallfahrer den heiligen Ort besucht. Dort wird wohl so viel vorhanden sein, womit man den Eifer der Gendarmen überdauern konnte.

Es war schwarze Nacht. Joska schritt mutig vorwärts. Seine Stiefel schlugen zuweilen an den Steinen des Weges auf. Dies war der einzige Laut in der nächtlichen Stille. Es beschäftigte ihn der Gedanke, daß er nun zum ersten Male allein auf einen solchen Zug ausgehe.

Er ging jedoch nicht allein. Den Weg entlang, auf den sich hindehnenden Feldern, hinter dem fernen Strauchwerk begleiteten ihn zwei Schatten, still, behutsam, mit lautlosem Wolfstritt . . .

immer fern; schleichend; aber immer folgend, auf der Spur. Bei den Wendungen des Weges standen sie stille; lugten aus; ließen ihn einen Vorsprung nehmen — dann zogen sie ihm wieder nach; immer stille, ohne Laut.

Entsetzliche Menschenjagd; beharrlich und stumm.

Als Joska beim Ziele, am Pfarrhause angelangt, kletterte er über das Tor in den Hofraum. Der wachende Hund schlug an und stürzte bellend auf ihn zu. Joska warf ihm irgend ein dunkles Bündel zu, das den Hund sofort zum Schweigen brachte.

Hierauf blickte Joska aufmerksam umher; er horchte. Und beruhigt durch die ungestörte Stille der Nacht legte er die Csuha flach an das Fenster der hinteren Stube, drückte eine Glasscheibe ein, griff durch die Lücke nach innen, öffnete das Fenster und schoß mit einem Satze auf das Fensterbrett empor.

Da war er drinnen. Im Schlafzimmer. Der Pfarrer fuhr erschreckt aus dem Schlafe.

—Was suchst Du da?—frug er zitternd, als er die dunkle Gestalt des fremden Menschen vor sich sah.

— Geld, geistlicher Herr!

— Hier gibt es kein Geld. Das vorhandene Geld gehört der Kirche. Davon wird Deine heiligtumschänderische Hand wohl fern bleiben. Hebe Dich fort von hier!

— Wem immer das Geld gehöre, Hochwürden, das ist mir gleichgiltig. Ich muß es haben. Her damit denn!

— Was nicht mein ist gebe ich nicht. Und ich habe keines.

— Markten Sie nicht, mein hochwürdiger Herr, denn bei Gott....

— Du wagst den heiligen Namen Gottes auf Deine—sündigen Lippen zu nehmen, da Du seinen Diener bedrohst?

In diesem Augenblicke ertönten zwei starke Schläge an der Haustüre, und eine befehlende Stimme rief: Im Namen des Gesetzes! Oeffnet die Türe!

Die beiden Männer in der finsteren Stube verstummten.

Mit stierem Blicke glotzten sie einander an.

Joska blickte umher. In der Dunkelheit gewahrte er in der Hinterwand der Stube eine Türe. Er sprang hin, riß sie auf und verschwand hinter ihr. Er hatte den Gedanken, von dort durch ein Fenster zu entkommen. In der Eile hatte er die Türe nicht geschlossen; es blieb eine schmale Oeffnung zwischen ihr und dem Pfosten. Er suchte einen Ausweg; das Fenster der Kammer aber war so enge, daß da kein Mensch durchschlüpfen konnte. Er war gefangen. Er stellte sich nun zur schmalen Oeffnung an die Türe; in der einen Hand das Beil, in der anderen die Pistole, deren Hahn er aufgezogen hatte. So spähte er in die Stube, um alles zu seiner Verteidigung vorbereitet zu halten.

Der Pfarrer zündete ein Licht an und trat in die Pantoffeln, legte die Soutane an und ging die Türe öffnen.

Er kehrte mit zwei Gendarmen zurück, die sich vor der Türe in Haltung stellten.

Joska, der durch die Türöffnung spähte, erkannte sie. Es waren dieselben, denen er im Eingang der Ruppigen Csarda den Kopf eingeschlagen hatte; es waren „der Falbe“ und der „Korporal“. So nannten sie die Leute, weil sie ihre wirklichen Namen nicht wußten. Der Korporal hatte noch das schwarze Pflaster auf der Wange, welches die von Joska geschlagene Wunde deckte.

Der eine sprach:

— Hochwürdiger Herr! Wir folgten einem Räuber bis hierher. Wir glauben, daß dieser gefährliche Strolch, nach welchem wir schon lange fahnden, den wir aber nicht kennen, hier im Pfarrhause einen Schlupfwinkel gefunden. Haben Hochwürden kein auffälliges Geräusch gehört oder sonst irgend Verdächtiges vernommen?

Der Pfarrer zuckte zusammen und erbleichte. Ein Augenblick-kurzer, aber fürchterlicher Kampf vollzog sich in ihm. Endlich bewegte er die Lippen. Halblaut sprach er ein Wort:

— Nein.

—Ist er nicht hierher ins Haus gedrungen? fragte neuerdings der Gendarm, mit forschender Aufmerksamkeit umherblickend.

— Nein, antwortete der Pfarrer mit mehr Entschiedenheit.

— Dann wollen Hochwürden gestatten, daß wir auch außen im Hause Umschau halten. Er könnte wohl im Schuppen oder im Stalle ein Versteck gefunden haben.

— Belieben! sagte der eGistliche.

Die Gendarmen zündeten eine Laterne an, durchsuchten den Hofraum und die Nebengebäude, fanden aber nichts. Der Haushund war unter das Bett gekrochen und lag dort im tiefen Schlafe. Das sahen die Gendarmen nicht. Auch die eingedrückte Glasscheibe des ganz offenstehenden Fensters hatten sie nicht bemerkt, Im übrigen konnten sie auch gegen die Worte des Pfarrers keine Zweifel hegen. Auf die Strenge ihrer Pflichten sich berufend, baten sie um Entschuldigung für die nächtliche Störung; dann entfernten sie sich in der Annahme, daß der Räuber hier im Dorfe irgendwo einen regelmäßigen Unterschlupf habe. Diesen aber müßte man erst vorsichtig erkunden. Mit Lärm und Aufsehen kann man den nicht finden. Tut nichts; sie werden dieses Dorf in Auge behalten.

Als der Geistliche, nachdem er dieGendarmen beim Tore hinausgelassen, in das Zimmer zurückgekehrt war, kam Joska, Pistole und Beil in der einen Hand haltend, heraus aus der Kammer und blieb vor dem Pfarrer stehen.

— Unglücklicher Mensch! hub dieser nach langer Pause an; hätten sie Dich erwischt, so lebtest Du keine drei Tage lang. Das Statarialgericht hätte Dich sofort dem Tode zugeführt.

Dann wiegte er mit reuigem Schaudern das Haupt und fügte hinzu:

— Lügen mußte ich Deinetwegen!

Und er bekreuzte sich.

Joska stand wie ein Steinbild. Kein Muskel zuckte in seinem Gesichte. Seine schönen schwarzen Augen waren geschlossen.

Abermals lange Stille.

Dann erwachte Joska aus seiner Starrheit. Langsam schritt er der Türe zu.

—Bleibe im Hause, bis es Früh wird! Jetzt wäre es zu gefährlich, hinauszugehen, sprach der Pfarrer.

Joska verließ die Stube und fand eine Stätte im Hofe.

Was in der Seele dieses Menschen nachtüber vorgegangen, wäre schwer zu sagen. Er selbst mochte es am wenigsten können. Sicher ist nur so viel, daß er früh Morgens sein Versteck verließ, langsamer schreitend, als es sonst seine Gewohnheit war, unter den Augen der früh aufgestandenen Leute das Dorf entlang ging und dann weiter in der Richtung des Nachbarkomitats. Er blickte weder rechts noch links. Mit gleichgiltiger Ruhe schritt er auf der Landstraße dahin. Dann und wann bückte er sich und hob vom Boden eine Aehre auf, die von einem einführenden Karren herabgefallen und in der Räderspur geblieben war; diese zerrieb er in der flachen Hand; nahm von Zeit einen Korn zwischen die Zähne und kaute an ihm mechanisch.

Er dachte nach.

Eines bohrte ihm im Kopfe. Der Gendarm hatte gesagt, daß sie nicht wußten, wer eigentlich der Mann sei, den sie suchten. Sie hatten ihn also nicht erkannt, als er aus der Ruppizen ausbrach. Wohl weil es sehr finster war oder auch weil die Ueberraschung oder die raschen Beilhiebe ihnen das Augenlicht trübten. Sie wußten nicht, daß er es war; sonst hätten sie dem Geistlichen gewiß gesagt, daß sie ihn suchten. Dies erklärt auch, warum sie ihn nie imHause der alten Panna suchten. Wußte doch Jedermann, daß er dort wohne. Sie kümmerten sich gar nicht um seinen regelmäßigen Aufenthaltsort. Sie ahnen gar nicht, daß er es war. Das ist gewiß. Wenn sie aber das nicht wissen, dann kann ihm ja Niemand etwas anhaben. Denn auf der Tat ist er nie ertappt worden. Angegeben aber hatte ihn Niemand. Wozu verbarg er sich also? Warum wich er den Augen der Leute aus. Niemand kann ihn bezichtigen. Er kann

frei umhergehen. Man kann ihm nichts antun.

Unter solchen Gedanken gelangte er ins erste Dorf des nächsten Komitats, wo die große Dampfmühle stand. Er trat in die Dampfmühle ein, wo Jeder ihn kannte. Sein Erscheinen erregte einiges Aufsehen. Die Müllergesellen umringten ihn. Ruhigen Gesichtes fragte er den Aufseher, ob er in der Mühle Arbeit bekommen könnte. Die Arbeiter blickten einander an. Mit großen Augen starrten sie dann auf ihn. Arbeit, dem Boros Joska! Der sich sein ganzes Leben lang um keine ehrliche Arbeit gekümmert. Wer konnte das verstehen?

Der Aufseher stemmte die Fäuste in die Hüfte und sah Joska lange an. Dann sprach er langsam, zögernd:

— Arbeit.. wenn Du willst.. kannst Du haben. Aber..

— Ich will, sagte Joska gelassen.

— Gut, sagte der Aufseher, zweifelnd, kleinlaut.

Dann einigten sie sich um den Taglohn; und man wies ihm an, was er zu tun haben werde. Nachdem er sich eingedingt hatte, bekam er auch eine Schlafstätte in der Mühle.

Von diesem Tage ab war Joska der fleißigste und verläßlichste Arbeiter in der Mühle. Man staunte über ihn. Was man ihm auftrug, vollbrachte er aufs pünktlichste, mit maschinenmäßiger Präzision. Um fünf Uhr Morgens war er auf seinem Platze und stand nicht still, bis der Abend gekommen. Der Korntrichter pochte nicht, die Stahlwalze drehte sich nicht so unermüdlich, wie Joska seine Arbeit verrichtete. Er trank keinen Schluck Branntwein; er kam dem Wirtshause nicht in die Nähe. Er sprach nicht viel; stand Niemanden im Wege. Schweigend tat er seine Pflicht; zufrieden brach er sein trockenes Brot. Sein Beil war verschwunden; nie sah man auch nur einen Stock in seiner Hand. Seine schönen Augen blickten sanft; aber kein Lächeln kam auf sein Antlitz. Niemals. Er war, wie der bewölkte Sommertag, still und ernst.

Die Leute sahen ihn nur an. Sie wußten nicht, wie ihn zu nehmen. Die Bessergearteten sagten er habe sich bekehrt; die Zweifler, die Mißgünstigen, er sei feige geworden.

Joska vernahm manchmal dieses Gerede, so mit halbem Ohr; aber er kehrte sich nicht daran.

Vom Gelde, das er verdiente, schickte er ein Weniges der alten Panna. Heim zu ihr aber ging er nicht. Alle seine Kleider ließ er von ihr holen. Blos die Pfarrei suchte er manchmal auf, wenn er müde war von der Arbeit. Zu solcher Zeit verlangte er vom Aufseher einen Tag Urlaub und begab sich in die Pfarrei, um auszuruhen. An einem solchen Tage spaltete er so viel Holz im Schuppen, daß es auf Monate zur Heizung hinreichte. Geld nahm er dafür nie an; blos zur Kost verstand er sich. Er war ja gekommen, um auszuruhen; nicht um zu erwerben. Abends sodann hängte er die Csuha um die Schulter und ging zurück zur Mühle.

Der Pfarrer frug ihn einmal, ob er nicht in die Kirche hineingehen wolle? Joska antwortete: Nein.

So verging der Sommer und die erste Herbstzeit.

Auf Michaeli kam Joska wieder einmal ins Pfarrhaus. Als er den Hof betrat, kam ihm die alte Wirtschafterin mit bekümmertem Gesichte und niedergeschlagenen Augen entgegen.

— Was denn? frug Joska, sie überrascht anblickend.

— Der geistliche Herr ist krank.

— Krank! Was fehlt ihm?

— Ich weiß nicht, antwortete die Frau, er ist sehr krank. Gestern stieg er auf den Berg, um in der oberen Kapelle die Messe zu lesen. Da es jetzt schon kühl ist, wird er sich dort wohl erkältet haben. Als er heimgekommen, ergriff ihn ein Fieberschauer. Seither liegt er im Bette, bewegungslos. Er hat noch kein Wort gesprochen. Er ächzt blos. Nie in seinem Leben war er auch nur einen Tag lang krank. Ich weiß nicht, wie es uns mit ihm ergehen wird.

Joska schwieg. Er brütete an irgend einem Gedanken. Dann schüttelte er

langsam den Kopf und trat in das Schlafzimmer des Pfarrers ein; in jenes gewisse Zimmer, das er seither niemals betreten hatte. Auch jetzt tat er es nicht gerne; er trat aber dennoch ein.

Der Pfarrer lag auf dem Rücken im Bette, bis an den Hals zugedeckt. Sein Gesicht war gerötet; seine Züge waren schlaff, seine Lippen bewegungslos offen, seine Augen geschlossen. Er atmete schwer.

Joska näherte sich dem Bette; zu Füßen des Kranken; er sah ihn an.

Der Geistliche hob schwer die Augenlider, blickte Joska einen Moment lang matt an; dann schlossen sich wieder seine Augen.

All dies geschah bewegungslos, ohne ein Wort.

Joska kam aus der Stube heraus.

In der Küche begegnete er wieder der Wirtschafterin.

— Na, nicht wahr? sprach diese.

— Freilich; entgegnete Joska, da brauchte man aber einen Arzt.

— Ja, ja. Aber wer soll ihn aus der fernen Stadt holen? Die Leute vom Dorfe haben alle unabweisliche Arbeit. Kein Wagen, kein Pferd zu haben.. Ich kann ihn nicht allein lassen. Es ist Niemand da.

— Aber ich bin da, sagte Joska in natürlichem Tone, ich will schon hineinlaufen.

— Es wird zu weit sein, entgegnete die Frau.

— Zu weit! Nichts ist zu weit, wenn es sein muß. Und dort drin werde ich für den Arzt schon einen Wagen finden.

Damit stülpte er den Hut auf den Kopf und machte sich auf den Weg.

Der Abend dunkelte.

Joska eilte. Kein Mensch hätte ihm nachkommen können. Aber der Weg war lang; er zog sich hin, als ob er kein Ende nehmen wollte. Die Ungeduld übermannte ihn. Er begann zu laufen; er lief, solange er es mit dem Atem aushielt. Dann ging er wieder raschen Schrittes. Schon war die Nacht herabgesunken; die Finsternis wurde immer dichter; und dieser Hund von einem Wege wollte nimmer ein Ende nehmen. Als ob böse Geister ihn gedehnt und gestreckt hätten. Joska knirschte mit den Zähnen; aber er ging, mit langen Schritten, mit schwingenden Armen.

Mit einem Male, als er zur Seite blickte, dort auf der Wiese, da war das Gestüt der Grafen. Einzelne Pferde waren auf dem Boden gelagert; andere standen in Gruppen, die Köpfe zusammengesteckt, als ob sie sich vor einem Feinde wahren wollten.

Ein Augenblick, ein Gedanke, wie der Blitz.

Joska bricht einen Zweig vom Busche, springt über den Graben, mitten ins Gestüt, und mit erprobter Sachkenntnis legt er die Hand auf den Rücken des schönsten Braun-Fohlens. Das Pferd tat einen Sprung in die Höhe. Aber Joska griff ihm in die Mähne, schwang sich darauf, und mit einer Wendung den Graben übersetzend, hinaus auf die Landstraße! Als auf das Anschlagen der Hunde der Roßhirt erwachte und ihm nachsetzte, war Joska fort, in weiter Ferne, als ob er nie in der Nähe gewesen wäre.

Das der Last nicht gewohnte Tier flog, scheu geworden, das Tal entlang. Da konnte sich nur Joska oben erhalten. Er hielt sich auch und jagte dahin wie der Sturmwind.

Als der Rand des Mondes über dem Matra-Gebirge erschien, sprang auf der Landstraße vor dem Reiter ein kurzer Blitz auf; zwei gelbe spitze Punkte erglühten in der Ferne. Die Gendarmen. An den Spitzen ihrer Pickelhaube blieb der erste Mondstrahl hängen.

Joska stutzte. Es fiel ihm jedoch ein, daß sie ihn in gar nichts angehen. Er stürmte vorwärts. Er war einen Büchsenschuß weit von ihnen, als die Stimme des Einen erscholl:

— Halt!

Joska hielt nicht an, sondern galoppierte auf sie zu.

Da hoben die Gendarmen plötzlich ihre Karabiner von der Schulter und stellten sich mit gefälltem Bajonnet ihm entgegen.

Er mußte halten.

Nun erkannte er sie. Es waren die-

selben Gendarmen, die ihn vorlängst suchten, der Falbe und der Korporal. Er traf sich mit ihnen zum dritten Male.

— Steig ab! erscholl der Befehl.

— Das tu ich nicht. Ich habe eilig zu tun.

— So, so. Und wohin eilst Du denn so sehr?

— In die Stadt, um den Arzt zu holen. Mein Geistlicher ist sehr krank; dem hole ich den Arzt.

— So, in wilder Jagd?

— So, sagte Joska trotzig.

— Ohne Sattel? Ohne Halfter? Nicht einen armseligen Strang legtest Du Deinem Pferde auf den Hals? Fürchtest Du nicht, daß es Dich abwirft?

Joska erbleichte. Er verlegte sich, aufs Bitten.

—Lassen Sie mich ziehen, meine gnädigen Herren! Wir sind in großer Bedrängnis. Unserem totkranken Pfarrer hole ich einen Arzt.

— Du irrst. Du holst vielleicht einen Geistlichen zum totkranken Arzt, höhnte der Korporal. Herab vom Pferde.

—Nein,bei Gott! stießJoska ergrimmt hervor. Und mit der Rute einen Hieb nach der Hand des Korporals führend, der die Mähne des Pferdes erfaßt hatte, flog er mit einem jähen Satze davon.

Da riß der Falbe den Karabiner zur Schulter; ein Feuerstrahl, ein Krach; und das Pferd Joska's stürzte, nach hinten hoch ausschlagen, zu Boden.

Als Joska sich vom Pferde losgemacht hatte, standen die Gendarmen neben ihm.

— Wer bist Du?

— Boros Joska.

Die Gendarmen blickten einander an.

— Wem gehört dieses Pferd? fragte der Eine zornig.

Joska schwieg.

— Wo hast Du dieses Pferd her? schnauzte ihn der Gendarm an.

— Aus dem Gestüt, erwiderte Joska kleinlaut.

—Aus wessen Gestüt?

— Aus dem des Grafen.

— Aha! nickte der Gendarm bestätigend.

Dann zog der Korporal aus dem gerollten Mantel, den er quer über die Brust gefestigt hatte, einen Strick hervor, band dem Joska die Hände rückwärts und stieß ihn an die Schulter:

— Marsch!

Sie brachten ihn in die Kaserne des nächsten Ortes ein. Das Pferd, aus dessen Schenkel das Blut in Strömen floß, ließen sie auf der Landstraße liegen.

Am nächsten Morgen überführten sie den Gefangenen in das Komitatshaus. wo er ohne Verzug vor das Statarialgericht gestellt wurde.

Vergebens beteuerte Joska, daß er in guter Sache zu gutem Zwecke gehandelt; daß er nur in höchster Not das Pferd dem Gestüte entrissen; daß er es am nächsten Tage dem Eigner zurückgestellt hätte.

— Natürlich; sagte der vorsitzende Richter, — Ihr habt ja noch jedes Pferd zurückgestellt, das Ihr einmal gestohlen. Du überhaupt, Boros Joska. Wir kennen Deinen guten Ruf.

— Dann befragen Sie den Pfarrer von Heiligenbrunn. Der wird bezeugen, daß ich ein ehrlicher Mensch geworden; daß ich keinem Menschen ein Harm zufüge. Und Sie werden sehen, daß ich nur ihm dienen wollte.

Den letzten Worten gaben die Richter nach; sie ließen Joska in das Gefängnis zurückführen.

Nach drei Tagen wurde er wieder vorgenommen.

— Verbleibst Du bei Deiner Aussage? fragte der Richter strenge.

— Ich halte sie aufrecht, antwortete Joska mit Entschiedenheit.

— Du willst also nicht gestehen?

— Was sollte ich gestehen? Ich habe ja Alles gestanden, wie es in Wahrheit gewesen. Haben Sie denn nicht den geistlichen Herrn befragen lassen?

— Der kann nicht mehr befragt werden, sagte der Richter, denn er ist gestorben.

— Gestorben! hauchte Joska kaum hörbar, voll Entsetzen; und sein Gesicht ward bleicher, als das Hemd auf seinem Leibe; seine Lippen schlossen sich, sein

Kopf sank auf die Brust; seine schönen Augen erloschen.

Vergebens befrug man ihn; vergebens drang man in ihn: kein Wort kam mehr aus seinem Munde. Blos die eiserne Kette, die ihm Hände und Füße schloß, klirrte manchmal, wenn er sich bewegte.

Die Richter verurteilten ihn, als auf der Tat ertappten hartnäckigen Verbrecher, wegen Raubes und tätlichen Widerstandes gegen die Behörde zum Tode —

Als seine letzte Stunde gekommen, trat der Seelsorger des Strafhauses in seinen Kerker, um ihm den letzten Trost zu spenden. Sanft ermahnte er ihn:

— Blick' in Dich, mein geliebter Sohn, und öffne Deine Seele der Reue, bevor Du vor Deinen höchsten Richter hintrittst! Sieh, mein Sohn, als die Sünde in die Welt gekommen, folgte ihr der Tod wie ihr Schatten auf dem Fuße. Weil man gesündigt, muß man sterben.

— Auch weil man die Messe gelesen, sagte Joska mit einem ernsten Lächeln, und sein tiefbetrübter Blick verlor sich in die Ferne.

Morituri.

Von Georg Szemere.

1.

Der Herr Wachtmeister war sehr erbost. Nicht einmal die Pfeife schmeckte ihm mehr und er kaute nur an ihrem Rohr, weil ihn der Rauch in der Kehle biß. Seine Stimmbänder drohten wegen der Schreierei, die er mit den Kinder-Honveds, von denen die meisten Sarospataker Studenten und unbeflaumte Sprößlinge des Szentendreer Kleinadels waren, den Dienst zu versagen. Er war nämlich bestrebt, ihnen die Kriegskunst einzutrichtern.

Doch außer der Heiserkeit hatte Herr Wachtmeister Blasius Karman auch noch eine Menge anderer Leiden. In der letzten Schlacht hatte er in sein Schulterblatt wieder eine Kugel „gefaßt". Die Wunde juckte, er mußte sie immer wieder betasten. Doch hätte er die Sache nicht um die Welt dem Feldscher verraten, da er Angst hatte, ins Bett kommandiert zu werden. So behandelte er den Kontinuitätsmangel seiner Haut lieber selbst...

Sein zweiter Aerger war, daß ihm Herr Oberst Kiß das nach alter Soldatenart frei heraussprudelnde Schimpfen verbot, als er ihm die verwöhnten Kinder zur Ausbildung übergab.

„Ihr könnt schimpfen, Wachtmeister, Ihr könnt strafen, doch häßliches Zeugs zusammenreden dürftet Ihr nicht, denn es sind gebildete Jungens", sagte der Oberst.

Daß der Teufel diese Bildung hole! Was nützt sie im Krieg, wo man im Koth schlafen, aus dem Wagengleis trinken und rohes Fleisch essen muß, weil uns der Feind nicht vom Halse will.. Hundert hartschädelige Bauernburschen wären besser als diese Herrchen hier mit ihren weißen Stirnen. Jene sind fest auf den Fersen, können zugreifen, sie sehen die heranschwirrende Bleikugel und ziehen lachend den Kopf zur Seite, wenn sie kommt. Sie machen nicht viel Geschichten, halten das Wort des Wachtmeisters für heilige Schrift, merken sich das Reglement und ertragen die Backenstreiche ohne jeden Groll. Nicht so wie diese Studenten hier, deren Hirn von lauter Gelehrsamkeit verdorben wurde, oder die Edelinge, von denen jeder separat das Ziehpulver erfunden zu haben glaubt...

Diese und ähnliche Gedanken schwirrten durch den erregten Kopf des Wachtmeisters. Doch hätte ihm Herr Oberst Kiß, der ihn mit diesen Kindern so hart gestraft hatte, statt dieser ein Bauernbataillon geben wollen, würde er seinen geliebten Wachtmeister in große Verlegenheit gebracht haben. Blasius dachte auch schon an diese Eventualität und legte sich folgende Antwort zurecht:

„Herr Oberst, melde gehorsamst, bitte mir die Kinder nicht wegzunehmen, ich habe mich schon an sie gewöhnt, ich ge-

höre zu ihnen wie die Gluckhenne zu ihren Küchlein; bitte, erlauben Sie mir, auch weiter auf sie achtzugeben."

Der Wachtmeister war ein durchtriebener, schlauer Mensch. Nicht die Gewöhnung fesselte ihn an die Kinder, sondern weil er in ihnen etwas witterte. In ihren stolzen, schwungvollen Geberden, in dem Rhythmus ihrer hellklingenden Stimme, in ihren großen runden Augen, die wie die Sterne glänzten, in ihren wundersamen Geschichten, die sie von Hunyadi, Dugonics und Nikolaus Zrinyi erzählten— in alldem fühlte der alte Kriegsvogel etwas Großes, ahnungsvoll Schönes, Erhebendes. Und das war es, weshalb er sie nur ungern verlassen hätte, das war es, woran er sich gewöhnt hatte. Es war es, woran er sich gewöhnt hatte. Es war der edle Klang der frischen Kinderworte, der seine rauhe Urseele erzittern machte, die Glut, die ihm das unverdorbene Blut der Jungen entgegenstrahlte, die bewußte Heldenhaftigkeit, die seinen ererbten Rassenmut anfachte.

Der Wachtmeister hatte ja auch bisher keine kleine Meinung von sich, er wußte es wohl, daß man in der Honvedarmee selbst mit der Laterne keinen besseren Soldaten finden könnte, aber das eine wußte er dennoch nicht, daß seinem Heldenmut auch eine andere Wertung gebührt, die über die wacker erfüllte Pflicht und über das Lob der Vorgesetzten hoch hinausragt. Er wußte nicht, daß er eine Nation auf ein höheres Piedestal hebt, er wußte nicht, daß seine beiden Fäuste mit dem Blute seiner sechs bisher verheimlichten Wunden Geschichte schreiben. Er wußte nur, daß er Soldat ist, hatte von seinem Heldentum keine Ahnung und empfand es auch nicht, daß er auf der Leiter des Alls gleich nach den Halbgöttern eingereiht zu werden verdiente.

Zu dieser Erkenntnis hatten ihn seine Studenten gebracht und deshalb klammerte er sich an sie. Daß er wild und erbost war, gehört wieder auf ein anderes Blatt. Ja wie sollte er denn nicht ärgerlich gewesen sein, wenn er wollte, daß seine Kinder alle mitten drin im Bomben- und Kartätschensturm des Ruhmes stehen sollen, jedoch ohne zu fallen. Der Wolf mit dem Lammsherzen verlangte Unmögliches von ihnen und grollte, weil sie seinen Wunsch nicht erfüllen konnten. Ja, wohl standen sie in der Mitte des strahlenden Ruhmes, im Sturm der Bomben und Kartätschen, aber sie fielen auch blutüberströmt zu Boden, flogen mit einem Kinderlächeln auf den Lippen in den Himmel, die mädchenhaft schönen Studenten von Sarospatak, die heißblütigen, närrischen, kleinen Patrioten. Sie konnten nicht achtgeben auf sich, schämten sich, in den Graben hinabzusteigen, respektierten die Schutzwälle nicht und rannten geradeaus in den Tod hinein, — diese von Müttern zur Welt gebrachten Märchengestalten, diese kleinen ungarischen Rotkäppler.

Der Wachtmeister hatte nicht einmal mehr die Hälfte seiner Kompagnie. Sie mußte mit neuen Rekruten ergänzt werden, um als solche gelten zu können. Da aber die gleichalterigen Studenten und Söhne des Kleinadels alle schon im Kriege waren, kamen auch einige Bauernburschen, ja sogar alte Landwirte in die Kompagnie.

Der Wachtmeister nannte diese zum Unterschiede „die Alten". Die Studenten hieß er „Kinder", manchmal sogar „Herrchen". Aber ohne jeden spöttischen Beigeschmack.

Die „Alten" kamen mit den „Kindern" gut aus. Die Vaterlandsliebe verbrüderte ihre Herzen und überbrückte die gesellschaftlichen Unterschiede. In der Glut dieser Empfindung verschmelzen alle Begriffe zu einem. Und dieser heißt: Vaterland. Dieser Begriff umfaßt Alles. Es ist die Unendlichkeit. Wenigstens früher einmal, es ist gar nicht so lange her, war dies jedem Ungar klar.

2.

Der populärste Soldat unter den „Alten" war ein fünfzigjähriger Landwirt, den sie nur einfach Miska bacsi nannten. Mit zuständiger Erlaubnis durfte er seine von daheim gebrachten harten Stie-

fel tragen, denn die weichen ärarischen Schuhe behagten ihm nicht. In seinen eigenen Stiefeln erwies er sich als guter, ausdauernder Soldat und ermüdete niemals. Doch hatte er einen Fehler; sein Mundwerk konnte nicht rasten, wie das einer alten Frau. Immer hatte er zu schwatzen, schnurriges Zeug zu reden und brachte die Kinder auch in der Feuerlinie zum Lachen. Er sah die Kugeln—hieß es von ihm—und riß den Kopf noch immer rechtzeitig zur Seite. Und ewig schimpfte er die kleinen Herrchen, die nicht aufpassen konnten und ganz zwecklos immer wieder in die Kugeln hineintanzten. Ihm konnte so etwas nicht passieren. Mit klugem Sinn nützte er jede sich darbietende Deckung aus, und trotzdem er immer in der vordersten Reihe stand, hatte das Blei seinen Körper noch unberührt gelassen.

Der Wachtmeister stellte ihn den „Kindern" als nachahmungswürdiges Beispiel hin.

„So müßt Ihr es machen—wie dieser alte Schlaukopf hier. Der versteht's!"

Die Herrchen lachten.

„Warum folgt Ihr nicht seinem Beispiel", sagten sie. „Warum stecken in Euch bisher schon sechs Kugeln?" fragte Ludwig Bartha und freute sich kindlich darüber, daß es ihm gelungen war, den alten Wolf zu fangen.

„Ich?" wunderte sich der Wachtmeister. „Ja, ich? Das ist etwas Anderes! Ich muß immer vorne und aufrecht stehen, weil ich Alles überblicken muß, nicht so wie Ihr."

Die Studenten blickten einander verständnisinnig an. Das würde ihm schon passen. Der alte Wolf möchte ein größerer Held werden als sie. Daraus wird nichts.

Der blauäugige calvinische Theologe Pista Koos mußte bei diesem Gedanken laut auflachen, was dem Wachtmeister stark ins Fleisch schnitt. Doch er schimpfte ihn deshalb doch nicht. Der junge Mann nahm in der Kompagnie eine Ausnahmsstellung ein, jeder Feinfühlige respektierte ihn. Er mußte von Gott irgendwelche Mission haben, denn die Kugeln wichen ihm aus. Er wenigstens behauptete es und konnte sich sehr erzürnen, wenn Jemand an seiner Unverletzbarkeit zu zweifeln wagte. Um sie zu beweisen, stürzte er sich in den dichtesten Kugelregen, drang bis an die Feuerlinie des Feindes vor und kam zurück, ohne daß ihm ein Härchen gekrümmt worden wäre.... Er war ein Narr, ein erhabener Narr, den alle Schutzengel bewachten

Doch die irdischen Menschen vermochten ihn nicht zu zügeln. Sie warnten und schützten ihn vergeblich. Am wenigsten aber kümmerte er sich um die Warnungen des Miska bacsi. Und eben dieser war es, der über Bitten der Mutter des jungen Theologen zur Kompagnie gekommen war, um dem schwächlichen, gelehrten Jüngling zu Diensten zu stehen und ihn zu überwachen, wenn ihn sein Blut zu Unbesonnenheiten triebe.

Michael Ven übernahm diese Mission ohne Zögern. Er tat es nicht ganz uneigennützig, denn er liebte die Mutter Pista's. Schon seit zehn Jahren verzehrte er sich in Sehnsucht nach ihr, flehte sie an, den Witwenschleier doch endlich einmal abzulegen, er würde sie in Milch und Honig baden, auf den Händen tragen—doch das keusche Wesen der Frau zeigte nichts von einer Gegenliebe. Erst jetzt, da ihr Sohn in den Krieg gezogen war, bekam Miska bacsi die erste Aufmunterung.

„Gehen Sie zu ihm, Michael geben Sie acht auf ihn wie auf das Licht Ihrer Augen; wenn Sie mir ihn lebend wiederbringen und auch er nichts dagegen einzuwenden hat, will ich mich dankbar erweisen. Dann werde ich Ihre Frau."

Michael ging von Lager zu Lager, bis es ihm endlich gelungen war, sich in die Kompagnie Pistas einreihen zu lassen.

Der Jüngling hatte von dem bedingungsweisen Versprechen seiner Mutter keine Kenntnis. Vorläufig schwieg sich auch Miska gründlich darüber aus. Dem Versprechen gemäß oblag er seiner Pflicht, pflegte den tollkühnen Theologen, zwang ihm die Hälfte seiner kärglichen Nahrung auf — er verstand es,

zu hungern —, bewachte ihn, während er schlief, und schob ihm die eigene Montur unter den Kopf, wenn er sich auf die bloße Erde gelegt hatte.

In der Feuerlinie kämpfte er an seiner Seite, und wenn er nicht zu zügeln war, wußte er zu einer List Zuflucht zu nehmen. Er markierte ein Straucheln, als ob er von einer Kugel getroffen worden wäre, streckte sich der Länge nach aus, damit Pista gezwungen sei, sich über ihn zu neigen, um so wenigstens für ein Weilchen der Gefahr zu entrinnen. Ein anderesmal wieder sprang er vor ihn hin, um ihn mit seinem eigenen Leibe zu decken.

3.

. . . Mit einem Worte, der Wachtmeister befand sich in böseſter Laune, kaute wild an dem kalten Pfeifenrohre herum und brummte wie ein altes Weib.

Die stets kleiner werdende Kompagnie lagerte müde auf demRasen und wartete auf das Hornsignal, das sie in die Feuerlinie rufen sollte. Die Schlacht hatte schon begonnen, doch war der Feind noch in weiter Ferne, etwa zwei Kilometer. entfernt. Auf der Bashalmer Höhe erdröhnten die feindlichen Kanonen. Die Rotkäppler beobachteten jede Operation mit fiebernder Spannung und erwogen, wann die Reihe wohl an sie kommen könnte.

In den strategischen Diskurs schnatterte auch der watschelfüßige Schweinehirte Andris Cinka hinein, der so dumm und unwissend war, daß er sicherlich nicht einmal eine Melone vom Kürbis unterscheiden konnte.

"Da kommt der Feind", sagte er, „die Unserigen drücken ihn an den Berg."

„Den Teufel drückt man", zischte der Wachtmeister auf. „Was mengst Du Dich in Dinge, die Du nicht verstehst?"

„Ich versteh's nicht!" sagte Cinka beleidigt. „Am Ende fürchte ich mich auch noch!"

„Ich weiß ja, Hundling, daß Du Dich nicht fürchtest, aber dumm bist Du wie sechs Ochsen."

„Ich?" fraternisierte der Watschelfüßige mit seinem Vorgesetzten weiter. „Warum sagen Sie das, Herr Wachtmeister?"

„Weil Du ja gar nicht einmal weißt, wo Du liegst."

„Auf der Erde."

„Aber auf wessen Erde, in wessen Lager?"

„Im Görgeyschen", antwortete der Schweinehirt korrekt, „in Arthurs Lager", schmetterte er stolz hinaus, und es erfüllte ihn mit Befriedigung, daß er sich den fremden Namen gemerkt hatte.

„Und weißt Du auch, wer dieser Görgey ist?"

"Der Heerführer."

„Und würdest Du ihn erkennen, wenn er hierher käme?"

„Ich sollt ihn nicht erkennen, den Magern mit den stechenden Augen."

„So ist's!" sagte Blasius Karman mit einem Anflug von Befriedigung, daß auch sein letzter Soldat die Lektion gut weiß.

Eine müde Kanonenkugel fiel etwa 20 Schritt von der Kompagnie nieder.

Der Wachtmeister schubste seine flatternde Hose, die einstmals nicht so breit schien, zurecht und zog den Riemen etwas strammer an.

„Der Tanz beginnt!" sagte er, „macht euch auf die Fersen, Kinder."

„Ja, aber erst möchte ich diesen Knödel hier schlucken", sprudelte aus Miska bacsi der Galgenhumor.

„Welchen Knödel?"

„Den großen dort, den der Feind dort ausgespuckt hat."

Und er lief auch schon zu der Kanonenkugel hin und begann mit ihr unter allgemeiner Belustigung Kegel zu spielen.

Dann aber machten sich die „Kinder" und die „Alten" bereit. Die Studenten und Herrchen überwischten ihre Bakancsen, um auch dadurch zu dokumentieren, daß sie die Schlacht als ein Fest betrachten.

Miska bacsi machte seine Späße weiter.

„Du scheint Angst zu haben, Brüderchen, daß Dich der heilige Petrus in

kotigen Schuhen nicht in die gute Stube hineinläßt."

„Du hast erraten", erwiderte der Präceptor Bartha, „denn es ist sehr zweifelhaft, ob man beim Juden dort oben Schuhwichs zu kaufen kriegt."

Krampfhaftes Lachen. Diese gute Laune kam jedoch nicht vom Herzen. Sie war eine Reflexbewegung der Todesverachtung, die sich von den jungen Lippen rang. Man würde die Kinderkompagnie für zynisch gehalten haben, wenn man sie leichtsinnig und auf Grund flüchtiger Impressionen beurteilt hätte.

Immerhin gab es etliche unter ihnen, die ihre individuelle Würde auch im häßlichen, schmutzigen, blutigen Rachen des Todes zu bewahren vermochten.

Der blauäugige Pista bürstete seine Montur, schüttelte seinen knochigen klugen Kopf und maß den närrischen Honved mit vorwurfsvollen Blicken.

„Daß ihr euch nicht schämt!" sagte er ihm.

Michael Ven nahm sich die Zurechtweisung des Jünglings nicht sehr zu Herzen, wurde aber ernst.

„Pista?"

„Was denn?"

„Daß Du mir nicht so viel in der Kampflinie herumschwadronierst; das Glück könnte Dich verlassen, wenn Du es neckst. Ich glaube es Dir ja, wenn Du sagst, daß Dir die Kugeln ausweichen, aber Du rennst in sie hinein, wie ein blindes Huhn. Versprich mir, daß Du nicht herumtollst, wenn es nicht sein muß."

Der blonde Jüngling stellte sich in Positur, seine naive Kinderseele, die die Furcht nicht kannte, spiegelte sich strahlend in seinen blauen Augen. Er zupfte an seinem Schnurrbärtchen.

„Ich blicke dem Feinde und dem Tode ins Auge. Wem's nicht paßt, mache sich's anders."

Der alte Bauer verlegte sich aufs Handeln, da er aber sah, daß er dem seiner Obhut empfohlenen Jüngling nicht beikommen könne, raffte er alle Argumente seiner Vernunft und seines Herzens zusammen. Aber auch so ging es nicht. Und nun kam er mit der „ultima ratio".

„Mit mir mache Du keine Geschichten. Damit Du's nur weißt: ich bin Deinetwegen hier; Deine Mutter hat Dich mir anvertraut."

Dem jungen Manne schoß das Blut ins Gesicht.

„Meine Mutter? Mich euch anvertraut?"

„Du mußt mir parieren, und damit pasta!"

Jetzt drängte sich das Blut des Jungen in sein Herz.

„Was geht euch denn meine Mutter an?"

Das prächtige Bauernexemplar der Ebene warf den Kopf in den Nacken, der Spaß hatte aufgehört. Er ist zum Gebieten geboren und stemmte mit seinem stolzen Sinn gegen den Studenten, der ihn von oben herab behandelte.

„Irgendwie geht sie mich schon was an — —"

„Was könnte das sein?"

„Sie hat sich mir versprochen."

Der Junge knickte zusammen.

„Ihr lügt!" schmetterte er dem alten Bauer an den Kopf — „meine Mutter erniedrigt sich nicht zu einem Bauer!"

Die erhabene Selbstbeherrschung des Bauers aus der Tiefebene verließ den Alten nicht. Er wies die Beleidigung nicht einmal zurück und sagte nur:

„Wer ist Bauer und wer ist Herr, wenn vom Vaterlande die Rede ist?"

„Ihr lügt!" wiederholte Pista zitternd.

Miska bacsi ließ den Kopf hängen. Den wirklichen Tatbestand hatte er eigentlich verschwiegen, wollte ihn aber nicht verheimlichen.

„Deine Mutter versprach, meine Frau zu werden, wenn ich Dich lebend heim bringe und wenn Du dagegen nichts einzuwenden hast und mich zum Stiefvater willst."

„Ich verachte euch! Ihr könnt nicht mein Stiefvater werden!"

Dem alten Bauer stahl sich eine Träne ins Auge, die er rasch mit der Faust verrieb. Pista bemerkte dies. Er sah ihn

voll Verwunderung an und staunte noch mehr über die nachgiebigen Worte des Alten.

„Gut, gut, mein Pista, wenn Du nicht willst, wird eben aus der Sache nichts. Ich wäre Dir ein guter Vater gewesen. Ich liebe Dich wie mein eigen Kind. — Du kannst mein Bauerntum verachten, macht nichts; ich liebe Dich dennoch, weil Du der Sohn Deiner Mutter bist."

Miska bacsi wandte sich ab und machte sich an seinem Tornister zu schaffen.

Pista sagte kein Wort und pflanzte das Bajonnet auf.

Die Kompagnie stand bereit. Ein Offizier trabte durch das Lager der Reservetruppen. Aus dem Zelte kamen die übrigen Offiziere.

Die Kompagnie wurde in Reih und Glied gestellt. Der Wachtmeister erstattete Meldung.

Hauptmann Gabriel Morvay sagte vor der Front:

„Jungens! Rotkäppler! Helden! Ich will euch nur soviel sagen, daß ihr den Gipfel des Ruhmes erklommen habt. In der Geschichte ist euch die folgende Zeile gewidmet: Die erste Kompagnie des neunten Bataillons ist für das Vaterland eines Heldentodes gestorben. Verflucht sei die Hand, von der diese Zeile ausgestrichen wird. Mehr habe ich euch nicht zu sagen."

Den klugen Sarospataker Studenten genügte diese kurze Rede. Sie verstanden alles. Sie mußten sterben. Sie müssen sich opfern, damit die nach ihnen Kommenden über ihre Leichen hinweg dem Siege entgegenschreiten können . .

Morvay schwirrte mit dem Säbel durch die Luft.

„Vorwärts!"

Die Wunde des Wachtmeisters juckte nicht mehr, er erteilte seine Befehle, einmal ernst, ein andermal wieder lustig.

„Nur auf eure Beine müßt ihr aufpassen, damit ihr mir dann nicht herumhinkt —! Ihr braucht das ungarische Blut nicht billig herzugeben, benützt jede sich darbietende Gelegenheit zur Deckung."

Da kam eine Kanonenkugel geflogen und nahm den Hauptmann Morvay mit sich!

„Schade um ihn!" sagten die Kinder.

Dann kam eine andere Kanonenkugel und streckte den Leutnant nieder.

Das Leben des Unterleutnants löschte eine gewöhnliche Flintenkugel aus.

An der Spitze der Kompagnie blieb der Wachtmeister.

„Kinder, ich übernehme das Kommando! Aufgepaßt!"

In diesem Augenblick wurde der alte Adler von einem Kartätschensplitter getroffen.

„Herr Wachtmeister", rief ein Student, „lassen Sie uns nicht allein!"

„Laß gut sein, mein Junge, das ist ja bloß die siebente Wunde. Erst nach der siebzehnten —"

Er spie das in seinem Munde angesammelte Blut aus und rief:

„Mir nach! Vorwärts!"

Die Kinder liefen; manche stolperten und richteten sich wieder auf; viele blieben für immer auf dem Rasen liegen.

Der mit Blut gefärbte Kopf des Wachtmeisters wandte sich von Zeit zu Zeit um:

„Ihr Toren, ihr werdet ja immer weniger! Nieder!" kommandierte er, „Ihr müßt auf dem Bauche kriechen wie die Eidechsen!"

Aber keiner von ihnen wollte kriechen. Ein heiliger Wahn riß auch die Ueberlegtesten mit sich. Auch den Miska bassi hatte der Verstand verlassen. Oder wollte er nur das für Pista übernommene Versprechen halten? Mit schwellender Brust und flatternder Mähne rannte er vorwärts wie ein toller Stier.

Der Wachtmeister rief ihm zu:

„Miska, Du, bist Du wahnsinnig?"

Pista, der unmittelbar hinter seinem Rücken kämpfte, war vor Bewunderung ganz fassungslos. Der Bauer war wie ausgetauscht. Wie ist das möglich?

Sein Gewissen brachte ihm alsbald Aufklärung. Dieser Mann wollte sterben, weil er es nicht zuließ, daß er seine Mutter heirate! Da entflammte mit einemmale sein schönes Kinderherz.

„Miska bacsie, ich hatte ja nur gescherzt! Geben Sie acht auf sich, mein Vater!"

Doch konnte er dem alten Helden nicht mehr Einhalt gebieten.

„Es ist zu spät, mein Sohn! Ich pflege nicht zu scherzen; ich gehe Dir aus dem Wege!"

Er griff an seine Brust und fiel zu Boden. Eine Kugel hatte ihn mitten ins Herz getroffen.

Der Junge neigte sich über ihn und begann bitterlich zu weinen.

„Warum haben Sie nicht acht gegeben, mein bester, teurer Vater!"

Dann schwieg auch er. Seine Schutzengel hatten ihn verlassen. Drei Kugeln bohrten sich auf einmal in seinen jungen Leib. Mit ausgebreiteten Armen sank er über die Leiche des alten Miska bacsi.

„Vorwärts!" brüllte der blutige Kopf des Wachtmeisters.

Zwanzig, fünfundzwanzig Herrchen folgten ihm, die übrigen waren gefallen.

Dann fielen auch diese. Der Wachtmeister blieb allein. Er blickte um sich. Grauenhaftes Alleinsein! Er konnte es nicht ertragen. Nahm das Bajonnet und tauchte es in sein Herz . . . .

So mußte es kommen. Denn Hauptmann Morvay hatte es im Vorhinein in die Geschichte hineindiktiert:

Die erste Kompagnie des neunten Bataillons ist für das Vaterland eines Heldentodes gestorben!

Eine Winternacht.

Aus den Papieren eines Jägers.

Von Julius Krudy.

Es war ein kalter Winterabend und ich befand mich ganz allein in einem einsamen Forsthause. In der Ecke stand ein kleiner Ofen und ich legte fest Holz auf das Feuer, denn — so war ich nicht mehr allein. Das Feuer sprang, schnurrte und sang knisternd im Ofen, und das Sprühen der Flammen erweckte in mir den Eindruck, als säße jemand hinter mir, jemand, der da schlief, jemand, den ich nicht anreden konnte, dessen Atem ich aber ganz deutlich zu hören vermeinte. Nur der, einzig und allein der, der an einem kalten Winterabend ganz einsam und verlassen in dem einzigen Stübchen eines abgelegenen Forsthauses sitzt, weiß, was das Geplauder des Feuers wert ist.

Ich saß, den Rücken dem Ofen zugewendet, an dem Tische, hatte den Kopf in beide Hände vergraben und war in tiefes Grübeln versunken.

Sagte ich bereits, daß es Winterabend war . . . ?! Ich hatte seit dem frühen Morgen den Wald durchstreift, irgendwo beim Holzschlage, in weiter Ferne hatte ich das Gekläffe eines Fuchses gehört. In Gedanken vertieft, hatte ich — einen schmalen Fußpfad passierend — die Fußspuren betrachtet: mochte es ein Hund gewesen sein, der hier des Weges gelaufen oder war es am Ende gar ein Wolf? An dem eisigkalten Wintertage hatte ich auf der von einer dichten Schneeschicht bedeckten Wiese schwer unter der Kälte zu leiden — ich nahm deshalb eine handvoll Schnee auf und rieb mir das Gesicht damit, wie ich das von den Bauern gar häufig gesehen.

Hahó! Hahó! Soeben war's hier noch Winter gewesen, jetzt aber scheint die Sonne helllachend über die ganze Ebene. Die Bäume am äußersten Waldesrande schimmern und glitzern, als wären sie aus eitel Zucker gebildet. Die Sonnenstrahlen aber brennen hier allzu stark, es scheint, als wollte es ein Unwetter geben . . . Und späterhin hatte ich wiederum die Dämmerung gesehen, — zum wievielten male wohl im Walde? Wie sie leise aus dem Dickicht hervortrat, ihr leichtes Röcklein hochgeschürzt, und in dem bis über die Knöchel reichenden Schnee über die Tiefebene zu huschen

begann, über das flache Land lief, der Sonne zu, immer der Sonne nach, wie die grellleuchtende Glanzscheibe immer tiefer hinter die fernen Hügel glitt. Die Dämmerstunde verlebte ich selbstverständlich noch im Forste, langsam den schmalen Pfad entlang schreitend, die Bäume prüfend, musternd, dabei still meinen Gedanken nachhängend.

Zehn Schritte von mir entfernt, sah ich plötzlich einen Strauch erbeben, der Schnee plumpste von seinen entlaubten Zweigen und aus der Richtung des Tales her vernahm mein Ohr einen rasselnden Ton. War es ein einsamer Hirschbock, der hier vorbeigekommen war, oder lauerte vielleicht ein listiger Fuchs arglos schlafenden Krähen auf?

Ich schritt meines Weges fort, dem Forsthause zu. Schließlich war es ja einerlei, ob ich mich nach Hause begebe oder die Nacht hier verbringe. Zuerst machte ich mich daran, mir Holz zu schlagen, dann zündete ich mir ein Feuer an und verspeiste den Rest meines Schinkens. Die Bärenhaut breitete ich mir umgekehrt auf dem Lindenbette aus und begann in meinem Innern zu erwägen, ob mir die Nacht wohl sehr lang werden wird? Zuhause sind die Nächte stets sehr lang. Wie lange dauert es nur, bis die Mitternachtsstunde schlägt! Und wenn dann endlich das gähnende Dunkel hinter den Fenstern verschwindet, dann entringt sich ein tiefer Seufzer Deiner schwer atmenden Brust und Du ziehst Dir die Decke bis über die Ohren: war ich ja doch niemals glücklich, werde auch nie im Leben glücklich sein . . . Der Teufel hole alle Frauen . . .!

So seufzest Du, und dann ist's schon gut, besser als um die Mitternachtsstunde — da Du nur an eine einzige Frau zu denken vermagst, an eine Falsche, Treulose . . . und da Du dennoch glaubst, daß sie Dich umarmt, glaubst, daß Du vor ihr niederkniest und ihre Füße mit glühenden Küssen bedeckst . . . Aber am Morgen liegst Du dann gähnend in Deinem Bette und Dein treuer alter Diener naht sich mit schmunzelndem Gesicht Deiner Lagerstätte und reicht Dir die Schnapsflasche. Er bringt Dir die Schnapsflasche und Du flüchtest Dich am Nachmittag in den tiefen Forst, zu den Krähen und Füchsen. Wie hoch ragt die Pappel und kann dennoch nie bis zum Himmel reichen! Auch Deine Traurigkeit, Deine Betrübnis wird Dich nur bis zum schneebedeckten Wiesengrund begleiten, denn hier kommen gar besondere Extradinge . . . hier ist der Ort der Sonderheiten.

Sind nur erst einmal zwei Dohlen über Deinem Kopfe fortgeflogen und hast Du den Flug der stummen Vögel mit Deinen Blicken verfolgt, dann hast Du schon längst vergessen, daß Du je im Leben bekümmert gewesen. In einem tiefen, dunklen Graben erblickst Du auf einmal einen ganz eigenartigen Akazienbaum. Er breitet seine Arme weit aus und an einem der kahlen Aeste hängt an einem Strohhalm ein erdrosselter Sperling. Und Du, als vielerfahrener Jägersmann, weißt ja sehr wohl, wie dieser Spatz hierher auf diesen Akazienbaum gekommen ist. Das arme Hascherl hat sich selber aufgeknüpft. Kummer und Gram war sein Los gewesen . . . Zur Frühlingszeit — zur Zeit der Liebesbrunst — schaukeln sich an der Dachtraufe der rohrgedeckten Bauernhäuser sehr viele kleine Sperlingsleichen im Winde . . . .

. . . . Der Ofen schnurrte nicht mehr, denn das Holz war mir ausgegangen. Regungslos saß ich am Tische. Zuerst fiel mein Blick auf meinen Rucksack, ich schaute ihn so lange, so unverwandt an, als hätte ich ihn bisher noch niemals gesehen. Er war aus Fell verfertigt, mit Riemenstreifen reich benäht. Seine Geschichte war die folgende: zuerst hatte mein Großvater ihn getragen, nach ihm hatte mein Vater ihn gebraucht, nunmehr war er als Erbstück auf mich übergegangen; wie könnte die Lebensgeschichte einer alten, schäbigen, abgewetzten Jagdtasche auch sonst wohl lauten . . . . ?

Ich erhob mich und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen. Wie viel Uhr mochte es wohl sein? Mitternacht liegt sicherlich noch in weiter Ferne. Ich

trat an das niedrige Fenster und blickte in den Wald hinaus. Plötzlich traf ein gar wundersamer Klang mein Ohr. Er glich einem dumpfen Brummen, und auf einmal kam mir das Grollen des im lenzlichen Brausen begriffenen Stromes in den Sinn, dem ich von der schmalen Brücke zuzusehen und zu lauschen pflegte. Hier in der Nähe ist ja aber doch kein Fluß, nichts als ein öder, wüster alter Wald mit wenigen, vereinzelten großen Bäumen, hochgewachsenen schlanken Baumriesen, die kapriziöse und phantastische Schatten auf die weiße Schneedecke zu werfen pflegen ... Ich kauerte mich nieder und hielt so meinen spähenden Blick nach aufwärts, zwischen die Baumkronen, auf den sternenlosen, grauen Himmel gerichtet. Jetzt hörte ich auch das dumpfe Brummen und Murren nicht mehr. Was mochte es nur gewesen sein? Dann jedoch kümmerte ich mich nicht länger darum. Ich war ja daran gewohnt, im Walde ganz seltsame Töne und Klänge zu hören, unbegreifliche Dinge zu sehen.

Ich setzte mich wiederum an den Tisch. Dann stand ich auf. Das Fenster war dicht neben meinem Platze und es wäre mir durchaus nicht angenehm gewesen, wenn zufällig irgend jemand vorbeigekommen wäre und mich gesenkten Hauptes in dem einsamen, verlassenen Forsthause Trübsal blasen gesehen hätte. Ein Lächeln huschte über meine Züge bei dem Gedanken: wenn jemand hier vorüberkäme?! Der Wald ist leer und stumm, auf Meilenweite ist hier keine einzige menschenbewohnteStätte. Außerdem war ich der Meinung, daß das armselige Lämpchen, das hier auf demTische brennt weithin durch das tiefe Dunkel der Nacht leuchtet.

Der Glanz kann am Ende gar noch jemanden hierher locken? Sei es ein Räuber oder ein Wild, und ich werde gezwungen sein, mein Jagdgewehr abzufeuern .... Ich blies somit das Lämpchen aus und streckte mich der Länge nach auf das Lindenholzlager. Da erst merkte ich, wie licht es draußen in der Nacht war. Das Stübchen war förmlich hell davon, so daß ich mehrere Gegenstände deutlich unterscheiden konnte. Ganz besonders meine Jagdtasche.

Meine Flinte, die in der Ecke lehnte, sah ich zwar nicht, wußte aber, daß sie dort steht, und dieses Bewußtsein wirkte beruhigend auf mich. Wie lange ich da so regungslos, so unbeweglich auf dem Lindenbette lag, in traurige, bange und gar seltsame Gedanken vertieft, das weiß ich nicht. Selbstverständlich — wie immer— dachte ich nur über meine unglückliche Ehe nach.

Auch damals war es eine solche Nacht gewesen, als ich im Schlitten von den Venceller-Seen kam. Drei feurige Rosse waren vor den Schlitten gespannt, und ein jedes von ihnen trug eine klingelnde Schelle um den Hals gehängt. Jene Nacht war genau so gewesen, wie die heutige ... In meinen Pelz gehüllt gab ich mir Mühe, aus dem Tone zu erraten, welche Glocke es war, die das eine oder das andere Pferd trug. Ich konnte jedoch nur soviel entnehmen, daß die Klingel des Beipferdes einen sehr feinen, dünnen Ton hatte. Der stämmige, untersetzte Bauer kauerte, seine Pfeife schmauchend, dabei halb und halb schlafend, auf seinem Sitze. Plötzlich tat er einen tiefen Seufzer und begann mir zu erzählen, daß ihm im Vorjahre ein Kindchen an häutiger Bräune gestorben wäre.

Ich ließ den Schlitten außerhalb des Dorfes halten. Darauf stieg ich ab, nahm meine Flinte unter den Arm und ging mit langen, geräuschlosen Schritten dem Hause zu. Da drinnen war es hell, ich legte die Hand auf die Klinke: das Tor war offen. Dann stieß ich mit einem festen Drucke meiner Schulter die Flurtüre ein. Meine Frau stand in der Mitte der Stube. Ich legte das Gewehr an meine Wange, ließ es aber gleich darauf wiederum sinken.

— BistDu toll geworden ... ? kreischte sie in angstbebendem Entsetzen.

— Nein ... Dir aber will ich auch gar nichts zu leide tun. Ich wollte den töten, der hier gewesen ... der aber ist bereits feige entflohen ...

Es ist wahrhaftig lächerlich ... lächer-

lich, wenn ich daran denke, wie aufgeregt ich damals war, und wie ich doch gar zu gerne würdevoll, kalt und gelassen, herzlich und gutherzig scheinen wollte.

— Nimm Dir nur ruhig alles mit ... Geld will ich Dir auch geben, wenn es nötig ist ... ich hoffe doch, daß der da Dich heiraten wird ... oder hast Du am Ende gar die Absicht, ein unmoralisches Leben zu führen? Die Neigung dazu ist ja bei Dir vorhanden .. Guten Abend ..

Trotz meiner momentanen Qualen muß ich auch jetzt noch lachen. Wie sonderbar ist doch die heutige Nacht. Nie im Leben hatte ich das Gefühl der Furcht gekannt, jetzt aber war es mir, als klopfte mir das Herz im Halse. Allein .... verlassen ... hier, im fernen, tiefen Walde ... auch ich bin seit jener Nacht förmlich naiv, reizbar und erregt. Wie mutig war ich doch einst gewesen .... ! Aber das ist vorbei!

Auf einmal hörte ich von ferne her Schritte nahen ... Schritte, die dem Forsthause näher und näher kamen .... Ich hörte klar und deutlich, daß jemand den beschneiten Weg herkam. Na, das hätte mir eben noch gefehlt — dachte ich — wie gut, daß ich das Licht ausgelöscht hatte. Durch das Fenster fiel ein langer Schatten in das Stübchen. Der Schatten blieb einen Moment regungslos stehen, dann hörte ich ein leises Klopfen, ein dumpfes Klirren an der Fensterscheibe. Darauf begann der Schatten sich zu rühren, sich zu bewegen, und Tritte rings um das Haus herum wurden hörbar.

Ich verstand es, diese Zeit gut auszunützen. Geräuschlos sprang ich von meinem Lager und eilte, auf den Fußspitzen schleichend, zu meiner Flinte. Hastig ergriff ich sie und preßte sie unter denArm. Die Schritte näherten sich der Türe ... Jetzt versuchte jemand, die Klinke aufzudrücken. Mein Herzschlag stockte und das Blut gefror mir in den Adern. DieKlinke gab einen kreischenden Ton, die Türe bewegte sich leise in ihren Angeln. Noch vermochte ich es nicht, den Draußenstehenden zu erblicken, nichts sah ich von ihm, als einen dicken schwarzen Arm, der still die Türe aufschob. Dies war der entsetzlichste, der gräßlichste Augenblick meines ganzen Lebens. Schier zu Eis erstarrt, an allen Gliedern wie gelähmt, stand ich da. Die Augen quollen mir förmlich aus den Höhlen, wie ich sie so mit dem Aufgebote meiner ganzen Sehkraft, auf den Arm heftete.

Die Türe blieb halb offen stehen. Diesen Moment machte ich mir zunutze. Mit einer fürchterlichen Kraftanstrengung riß ich mit bebender Hand und schlotternden Knien die Flinte in die Höhe und legte an.

— Wer ist da?! fragte ich in einem Tone, mit einer Stimme, die durchaus der meinigen nicht glich. Halt oder ich schieße!

Der Arm wurde hastig zurückgezogen.

Schnelle, laufende Schritte ertönten, die dem Walde zu in der Ferne verhallten. Die ganze Nacht hindurch vermochte ich nicht die Augen zu schließen, trotzdem ich die Türe sorgfältig verriegelt hatte.

Und dann, !päter, dachte ich gar häufig und angestrengt grübelnd darüber nach, wer es wohl gewesen sein mochte, der in jener Winternacht im Forsthause einkehren wollte ...

* * *

Zwei Jahre darauf fand man eines schönen Tages die Tochter des Waldhegers auf dem Forsthofe erhängt vor ... Sie war zurSelbstmörderin geworden ..

So manchmal denke ich mir, daß es am Ende gar dieses Mädchen gewesen war ... sie und noch jemand ... Jemand, der sie sehr, sehr liebte, so heiß liebte, daß er ihretwegen zur nächtlichen Stunde aus meilenweiter Ferne herbeigeeilt war, — daß es wohl die beiden sein mochten, die hierher kommen wollten?!



Liebesrausch.

Von Emerich Berkes.

Als sich diese Geschichte zutrug, blühte draußen der Mai, der duftende, dumme Mai, der die Menschen so leicht berauscht und sie glauben macht, daß seine fiebernde Luft an dem Unheil schuld ist, die Luft und der an der Sonne wahnsinnig gewordene Frühling. Denn wenns zufällig Dezember gewesen wäre, hätte das Unglück sicher vermieden werden können. Abend für Abend sprachen sie vom Mai, von seinem Knospen und Blühen, begannen es tausendmal von vorne, sagten tausendmal dasselbe, einmal flüsternd, dann wieder laut, zumeist aber mit geheuchelter Gleichgiltigkeit. Doch beide dachten an etwas anderes. Sowohl der Doktor wie auch die Frau des Steuerbeamten ... Weit wars irgendwo in einem langweiligen Dorfe, wo Klatsch und Kot besser gedeihen als anderswo, und wo der Wein so billig ist.

„Sie wissen es ja, daß die Stadt seit jeher mein Traum war. Die große, glühende, aufregende Stadt, die so anders ist. Sechs Jahre habe ich hier gelebt. Vielleicht bin ich gealtert, bin verbittert, aber jetzt gehen wir. Mein Mann wurde transferiert. Heute ist das Telegramm gekommen. Wie schön es doch sein wird. Die Elektrische, das Theater, hohe Häuser, strahlende Schaufenster. Und nichts von alldem, was Dorf heißt. Schmutz und Langeweile. Es war ja Selbstmord. Sie wissen's ja am besten ...."

Der Doktor war traurig.

„Ja", sagte er, „Ihr geht fort und ich bleibe im Dorfe. Ich werde hier allein versauern unter ungewaschenen Bauern. Und Sie verlassen mich?"

„Ja. Ich bin nicht undankbar ... aber kommen Sie doch mit. Meinen Mann würde es nur freuen. Kommen Sie mit in die Stadt. Sie selbst haben es ja hundertmal gesagt .. Am Abend kommt mein Mann, wir werden die Sache besprechen. Wollen Sie?!"

„Ja."

Der Doktor ging, die Frau setzte sich ans Klavier, schlug wirre Rapsodien an und hing ihrer Vergangenheit nach. Sie dachte an die sechs langen Jahre, die sie hier verlebt hatte, dachte an ihren Mann, der Tag und Nacht arbeitete und studierte, sich dem Spott und der Verachtung preisgab, und all das, um das Diplom zu erlangen, um ihre Sehnsucht erfüllen zu können. Die Sehnsucht nach der Stadt. Und es ist geglückt. Dann dachte sie an ihren einzigen Freund, den Doktor, der immer gut zu ihr war, immer lieb und gut, wie der beste Bruder. Und jetzt muß sie diesen feinen, stillen Menschen verlassen, der sie pflegte und heilte, wenn sie krank war, der sie tröstete, wenn sie am Rande der Verzweiflung stand ... sonst hatte sie ja nichts hier, nicht einmal eine Blume, die sie hätte mitnehmen wollen, nicht ein einziges Andenken, an das sie sich geklammert hätte. Das Verlangen nach der Stadt war so brennend in ihr, daß sie für alles andere unempfindsam wurde. Selbst für den Klatsch, der sie als die Geliebte des Doktors hinstellte.

Abends standen die Fenster offen und der Mai huschte in ihr Zimmer. Die dunklen Keile des Abends begannen sich zwischen die Häuser des Dorfes zu schieben, und niemand scherte sich um den Frühling. Er hatte nichts besseres zu tun, als die Gluth dieser beiden schönen Menschen anzufachen.

„Warum kommt er nicht, wo bleibt er?" wiederholte die Frau beunruhigt. Sie dachte an ihren Mann und an die Bahnstation, die vom Dorfe zwei Stunden weit entfernt lag. An die schlechten Klepper, die nicht traben wollten, an die durchweichten Straßen, auf denen der Sandläufer bis zu den Achsen versinkt.

„Möglich", daß der Zug mit Verspätung eingefahren ist", sagte der Doktor, „es ist nichts anderes denkbar", setzte er rasch hinzu, dachte aber an etwas anderes. Und so eindringlich hatte er noch

nie an das gedacht, wie eben jetzt. Er suggerierte der Nacht einen belanglosen Eisenbahnunfall. Scheu gewordene Pferde, einen Ueberfall mit friedlichem Ausgang. Es wäre besser, wenn der Steuerbeamte heute Nacht, nicht nach hause käme.

Mit einer hastigen Bewegung langte der Doktor nach der Hand der Frau.

„Niemals“, sagte sie. Wurde rot und gleich darauf totenbleich. Um sich zu beruhigen, wiederholte sie noch einigemale: „Niemals!“

Lange kam keine Silbe über ihre Lippen.

„Niemals“, flüsterte sie nochmals in das Ohr des Doktors. „Es würde mich ehrlos machen, nein. Er hat an meiner Seite gelebt, gelitten, freudenlose Jahre hindurch gebüffelt wie ein Schuljunge. Ihm wäre das Dorf gut genug gewesen, mit all dem, was es hat. Klatsch, Ekel, kniehohen Kot. Aber er ist mir zuliebe wieder Student geworden, hat für mich gekämpft, für mich gearbeitet. Für die Stadt, deren Schönheit ich ihm an qualvollen Winterabenden ins Ohr geflüstert habe, an Abenden, da er unfähig war, zu lernen, da ihn erfolglose Prüfungen zu Boden geschmettert hatten . . . Niemals . . .“

„Du hast es mir versprochen . . . hast mir versprochen, daß vor Deiner Abreise . . . damals . . . “

„Ich war wahnsinnig. Es war nach einer Krankheit. Es war Dankbarkeit . . . doch habe ich's bereut. Ich sage, daß es unmöglich ist. Ich müßte zugrunde gehen.“

„Du liebst ihn ja nicht. Du liebst mich. Es wäre töricht, so zu leben, in einer unerfüllten Sehnsucht aufzugehen. Die Stadt? Was ist das? Komm! Fühlst Du nicht, daß wir leben müssen, rasch und glühend, weil wir bisher nur elend waren?“

„Nein, niemals . . . wo bleibt er nur? Hat der Zug Verspätung gehabt?

Sie ließ den Kopf hängen. Tief, damit er ihr nicht ins Auge sehen könne. Jetzt dachte sie zum ersten Male daran, was mit ihr geschehen würde, wenn ihr Mann nicht nachhause käme, wenn er den Zug versäumt hätte. Sie fürchtete sich davor, doch sehnte sie es herbei. Alle Qualen der letzten sechs Jahre peinigten ihr Hirn. Sie hob den Kopf und blickte den Doktor an.

„Gehen Sie, gehen Sie nach Hause. Es ist spät.“

Der Doktor stand auf.

„Gute Nacht“, sagte sie leise.

„Adieu.“

Doch ließen sich ihre Hände nicht los.

„Gehen Sie“, flüsterte die Frau.

„Er kann heute nicht mehr kommen“, sagte der Mann, „es ist unmöglich, daß er heute käme.“

Die Frau befreite ihre Hand.

„Gehen Sie, ich kümmere mich nicht um den Klatsch, aber er ekelt mich an. Wir bleiben noch einige Wochen und ich will nicht verdächtigt werden. Es ist zu spät, mein Mann ist nicht zuhause, gehen Sie.“

„Gute Nacht.“

Der Doktor ging. Die Frau eilte ins Schlafzimmer und blickte ihm nach. Es war finster, kein Mensch war zu sehen, sie steckte den Kopf zum Fenster hinaus und ließ ihr Haar von der Nacht umspülen. Sie riß die Augenlider auf und sah nichts. Ihre Phantasie tastete nach dem Manne ihrer Träume. Jetzt blieb er stehen. Er steht still und blickt zum Himmel empor. Plötzlich erschrack sie . . . . . nein, nein, komme nicht zurück, flüsterte sie glücklich. Sie hörte nichts und hatte dennoch das Empfinden, als ob sie jemand bei ihrem Namen gerufen hätte. Mit verlangend zitternder Stimme. Sie hörte ihren Namen, der Wind hatte ihn gebracht. Jetzt stand jemand vor ihrem Garten zwischen den Fliederbüschen. Er flüsterte: Meine Emma . . sechs [illegible]re . . . wie waren wir doch dumm . . nicht einmal ein verwaistes Blümchen hatte ich Dir geschenkt . . . Eine Fliederdolde . . . hier nimm sie . . . Ein Frösteln kam über sie, sie hüllte sich fester in ihren Schlafrock und starrte in ihre Halluzinationen. Da begann es in ihrem Kopfe zu glühen, ihre Schläfen erzitterten. Sie

wandte sich um . . vor ihr stand der Doktor.

„Ich bin zurückgekommen", sagte er und umarmte die Frau.

„Entsetzlich", stöhnte die Frau. Sie knickte zusammen. Ihr junger Leib glühte, wogte, taumelte und sträubte sich. Sie weinte und küßte mit wilder Gier den Mann. Der Mai schwebte im Zimmer und blies die Kerze aus.

„Emma, Emma!" sagte der Gatte draußen vor der Tür. „Schau doch, ich bin gekommen." Und stieg vom Wagen.

Er war von weither heimgekehrt und hätte in seiner übersprudelnden Freude am liebsten gejauchzt. Er hätte es hinausgeschmettert in die Nacht, alles, was er von seiner Frau so oft gehört hatte. Wie das Dorf so schmierig, der Klatsch so scheußlich sei. Wie gemein die betrunkenen Menschen seien. Aber nun geht sie in die große Stadt, weil er transferiert wurde, und kommen nie mehr hierher zurück. Nun sind sie doch so glücklich. Er und seine Frau.

Er war ein wenig berauscht, denn er hatte unterwegs Station gemacht. Er hatte wohl nicht viel getrunken, doch aber muß er jedem sein Glück erzählen. Auf seinem Hute prangte ein Blumenstrauß, in den Augen saß ihm der Rausch. Deshalb war er nicht zur Zeit gekommen.

„Süße Emma", sagte er wieder, „sicher hast Du nicht das Rollen des Wagens gehört. Nein, nein, Du hast es nicht gehört . . . Du schläfst . . . Welches Glück . . . wir gehen weg von hier . . . Ich werde Sekretär, Direktor oder sonst was Großes. Und hier bleibt der Doktor, immer nur der Doktor, aus dem Notär wird nichts, aus dem Advokaten auch nichts . . . doch ich werde Direktor, Herr Direktor Menyhert . . schmieriges Dorf."

Er war schon im Hause. In der Dunkelheit blieb er ein Weilchen stehen, tastete dann vorwärts und konnte nicht recht begreifen, warum um ihn her alles in Finsternis gehüllt sei, wo doch in ihm das Glück so hell loderte.

Der Kutscher machte Licht.

„Emma, schläfst Du? Bleib, mein Engel, brauchst nicht aufzustehen. In zwei Wochen reisen wir... Sei mir nicht böse, weil ich so spät komme. Die Wege sind schlecht."

Er ging dem Schlafzimmer zu. Er wußte sich nicht zu erklären, wie es kommen konnte, daß er den Doktor vor sich sah.

„Still, still, mein Freund", sagte der Doktor, die Umarmung des Berauschten abwehrend.

„Ich bin ernannt. Wir reisen. Ich bin Direktor. Schläft sie?"

„Deine Frau? . . . Abends war sie schwerkrank, sie hat um mich geschickt. Es ist besser, Du weckst sie nicht."

Der Doktor hatte nicht in die trüben Augen seines Freundes geblickt. Er stand neben ihm, aufrecht, mit forcierter Strammheit und wunderte sich darüber, daß er vor Schreck nicht in sich gesunken war, und herausfordernd in das rote Gesicht des Berauschten blicken konnte.

Der Gatte stierte dumm vor sich hin.

„Ist was vorgefallen? fragte er dann mit erschrockener Stimme.

„Nichts", erwiderte der Doktor und schritt dem Ausgang zu.

„Warte!" schrie ihm der Mann nach. In seiner Stimme zitterte das Erwachen.

Der Doktor wandte sich um.

„Was willst Du?!"

Der Mann wollte sich auf ihn stürzen, doch seine Bewegung erstarrte, denn im Schlafzimmer war ein Schuß gefallen. Der Duft des heißen Frauenblutes drang zum Fenster hinaus und verflatterte im Mai . . . .



Sechzehn Spritzer!

Von Paul Relle.

Es dämmerte, der Morgen graute. Ein matter, bläulicher Lichtschimmer drang durch das mit fahlroten Gardinen verhängte Fenster. Der auf dem Tische verschüttete Wein war verdunstet, getrocknet und erfüllte — mit kaltem, schwerem Tabakqualm und dem Geruche menschlicher Ausdünstung vermengt — die niedrige Stube mit einer drückenden beklemmenden Atmosphäre. In der tiefen, schläfrigen Stille erhielt jetzt alles im Raume einen blaß-blauen Schein: die abgewetzten Bänke, Tische, Stühle, die Oeldruckbilder mit den vergoldeten Rahmen, die Gläser, Krüge und Kannen. Der lange, grüne Schanktisch im Hintergrunde machte sich so breit, als wäre er ein ungewöhnlich langer Sarg; die ihn schützende Blechdecke glich mit ihrem matten Glanze einem alten Leichentuche. Frau Dengl, die Schankwirtin, saß, den Kopf müde und erschöpft auf die Hand gestützt, da und gähnte heftig. Sie war etwas ungeduldig, aber auch ein klein wenig ärgerlich. Ihr Mann schlief, laut schnarchend, hinter dem Spitzenvorhange an der Glastüre, bereits seit Stunden den Schlaf des Gerechten, jetzt aber möchte auch sie schon gar zu gerne die müden Augen zur wohlverdienten Ruhe schließen.

— Jetzt aber heißt es Feierabend! rief sie dem letzten Gaste zu, der Pepi wird gleich aufstehen, am frühen Morgen kommen schon die Schnapsbrüder und bis dahin muß hier schon alles in Ordnung sein.

— Noch einen Spritzer, erwiderte der Gast, einen Abschiedsspritzer, dann gehe ich!

Aufrecht, aber mit unsicher wiegendem Kopfe stand er, an das Pult gelehnt, da; den Oberkörper über den Ladentisch beugend, näherte er sich der Frau und begann ihr leise ins Ohr zu spielen.

— Genug! Genug! wehrte sie den Harmonikaspieler ungeduldig von sich ab während ihre Blicke mit nervöser Furcht auf der Glastüre ruhten. Gleich wird er aufstehen, er schnarcht schon kaum mehr!

Der Bursche legte darauf die Harmonika auf die Blechhülle des Ladenpultes, setzte sich halbseits auf den Schanktisch und flüsterte der Wirtin bebend mit stotternder, stolpernder Zunge zu:

— Der Mann schläft dort drinnen jetzt tief und fest, ich aber . . . ich werde schier verrückt . . . Er wird gleich aufstehen, wird dann ruhig und friedlich sein Tagewerk verrichten, er wird seine Schwemme auskehren, wird die Branntweiner bedienen, ich hingegen muß schlaflos, unausgerastet, so wie ich hier bin, vor meinen Leierkasten spannen, gleich einem Lastpferd, und kann den ganzen lieben Tag lang betteln gehen, nur damit ich am Abend genügend Geld habe, um es hier ausgeben zu können . . . . . . Fühlen Sie denn nicht, daß dies eine Ungerechtigkeit ist? Den ganzen Tag hindurch esse ich keinen Bissen, trinke ich keinen Schluck, nur um mich am Abend hier betrinken zu können, und währenddessen schläft er ruhig, schnarchend, im Gefühle seiner Sicherheit, und mir . . . bricht dabei das Herz . . . .

Träumerisch, aber von ungestümem Verlangen erfüllt, breitete er die Arme weit aus und flüsterte in erstickten Tone, beinahe röchelnd:

— Frau Dengl . . . wenn Sie mich jetzt so hier weggehen lassen . . . so hänge ich mich auf . . . .

Sie jedoch stieß energisch seinen Arm von sich ab und fuhr ihn barsch und ärgerlich an:

— GehenSie! Lassen Sie mich! Fort! Ich schreie . . . fort!

Der Bursche fiel auf das Schutzblech des Schanktisches nieder, er war nicht im Stande, seinen schweren Kopf aufzurichten, und brach in Tränen aus.

— Trunkenbold! schrie sie ihm abscheubebend und zornentbrannt mit dunkelrotem Gesichte zu.

— Trollen Sie sich, denn sonst werfe

[illegible]

schen ins Weinen zu bringen pflegt, einer Stille, die ihn so erschreckte und beängstigte, wie ein schwerlastender, böser Traum. Hinter dem Eisenrouleaux knirschte der Schlüssel im Schlosse, und von dorther hallte Frau Dengl's Lachen noch dumpf zu ihm heraus.

— Ich bin's, den sie auslacht, dachte er, bückte den Kopf und legte das Ohr an den kalten Eisenrolladen.

Ein paar Sekunden lang blieb alles still, dann hörte er wiederum das süße, herzliche Lachen der Wirtin, jetzt aber wurde dieses bereits von einem anderen Gelächter begleitet: von einem schläfrigen, schlaftrunkenen, weinseligen Männerlachen. Es war Pepi's Lachen. Der Aermste schmiegte sich bebend an den Rolladen, sein Herz hämmerte wild zum Zerspringen, er lauschte, lauschte, aber hörte gar nichts. Es dämmerte, langsam, nach und nach verrauchte auch sein Rausch, er fuhr schaudernd, am ganzen Leibe bebend zusammen.

— Sie sprechen jetzt von mir, dachte er zitternd.

Auf einmal hörte er die Stimme des Mannes.

— Ein Tagedieb! sagte dieser lachend.

— Armer Narr! fügte die Frau gleichfalls lachend hinzu.

Der Bursche blickte verzweifelt rings um sich, als suchte er einen Weg zur Flucht.

Sein Rausch war völlig verflogen, er fühlte nichts anderes mehr als eine wilde Verzweiflung, als eine ernüchternde Verbitterung.

— Ich habe hier nichts mehr zu suchen, konstatierte er traurig in seinem Innern, ihm kam der Gedanke, nachhause zu gehen, sich zu waschen, seinen Leierkasten aus dem Haustore zu schieben und sich auf seine alltägliche Konzerttournee zu begeben, dorthin, wo man ihn liebt, als Sänger der Höfe, in der Josefstadt, mit seinem jüngeren, illegitimen Bruder zusammen, der ihn — gut ausgeschlafen — sicherlich schon längst ungeduldig erwartete. Seine Züge erhellten sich, seine Miene ward heiterer, er wollte gehen.

In diesem Momente drang aus dem Inneren der Schankstube ein polterndes Getöse, ein lautes Plumpsen an sein Ohr. Er blieb stehen und lauschte angestrengt. Dann hörte er zwei zankende Stimmen, hörte die beiden gegen einander anstürmen, ein wildes Ringen, ein verzweifeltes Streiten. Die Stimme der Frau ward immer tiefer, die des Mannes immer kreischender, höher. Da füllte sich sein Herz mit neuer Hoffnung. Du Bauerntrampel! Du Niemand! Du Dirne! — hörte er, konnte die Stimmen aber schon nicht mehr von einander unterscheiden.

— Sie haben sich gezankt, sind gewaltig an einander geraten, dachte er bei sich, meinetwegen haben sie sich gestritten, und sie hat sicherlich meine Partei ergriffen! ...

Bei diesem Gedanken ward er ganz weich. Dann, später fiel ihm das Versprechen ein, das er ihr in der Nacht gegeben.

— Ich muß sterben, — schluchzte er — gleich ... jetzt gleich werde ich mich aufknüpfen! Jetzt werde ich es just erst recht tun! ... Jetzt soll sie sehen, wer ich bin! Jetzt ... jetzt darf sie sich um keinen Preis in mir getäuscht haben.

Er legte die Harmonika neben sich auf die Erde und zog sein großes buntes Schnupftuch aus der Tasche.

Tränen traten ihm in hellen Perlen in die Augen, als er daran dachte, wie tief gerührt und bewegt sie sein werde, wenn sie ihn beim Aufziehen des Eisenrouleaux dort an der Mauer hängen sehen wird, dort neben der Firmentafel mit traurigem, blauem Gesichte als ein Schild wahrer, echter, treuer, toter Liebe.

— Deshalb lohnt es sich wahrlich zu sterben!

— Er prüfte den großen Nagel neben der Firmentafel auf seine Festigkeit, knüpfte sein Taschentuch zu einer festen Schlinge, in die er den Kopf steckte und die er sich dann um den Hals legte. Ein Lächeln vollster Glückseligkeit huschte über seine Züge, als er vor sich hinflüsterte:

— Jetzt sterbe ich! Gott schütze Dich, teure Frau Dengl!

Ihn schwindelte, seine Sinne begannen zu schwinden.

Als er wiederum zu sich kam, stand er da, an die Wand gelehnt, ebenso steif und starr, wie die Rouleauxstange an seiner Seite, und vor ihm stand der Pepi, das zerschnittene bunte Schnupftuch in der Hand haltend und herzlich lachend.

— Komm nur schnell herein. Marerl, trinke ein Gläschen, gleich wird Dir besser sein. Wenn Dir etwa die Moneten ausgegangen sind, so hat das nichts zu sagen, Du kannst ruhig auf Pump trinken, wir werden Dirs schon aufs Kerbholz schreiben! Wirst's uns schon zahlen, wenn Du wieder Geld hast. Die vielen Spritzer haben Dir geschadet, 's war'n aber auch gar zu viele, bist halt noch jung, kannst noch nicht so recht trinken, wirst es aber schon noch lernen, bis Du erst einmal ein so alter Junge sein wirst, wie ich... Na... so komm' doch! Aber verhalte Dich fein still! Frau Dengl schläft.. ich schlag Dich blau, wenn Du sie aus dem Schlummer weckst!

Mit diesen Worten zog er den Burschen in die Schankstube.

Drinnen in der Wirtsstube fegte die Magd mit verschwollenen, verweinten Augen schluchzend die Scherben zusammen.

— Dalli! Dalli! Flink! Tummle Dich! schrie Pepi sie barsch an, und ein andersmal gib besser acht auf deine ungeschickten Hände und auf Deine Kalbsaugen, und den Schaden, den Du verursacht hast, werde ich Dir von Deinem Lohne abziehen. Ein andermal gib halt besser acht! ... Wenn's Dir nicht paßt, so kannst Du gehen... meinetwegen kannst Du gleich gehen! Aber gehe leise, denn wenn Du Frau Dengl weckst, so... so breche ich Dich meiner Seel' mitten entzwei! Komme Marl, komme nur ruhig!

Der Bursche wandte sich langsam von der Türe ab, er wußte selber nicht, was er empfand. Hatte er sich jetzt erst betrunken oder hatte er schon in der Nacht einen Rausch gehabt? Ist das der Pepi, den er so glühend haßt, und ist das jene Frau, die dort drinnen hinter jener Glastüre so ruhig und friedlich süß schläft, während er sich hier draußen ihretwegen aufgehängt hatte? Er fühlte durchaus nicht, daß das Herz ihm weh tat, es war eher ein Gefühl der Scham, das er empfand. Er wäre am liebsten zum Pepi hingegangen, hätte dessen große, dicke, fleischige, rote Hand mit dem breiten gelblich glänzenden Goldring mit warmem Druck ergriffen und ihm gesagt: Verzeihe mir! — Der Pepi hatte ihm das Leben gerettet, während die Frau ihn mit Seelenruhe dort draußen krepieren gelassen hätte. Die Frau hatte ihm sein Geld weggenommen bis auf die acht Kreuzer, der Pepi aber, der Pepi gibt ihm Kredit...

Jetzt erst wußte er, daß nicht einmal von ihm die Rede gewesen war, sondern von der ungeschickten Magd, von den zerbrochenen Gläsern und Krügeln, die er noch in der Nacht dort ganz heil zurückgelassen hatte.

— Sie haben mir das Herz gebrochen — jetzt fegen sie die Scherben zusammen — und Frau Dengl schläft...

So ähnlich waren die Gedanken, die sein Hirn kreuzten. Er schlich sich verstohlen aus dem Raume hinaus. An der Türe angelangt, bückte er sich hastig nach seiner Harmonika. Als er sie aufhob, reckte und streckte sich das Instrument wie ein aus schwerem Schlafe erwachender Mensch, und ein langgedehnter, unsäglich kläglicher, spöttischer Laut entrang sich seinem Innern.

Entsetzt warf der Bursche die Harmonika wieder zu Boden, auf das Steinpflaster, und rannte eilig davon.

Pepi, der im Türrahmen stand, donnerte ihm aus voller Kehle nach:

— Marl! Marl!

Der aber rannte, rannte nur weiter, so schnell seine Füße ihn tragen wollten, wie ein Mensch, den ein böser Traum verfolgt. Er sah die anlangenden Schnapsbrüder auch gar nicht, die ihm laut lachend nachblickten, um sich dann mit einem ruhig-gelassenen „Schönen

guten Morgen!" in Frau Dengl's Schankstube zu begeben.

Die Morgenröte aber breitete einen vom Sonnenscheine glänzend bestrahlten Teppich vor die Füße des dahinrasenden Burschen . . . .

Wer war's?

Eine Karnevalsgeschichte von Else v. Steinkeller.

Karneval in Venedig! Fastnachtdienstag! Fröhliche, bunt kostümierte Menschen beleben den Markusplatz und die angrenzenden Gäßchen, eilen behende über Marmortreppen und Kai oder fahren in blumengeschmückten Gondeln auf dem Canale Grande.

Mattrötliche Lichter malt die untergehende Sonne auf die große, perlmutterflimmernde Wasserfläche, ein leichter Abendnebel spinnt Feenschleier um glitzernde Kuppeln und Türme, läßt alle Konturen der Paläste weich und zart erscheinen und hüllt das ganze zauberische Bild ein in ein seltsam silbernes Licht. Und Frühlingsluft weht! Warm — unnatürlich warm fast für einen Februarnachmittag. Eine Luft, die Menschen mit sensitiven Nerven zum Lachen und Weinen, zum Träumen und Dichten bringt, die Erinnerungen weckt, Märchen erleben läßt.

Ueber die große Eisenbahnbrücke, die vom Festlande her über die Lagunen nach Venedig führt, rollt der D-Zug. Ein blondes, vielleicht achtzehnjähriges Mädchen lehnt an einem Kupeefenster, strahlend, glückselig! Ihr Traum ist Venedig gewesen, ihre Sehnsucht von Kindheit an, und nun fährt sie der Märchenstadt entgegen, die da von Duft umwoben wie eine Fata Morgana aus den Fluten taucht.

Und in ihrem Glück fährt sie auch entgegen, denn ihr Vetter Heinz von Kyllburg erwartet sie hier und ihren Vater. Dieser Vetter — der nebenher auch ihr Bräutigam werden wollte und den sie in kindischem Uebermut bis jetzt genasführt und geneckt hat, so daß er wirklich nicht wußte, ob sie ihn liebte oder nicht. Aber gut zu ihm sein, damit er nicht umsonst den kurzen Urlaub genommen hatte, sondern als erklärter Bräutigam zurückreisen konnte nach Rom, wo er bei der Gesandtschaft kommandiert war.

Venedig! Langsam fährt der Zug in einen unfreundlichen, nicht übermäßig sauberen Bahnhof! Nichts mehr von Poesie, von süßen Träumen, aber ein enttäuschter Ausdruck in Ediths Gesicht.

„Heinz ist nicht da, Papa!"

„Dacht' ich mir's doch! Nun bestellt uns der Bengel hier zum Rendezvous, und dann versetzt er uns!"

Knurrend sucht der Baron von Holten sein mannigfaches Handgepäck zusammen, knurrend wehrt er sich gegen etliche dienstbereite „Facchinos", die er, karnevalsmäßig wie sie aufgeputzt sind, innerlich „Banditen" bezeichnet.

„Du, Ditha!"

„Was denn, Papa?"

„Mir fällt das Volk hier auf die Nerven! Meinst Du nicht auch, daß wir lieber in den Wartesaal gehen? Vielleicht kommt Heinz doch noch!"

„Nein, Papa, wir fahren ins Hotel!"

Edith ist böse auf Heinz! Alle Weichheit von vorhin ist geschwunden. Resolut übernimmt sie die Führung, führt ihren Vater durch alle ihm drohenden italienischen Gefahren gewandt hindurch, und draußen vor dem Bahnhof, ja, da ist dann keine Gelegenheit mehr, über Enttäuschungen nachzudenken, denn da draußen, da ist eben Venedig, und zwar Venedig im Karneval. Und da sind auch die Gondeln, wirkliche, richtige venezianische Gondeln mit den malerischen Gondelieren.

„Du, Ditha! Was reden denn die Kerls, die den Kahn mit einem Angelha-

ken heranzogen, blos immer von „Mantschen"?"

Papa Holten ist schon wieder mal mit zwei verdächtig ausschauenden Individuen hart aneinandergeraten, weil sie mit rollenden Augen und wilden Handbewegungen „mancia", ihr Trinkgeld, verlangten.

Die arme Edith — es liegt wirklich viel auf ihren Schultern, da Heinz sie im Stiche ließ.

Aber da ist ja ein anderer Herr, der augenscheinlich helfen will, da er ihre Verlegenheit bemerkt. Und — ja — das ist wirklich Heinz' große, elegante Figur, seine Art, sich zu bewegen, aber merkwürdig, er trägt ein kostbar gesticktes, schwarzes Samtkostüm im Stil der Renaissance, und er ist maskiert. Gesicht, Kopf, Hände, nichts zu erkennen, kein Titelchen seines wirklichen Menschen kommt zum Vorschein.

Aber schließlich ist es eben Karneval, wo hier so ziemlich alles maskiert ist und er hat ein tadellos ritterliches Benehmen. Also ob es nun Heinz ist oder nicht, Edith beschließt, seine Dienste anzunehmen. Reizt ihre lebhafte Phantasie doch auch im stillen das kleine Abenteuer, falls es Heinz nicht sein sollte, sondern ein Fremder, der sich die Maskenfreiheit zunutze macht.

Höflich verneigt sich der „schwarze Mann", beruhigt mit ein paar Centesimi Papa Holtens Widersacher, weist mit herrischer Handbewegung dem Gondelier den Weg, setzt sich ungeniert Edith gegenüber in die Kissen — und schweigt.

Mit leisen, kaum hörbaren Ruderschlägen gleitet die Gondel dahin. Verglommen ist das Abendrot. Fahlgraue Dämmerung senkt sich mehr auf Venedig. Mit großen, träumenden Augen sieht Edith um sich. Schon blitzen hier und da Lichter in den Palästen auf. Mit Lampions erleuchtete Gondeln voll phantastisch geputzter Menschen begegnen ihnen. Ist es also etwas unheimliches, daß ein ebenso phantastisch geputzter Mensch ihr gegenübersitzt? Im Gegenteil, paßt er nicht sogar viel besser in die Szenerie als sie und ihr Vater, denen noch die ganze Prosa des Reisekostüms anhaftet?

Stumm sitzt der Fremde, aber blitzende Augen hängen hinter der Maske unablässig an Ediths Gesicht, das in seiner klaren Reinheit alle Empfindungen ihrer Seele widerspiegelt. Und diesen blitzenden Augen muß magnetische Kraft innewohnen. Immer wieder muß sie daran rätseln, wessen Gesicht hinter der Maske verborgen. Und dann plötzlich, weiß sie es genau — es ist doch Heinz, ihr unartiger Vetter und zukünftiger Gemahl, der sich hier einen Karnevalscherz erlaubt. Und bei dieser Entdeckung singt und klingt es in ihrem glücklichen Herzen, und in aller Daseinswonne kneift sie ihren von dem gleichmäßigen Plätschern der Ruder sanft eingenickten „alten Herrn" intensiv in den Arm.

„Was ist — was ist?"

Der Baron von Holten fährt schuldbewußt zusammen, in dem unklaren Gefühl, auf Abwegen ertappt worden zu sein.

„Papa, der schwarz maskierte Herr ist Heinz!"

„Ach, rede keinen Unsinn!"

„Kannst es glauben, er ist es; eben zog er den Handschuh aus, ich habe ihn sicher an der Hand erkannt!"

„Kann man einen Menschen denn an der Hand erkennen?"

Der Baron von Holten schüttelt den Kopf, dann setzt er umständlich den Kneifer auf und schaut sein Gegenüber prüfend an.

„Ich glaube auch, er ist es! Aber nimm es mir nicht übel, das ist ja doch eine hahnebüchene Frechheit. Na warte, mein Jungchen! Uns so zu veruzen! Das werden wir Dir anstreichen!"

„Aber, Papa, es ist doch Karneval!"

„Ach was, Karneval! Ein vernünftiger Mensch macht doch solchen Blödsinn nicht mit! Und überhaupt, es ist doch eine Materidee, einen in diesem Hexensabbath zum Rendezvous zu bestellen, noch dazu nach Venedig, wo man sich in normalen Tagen schon vorkommt wie auf einer Maskerade!"

Der Baron von Holten knurrte wie-

der mal heftig, und da die Gondel eben am Hotel hält, macht er sich eiligst daran, hinauszuklettern, nicht ohne im Vorbeigehen den schweigsamen „Neffen“ kräftig auf die Schulter zu schlagen.

„So, mein Söhnchen, nun feiere Du ruhig Deinen Karneval weiter! Mich und die Edith siehst Du erst morgen wieder, wenn Du vernünftig geworden bist!“

* * *

Blitzende Augen hinter der Maske folgen Edith von Holten, als sie die Marmorstufen zum Hotel hinaufsteigt. Sie beobachten sie durch die Blätter einer großen Fächerpalme, als sie im Speisesaal beim Essen sitzt, und verfolgen sie, als sie vom Vater wohlbehütet oben in ihr Logierzimmer gebracht wird. — Und dann steht eine schwarze Gestalt vor dem Hotel und wartet geduldig, bis oben im Zimmer des alten Herrn das Licht erlischt und bis im Zimmer daneben eine weiße Gestalt auf den winzigen Balkon tritt, und über das vergoldete Bronzegitter gelehnt, sehnsüchtig hinausträumt in die vor ihr liegende fremdartig schöne Welt.

Wie im Märchenland ist Edith. Betäubt von Venedigs weicher Luft, verzaubert von aller Schönheit. Und Sehnsucht hat sie — ach, so große Sehnsucht! Warum nur Heinz nicht wenigstens zuletzt, als sie ausstiegen, die Maske vom Gesicht nahm? Eigentlich war es doch genug gewesen des Karnevalsulks! Wie er das überhaupt nur ausgehalten hatte, so stumm von ihr zu gehen? An Papas Bösesein brauchte er sich doch wirklich nicht zu kehren! Aber so sind eben die Männer!

* * *

Groß steigt der Mond herauf. Wie eine feurige Scheibe scheint er über der Kirche Maria della Salute zu schweben. Gespenstisch glitzert das Dach, die Goldornamente der majestätischen Kuppel.

Höher steigt er, bleicher wird sein Gesicht, aber eine silberne Straße malt er jetzt auf das Wasser, die breiter und breiter wird, sich hinzieht, bis an Ediths Hotel. Und richtig, da vorn an dem Pfosten vor dem Portal, an dem die Gondeln anlegen, da steht ihr schwarzer Ritter. Unverkennbar, jetzt doch Heinz. Er winkt ihr. Ist es ein Unrecht, wenn sie hinuntergeht zu ihm, jetzt, wo sie doch noch nicht schlafen kann, wo in diesem himmlischen Venedig sicher überhaupt kein Mensch schläft außer ihrem griesgrämigen Papa?

Heinz ist doch ihr Vetter, bald vielleicht ihr Gatte — niemand kann doch etwas dabei finden, wenn sie noch einen kleinen Mondscheinbummel mit ihm unternimmt, sich von ihm diese Märchenstadt im Karnevalstrubel zeigen läßt.

Da, er winkt wieder.

„Ja, ja, ich komme!“ ruft sie hinunter, bindet eilig einen Spitzenschal über ihr weißes Kleid und huscht die Treppe hinunter.

Heinz trägt noch immer die Maske. Aber im Vestibül des Hotels, wo reges Karnevalstreiben herrscht, fällt das ebensowenig auf wie draußen in dem kleinen Gäßchen, in das er sie durch die hintere Haustür führt. Edith bedauert es sogar, daß sie nicht auch maskiert ist, und unter einer wahren Salve von Konfetti zieht sie errötend ihr Spitzentuch ins Gesicht.

„Nun rede aber einen Ton, Heinz“, bittet sie dann und hängt sich vertraulich in seinen Arm.

Er schüttelt den Kopf.

„Ach, Du bist schrecklich! Na warte nur, morgen am Aschermittwoch sollst Du mir Buße tun!“ Jetzt nickt er zustimmend — und solche Demut, so etwas unendlich Trauriges liegt plötzlich in der Haltung seiner stolzen Erscheinung, daß Edith zärtlich über seine Hand streicht.

Diese Hand immer noch ohne Handschuh — Heins’ Hand!

Aber kann man einen Menschen auch wirklich an der Hand erkennen? Warum schaudert Edith plötzlich? Wenn es nun gar nicht Heinz wäre!

Sie streicht sich über die Stirn, über die Augen! Fiebert sie oder ist es nur diese weiche Luft, diese mysteriöse Beleuchtung, die ihre Phantasie erregt und ihr allerhand Unheimliches vorgaukelt?

Wo sind sie nur jetzt? Wieviel der engen Gäßchen Venedigs haben sie durchschritten, über wieviel Marmorplatten sind sie gestiegen? Immer im Zickzack gehen sie, vorüber an Wohnhäusern und Verkaufshallen, an alten Palästen, malerische Winkel durchstreifen sie, wo schadhafte Wäsche sich von Fenster zu Fenster über die Gasse spannt und bunte, leuchtende Blumen über bröckelnde Mauern und zerfallene Balkone ranken. Wo ihr Hotel mit dem sorglos schlafenden Vater liegt, davon hat Edith keine Ahnung mehr! Wie im Traum schreitet sie vorwärts und hört sich selbst sprechen wie im Traum. Der Mond lockt sie und ihr Begleiter, und all ihre lebhaftePhantasie schwelgt in all den bunten, seltsamen Bildern, die die beiden ihr vorführen. Märchen aus TausendundeinerNacht sind es, die sie erlebt. Und als sie durch das dunkle Tor im alten Uhrturm hinaustritt auf den Marktplatz, als sie den Campanile, die Markuskirche, den Dogenpalast im magischen Mondlicht sieht, da träumt sie sich hinein in die Blütezeit Venedigs, und unter dem Schwarm der Masken, die den Platz füllen, findet sie alle die heraus, die sie ja so gut kennt. Da, die schöne Porzia mit Antonio — und den alten schlauen Fuchs, den Shylock mit seiner Tochter Jessika. Da Othello Desdemona und den ehrwürdigenDogen von Venedig. Und sie denkt an Haß und Liebe, an Blut und Grausamkeiten, die hier ihre Zeichen eingegraben auf eben diesen Platz, und jetzt war er nur ein großer Festsaal. —

Hinter schwarzer Maske blitzen zwei Augen Edith an, trinken sich satt an ihrem verklärten Gesicht, ihrer süßen blonden Schönheit, und eine Hand zieht sie mit sich zur Piazetta an den Kai, wo die Gondeln anlegen.

Und plötzlich fürchtet sich Edith vor dieserHand, die sie doch zu kennen glaubte, und vor den blitzendenAugen. „Sprich ein Wort, Heinz, nimm die Maske ab!“ fleht sie und versucht sich loszureißen, und folgt ihm doch blindlings.Er springt hinein in eine Gondel, er zieht sie nach. Schon berührt ihr Fuß den Rand derselben, da hört sie ihren Namen rufen; ein Herr in hellem Paletot und Reisemütze steht neben ihr.

„Heinz, Heinz!“ ruft Edith und liegt halb ohnmächtig in seinen Armen.

Wie Heinz von Kyllburg doch noch zu guter Zeit gekommen war, trotzdem er in Mailand den Zug nach Venedig nicht erreicht und deshalb seine Verwandten nicht am Bahnhof erwarten konnte; und wie er im Hotel dann erfuhr, daß sein Onkel schon schlief, aber daß die junge Signorina noch mit einem schwarz maskierten Herrn fortgegangen war, und wie er darauf in Todesangst in Venedig umhergelaufen war,Edith zu suchen, das erzählte er dann nachher, als sie sich etwas beruhigt hatten. Und als sie sich nach dem schwarz Maskierten umsahen, da entdeckten sie, daß die Gondel, in der er aufrecht stand, schon zu weit fort war, um sie noch zu verfolgen.

„Lassen wir ihn laufen, den Abenteurer, den Komödianten, so hat er wenigstens noch einen ehrenvollen Abgang“, meint Heinz achselzuckend und ziehtEdith fester an sich. Daß sie seine Braut ist, und daß sie ihn liebt, das weiß er jetzt sicher, deshalb ist er geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen seinem unheimlichen Doppelgänger gegenüber. Und Edith schmiegt sich glücklich in seinen Arm, aber ihre Augen folgen träumerisch dem schwarzen Gefährt, das da wie ein wesenloser Schatten dahingleitet dem Meere zu.

War der Fremde, der sie so ritterlich behandelt hatte, wirklich nur ein Abenteurer gewesen, ein Komödiant? Hatte er sich nur einen Karnevalsscherz erlaubt mit ihr? Würde er das kostbare Samtgewand in irgendeiner Maskengarderobe ablegen und Morgen ein ganz prosaischer Alltagsmensch sein?

Dahin gleitet die Gondel, weiter, immer weiter, hinein in das leuchtende Mondenlicht, in die blausilbern schimmernden Fluten der Adria.

Kleinbilder aus unseren Sprachgrenzen in Südösterreich.

Von Dr. W. Groos in Karlsruhe.

Wir dürfen nicht leugnen, daß wir durch die nach jahrzehntelangen Geburtswehen schließlich mit Blut und Eisen zustande gekommene Wiedergeburt eines Deutschen Reiches und durch die Sorge um seinen wohnlichen Ausbau etwas engherzig reichsdeutsch geworden waren und uns um die Deutschen vor den Grenzen beinahe noch weniger als früher gekümmert hatten. —

Durch die unablässige Aufklärungsarbeit des deutschen Schulvereins — jetzt „Verein für das Deutschtum im Ausland" — hat sich das ja gottlob gebessert aber noch lange nicht genug: man kennt eben bei uns noch viel zu wenig aus eigener Anschauung die Not und den Druck, unter denen unsere Volksgenossen jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle an unzähligen Stellen leiden. — Dem Zusammensein mit solchen als Student in derselben Burschenschaft dankte ich, daß ich 1875 die in Volkstreue vorbildlichen Siebenbürger Sachsen, ihr Land und ihre Lage kennen lernte. „Treue um Treue!" — gelobe ich mir, und ich habe, seitdem auf andere Reiseziele verzichtend, alljährlich meine Urlaube verwendet, die Grenzlande unseres deuschen Sprach- und Volksgebietes rings um das Reich herum kennen zu lernen und das Gesehene und Erlebte zur Werbung der Teilnahme für bedrängtes Deutschtum zu verwerten. —

Uns Süddeutschen lag das „heilige Land Tirol" Andreas Hofers am meisten am Herzen. Dorthin zog's mich zuerst und dann weiter in die Südmark Oesterreichs, durch die dem deutschen Volk der einzige Zugang zu einem Südmeer mit eisfreiem Hafen gegeben ist. Und da möchte ich denn zu Nutz und Frommen der Leser etwas von meinen Erlebnissen bei den Deutschen dort erzählen und zeigen, wie man zu helfen gesucht hat, wo es not tat, und mit welchem Erfolg. — „Man soll das Kind nicht mit dem Bad ausschütten", — sage ich mir seitdem immer wieder, wenn ich lese und höre, wie katholische Priester, sogar deutscher Eltern Söhne, deutschen Gemeinden Gottesdienst und Religionsunterricht in deren Sprache vorenthalten, in Südtirol wie in Böhmen, Ungarn, Galzien. Ich habe auch andere Priester kennen gelernt. — Im Nonsberg, südlich von Meran, liegen in der sonst welschen Bezirkshauptmannschaft Cles hoch im Gebirg vier deutsche Gemeinden. Die waren lange schon ein Dorn im Auge nicht nur den „Italianissimi", den Irredentisten, die Südtirol für Italien „erlösen" möchten, sondern, wie es scheint, auch den K. K. Behörden, letzteren vielleicht nur wegen der Unbequemlichkeit, dieser paar Gemeinden halber auch in einer zweiten Sprache amten zu müssen. So erhielt eine uralte deutsche Berggemeinde zuoberst, deren Siegel abgenutzt war, von der Behörde ein neues mit der Umschrift „Commune di Senale" — der Benennung des Ortes bei den welschen Nachbarn, wohl nach dem deutschen Wort „Sennele" gebildet. Was tun? „Den Anfängen muß man begegnen!" Aber offenen Widerstand gegen die vorgesetzte Behörde? Da half die geistliche Klugheit des damaligen Kuraten Peratoner, und der wackere Ortsvorstand schickte auf seinen Rat das Siegel gehorsamst zurück: „Es müsse durch ein Versehen on seine Gemeinde „Unsere liebe Frau im Walde" gekommen sein. — Sein Amtsbruder drüben in Proveis, der leider auch seitdem verstorbene Kurat Mitterer, ist weithin bekannt geworden als der Mann, von welchem mittelbar der Anstoß zur Gründung des großen „Deutschen Schulvereins" in Oesterreich ausgegangen ist: er hatte unermüdlich nicht nur für das geistige, sondern auch das leibliche Wohl seiner armen deutschen Gemeinde gearbeitet; neben Instandsetzung der Kirche, Spitzenklöppelei, später Korbflechten in den langen Wintermonaten eingeführt, eine Schießstätte mit deutschen Gedenk-

bildern zustande gebracht u. a. mehr, und war bedacht, den Schulunterricht, den er selbst bisher den freiwillig erschei-nenden Kindern in einem Zimmer des Erdgeschosses seines Wittums erteilt hatte, den Anforderungen der heutigen Zeit entsprechend zu verbessern. Aber um die Schulpflicht allgemein durchzu-führen, brauchte es eines eigenen Schul-hauses und Lehrers, und das hätte die arme Berggemeinde schwer belastet, wenn nicht die Beihilfe hierzu die erste Tat des „Deutschen Schulvereins" gewesen wäre, der sich auf den Bericht von drei Wiener Alpenwanderern über die Notla-ge des Deutschtums hier an der Sprach-grenze 1880 in der Reichshauptstadt bildete. — Durch sein rechtzeitiges Ein-greifen sind diese gefährdeten deutschen Außenposten im Nonsberg in ihrem Volkstum gesichert worden. Letzten En-des ist es aber dem volkstreuen Priester zu danken, bei dem jene Herren die Not ihrer Volksgenossen an der Sprachgren-ze kennen gelernt hatten.

Und so ist auch die hochgelegene Ge-meinde Lusern im äußersten Südtirol — hart über der italienischen Grenze, dem Deutschtum in erster Reihe durch ihren Pfarrer Zuchristian erhalten wor-den, bei dem ich das Wunderbare erlebt habe, daß — nach einer längeren Aus-einandersetzung über seine ausfällige Be-merkung: „Euer Bismarck hätte den Franzosen nur Land, nicht Geld abneh-men dürfen!" — der Tiroler Priester, früher Feldkaplan, seine Schlafzimmer-türe öffnete und mir das Bild Bismarcks über seinem Bette wies! Und das war zu einer Zeit, als im Deutschen Reiche selbst die Verbitterung aus dem „Kul-turkampf" noch stark nachwirkte. In Bismarck sah er eben die Verkörperung des Deutschtums, um den uns der Deut-sche im leider undeutsch gewordenen Staate beneidet. — Nach Lusern war ich auf mehrtägiger Wanderung über den Mendelpaß hinab quer durchs Etsch-tal längs der deutsch-italienischen Sprach-grenze, über Truden und Altrey, die deutschen Außenposten beim Fleimser Tal und über die deutsche Insel des Fersen-tales gekommen — unterwegs auch durch das einst deutsche, nun sprachlich verwelschte, aber auf Verdienste in deut-schen Gegenden angewiesene Paneider Hochtal. Dort hatten mir die Männer im Wirtshause versichert: „Siamo tutti Tedeschi!" — Wir sind alle Deutsch — ohne es deutsch sagen zu können. Die Jugend aber sollte es wieder lernen, und der Schuster Hyazint Gaspari, frü-her Bahnarbeiter im Reiche, lehrte es in den Abendstunden schlecht und recht, mit nicht üblem Erfolge gegen einen Jahres-gehalt von 50 fl. Ein Schüler hatte so-gar seinen Namen „Cespuli" in Strauch rückverdeutscht, wie ich zu meinem Ver-gnügen aus den Ueberschriften eines al-ten und eines neuen Schreibheftes von ihm herausbrachte.

Daß die Bauern auch in dem heute italienisch-sprachigen südlichen Zipfel von Tirol nichts von den landesverräte-rischen Umtrieben der „Signoria", der Herren in den Städten, wissen wollen, hatten wir schon früher einmal bei einer Wanderung durch das Suganertal ein paar Weggenossen in ihrer Gebärden-sprache klargemacht, indem der Wortfüh-rer einen österreichischen Silbergulden mit dem Bilde des Kaisers küßte und da-rauf ein italienisches Kupferstück in den Straßenschmutz warf — natürlich nicht ohne es wieder aufzuheben. — „Sie sol-len ihn nicht haben!" „den Garten Deutschlands", das schöne Südtirol! die unersättlichen Italiener, die, was ihre Sprachgenossen in Tirol genießen, Pflege und Gleichberechtigung ihrer Sprache, den Deutschen, die ihnen mit Venetien zugefallen, den sogenannten Zimbern durchaus vorenthalten. Daß es 1866 zur Mitabtretung dieser hochstämmigen blonden und blauäugigen Germanenen-kel an das Königreich Italien gekommen, hat die völkische Gedankenlosigkeit öster-reichischer Staatsbehörden mit verschul-det. Es war ein Blatt der österreichischen Generalstabskarte, in dem ich auf meiner Wanderung durch diese „Siebengemein-den" uralte deutsche Ortsnamen in italie-nischer Uebersetzung oder Wortform las, darunter auch den sehr wenig urrömisch

klingenden Namen „Tiffatellele". Ein Bauer half mir über das Kopfzerbrechen weg: „'s tiefa Tälele" heißt der Ort, und ist es auch der Lage nach. —

Durch königlich italienisches Gebiet führte von da die Bahn in das Südösterreich, das bis zur Adria hinabgeht — nach Görz und Triest und über Fiume und den Karst nach Krain, dem Friedhof des Deutschtums mit den deutschen Namen der Städte und Dörfer der Deutschenhasser, die aus der Südmark ein Slovenien als Teil eines großen Südslavenreiches vom Balkan bis an die Tiroler Grenze sich herausschneiden wollen. — „Der deutschen Zunge an der Adria Not und Hoffnung" habe ich seinerzeit meinen Reisebericht überschrieben — beides verkörpert sich am augenfälligsten in der noch einzig erhaltenen großen Sprachinsel Gottschee im Südosten von Krain. Ich hatte es gut getroffen, durfte damals — vor nun drei Jahrzehnten — Augen- und Ohrenzeuge des ersten tatkräftigen Eingreifens des „Deutschen Schulvereins" auf diesem wichtigen Fleck deutschen Bodens sein, nachdem ein in Prag wohlhabend gewordener Gottscheer, Stampfl, sein Vermögen dem Schulverein für das Gottscheer Ländchen vermacht hatte. Das weitvorgeschobene Dorf Maierle, in eine slovenische Gemeinde eingeschult, erstrebte und erhielt dann auch eine wirkliche deutsche Schule. Bis dahin war mit Mühe eine deutsche Privatvolksschule mit einem sogenannten Notlehrer, einem früheren Unteroffizier, unterhalten worden — durch freiwillige Beiträge neben den an die andere Gemeinde zu zahlenden Schulsteuern. Und in was für einem Gebäude! Ein Häuschen mit einem Raume, dem „Schulzimmer" — unheimlich heiß — in welchem auch das Bett des alten Lehrerpaares stand. Der Kachelofen war warm trotz der Frühsommerzeit. Er diente auch als Kochherd, und die Frau hatte heute ein warmes Essen, den Rest unseres Mahles im Wirtshause, zu dem wir den Lehrer eingeladen hatten. Er wußte, daß er sich anderswo ein kümmerliches Unterkommen suchen müsse, wenn eine richtige Schule mit Oeffentlichkeitsrecht, mit einem geprüften Lehrer, errichtet werde, und doch tat der schlichte deutsche Mann sein möglichstes bei den Bauern, daß sie zustande komme. — Durch eine planmäßige Hilfstätigkeit, auch aus dem Reiche, ist seitdem die Gottscheer Sprachinsel mit ihren 25 000 Seelen in ihrem Volkstum gesichert und zu einem festen deutschen Wellenbrecher in der slavischen Flut ausgebaut worden. Und er wird zugleich der stärkste Brückenpfeiler nach Triest sein, das 1866 unser Bismarck den Italienern wehrt, wenn die andern Reste deutschen Bodens und Neuansätze durch die im Gefolge der Tauernbahn lebhafter sich entwickelnde Industrie — besonders in und bei der Hauptstadt Laibach und in Oberkrain — durch die Schutzdämme deutschen Unterrichts und völkischer wirtschaftlicher Verbände gefestigt werden. So blüht da und dort neues Leben aus den Ruinen, neben der Stadt Laibach, in der jahrzehntelang den immer noch 5000 Deutschen eine öffentliche deutsche Volksschule rechtswidrig vorenthalten worden ist, eine neue deutsche Schule in dem Arbeitervorort Unterschönau. Aber an nur zu vielen Orten ist die Gründung des „Deutschen Schulvereins" zu spät gekommen, manchmal nur um eine kurze Spanne Zeit. Ich habe sie noch gehört, die alte deutsche Mundart von Zarz, oben im Gebirge zwischen Krain und dem Görzischen. Sie war mittelalterisch versteinert, denn sie entbehrte der Pflege in Kirche und Schule. Im Tale von Eisnern hatte sich längst der Sieg für das Slovenische entschieden, hier aber konnte deutscher Unterricht noch an die Sprache der Alten anknüpfen. Dazu zu helfen, versprach ich meinem Weggefährten, der die Poststücke hinaufzutragen hatte. Auf meinen Brief von zu Hause nach der Reise kam aber keine Antwort. Der slovenische Priester hatte den Umschlag mit der reichsdeutschen Briefmarke erbrochen, mein Schreiben gelesen und behalten. Und er hat kein Hehl daraus gemacht, ja sich gerühmt, in seine Gemeinde komme kein geschriebenes und gedrucktes Wort, ohne sein

Wissen. Der Weg gehe über das Pfarrhaus, jeder weitere Versuch mit einer deutschen Schule sei umsonst. So hatte ein späterer Besucher dort erzählt bekommen. — Deutschruth über dem Gebirge drüben war schon vorher als für das Deutschtum verloren aufzugeben. — „Es war einmal" — klingt's aus noch manchem Ortsnamen in Krain dem deutschen Wanderer wehmütig entgegen. —

Das ging mir auch durch den Sinn, als ich ein andermal, anderthalb Jahrzehnte später, am Ausgangspunkt meiner Wanderung nach Zarz unten im Savetal auf der Bahn vorbeifuhr — mit zwei guten Gesellen, wackeren Vorkämpfern des Deutschtums in Krain. Die waren auseinandergekommen durch Meinungsverschiedenheiten über das „Wie?" in der Führung des völkischen Kampfes. Das hatte mir der eine geklagt, der andere bedauerte es gewiß auch. Weil aber keiner den ersten Schritt tat, wanderte ich zum zweiten weiter und brachte ihn — mit Hilfe seiner Frau — dazu, mich aus seinem Gebirgstal herauszubegleiten, da er mich doch nicht allein in die Nacht hineingehen lassen konnte. In der Morgenfrühe traf dann auch der Laibacher ein zur gemeinsamen Fahrt nach dem in Oberkrain allein noch ganz deutsch gebliebenen Orte Weißenfels dicht an der Kärtner Grenze. Es galt einen Schulbau zusammenzubringen; der Elsässer Direktor eines reichsdeutschen Eisenwerkes, der sein deutsches Herz erst im Slovenenland entdeckt hatte, trat beim Gemeindevorstand auch wacker mit Rat und Tat für die deutsche Schule ein, und als wir nach verrichtetem Werk abends auf dem Bahnhof von Tarvis uns trennten — ich, um wieder allein nach den zwei halbverschollenen deutschen Gemeinden Zahre und Bladen im italienischen Friaul hinüberzusteigen — hatte ich die Freude, die zwei alten Freunde, die bei der Herfahrt noch frostig mir zur Seite gesessen hatten, durch die gemeinsame völkische Arbeit ausgesöhnt, in schönster Eintracht miteinander heimfahren zu sehen. —

Nach Krain war ich dieses Mal durch die Südsteiermark gekommen — von der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes bei St. Egidi durch halb und ganz slovenische Orte nach der alten deutschen Stadt Marburg an der Drau hinabwandernd, und nach einem Abstecher zur Schulvereinsschule in Rohitsch-Sauerbronn, an deren Wiege auch der „Landesverband Baden des Vereins für das Deutschtum im Ausland" gestanden hatte, von der hartumstrittenen Stadt Cilli an der rauschenden Sann hinab nach Bad Tüffer gepilgert, wo ein aus Baden stammender Arzt fragte, warum denn so wenige mehr aus dem überfüllten Reiche in diese schönen Lande kämen, das alte Erbteil dem deutschen Volke zu erhalten, statt in Amerika und sonstwo Völkerdünger zu werden. Er hätte jetzt weniger Anlaß mehr zu dieser Klage; reichsdeutscher Unternehmungsgeist bläst dort Hochöfen an, errichtet Fabriken, pflanzt neue Gewerbe — die Großindustrie eines Konstanzers — nicht von Geburt, aber aus Neigung —, Fabrikant Prym, ist mit darunter. Zur Ruh' gesetzte Beamte und Offiziere erwerben feile Landsitze, und Bauern aus dem Reiche, besonders Winzer aus der Heilbronner Gegend, siedeln sich im Windischen Bühel ob Marburg an, im Anschluß an die Deutschen der ausgedehnten Gemeinde St. Egidi, und bei dem deutschen Außenposten Mahrenberg, weiter oberhalb an der Drau. — Was ein einzelner, der Gutsbesitzer von Pistor, mir damals vor bald 20 Jahren, als er mich in seine neue deutsche Schule führte, als sein Endziel bezeichnete, frisches deutsches Blut der gefährdeten deutschen Sprachgrenze zuzuführen, wird nun Ereignis durch die Förderung des großen völkischen Vereins „Südmark" und durch eine evangelische Gesellschaft mit ihrer Siedelungsbank „Heimstatt." — Dem ins Kraut geschossenen Uebermut der Südslaven gegenüber ist verstärkte deutsche Arbeit die gegebene Antwort: schon haben weiter nördlich an der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes in der mehrere Orte umfassenden Gemeinde St. Egidi die Deutschen die Mehrheit bei den Ge-

meindewahlen wiedergewonnen. Slovenischer Grundbesitz geht auch weiterhin in deutsche Hände über. Der schmale Streifen windischen Sprachbodens, der Marburg mit Umgebung zur Sprachinsel macht, muß allmählich durch Aufkauf und Besiedelung gänzlich verdeutscht werden. Das ist die nächste Aufgabe! Und die slavische Herausforderung hat das Gute gehabt, den langmütigen Deutschen endlich zur besten Art der Abwehr, zum Vorstoß, zur Wiedergewinnung verlorenen Bodens zu bringen. —

Auf ein bis vor kurzem nicht genügend beachtetes Mittel, die deutscheLandbevölkerung an der Sprachgrenze zu verstärken, weist der Ort hin, an dem diese „Kleinbilder aus unseren Sprachgrenzen in Südösterreich" erscheinen, Lahr mit seinem „Hinkenden Boten", die Geburtsstätte des „Reichswaisenhauses". — Hunderte von deutschen Waisenkindern gehen heute unserm Volkstum verloren, indem sie in gemischtsprachigen Gemeinden Südösterreichs von Ortsvorständen in slovenische Häuser vergeben werden oder in Graz und anderen Städten in Waisenhäusern Aufnahme finden, die sie der Landarbeit entfremden. Sie müssen dem Deutschtum auf dem Lande, an der bedrohten Sprachgrenze erhalten und zugeführt werden. Dort hat die Waisenpflege neben der rein menschlichen eine deutschvölkische Bedeutung. Man braucht nötig verstärkten deutschen Nachschub auf dem Lande, am Rande des geschlossenen deutschen Sprachgebiets, zu dem eine Waisenanstalt beitragen würde; und an dem dafür gegebenen Platze — an der Sprachgrenze — stünden nach den Verzeichnissen feiler Güter genug geeignete Baulichkeiten zur Verfügung, auch größere herrschaftlicher Art, die nicht so leicht Käufer finden, zu besonders mäßigen Preisen. — Was zuerst mit dem Reichswaisenhaus in Lahr so glänzend gelungen und in den ähnlichen Anstalten der „Reichsfechtschule" zu Magdeburg, Salzwedel, Niederbreisig, Schwabach und neuerdings inBromberg mit Erfolg fortgesetzt worden ist, sollte das nicht in der Südostmark deutscher Zunge ebensowohl möglich sein, wenn alle berufenen Kreise zusammenwirken, in der Grenzmark selbst und im Deutschen Reiche! Es darf nichts unversucht bleiben, damit der Wahlspruch unserer ostmärkischen Volksgenossen: „Dem deutschen Volk die deutsche Schule!" und „Zur Schule die Scholle!" — zu voller Tat werde: „Zur Scholle den deutschen Bauer!" —

Die Originellen.

Von H. Z.

Was ist originell? Selbstverständlich was von der Schablone abweicht. Die Definition scheint sehr leicht gegeben. Anders sein als die anderen, darum handelt es sich, und das ist die Tendenz unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Bestrebungen. Die Norm ist nur da, damit man sie umgehen kann, denn sie hat wirklich kaum mehr andere Funktion, als den Abweichungen als eine Art Gradmesser zu dienen. Sie besagt, wie man sein soll, damit man es nur ja sehr genau merke, daß man eben nicht so ist. Und das bezieht sich natürlich gleichermaßen auf die Aeußerlichkeiten und Innerlichkeiten der Salonmenschen. Wer Geschmack hat, betreibt den Originalitätssport diskret, wer auftrumpfen will, macht es ostentativer, aber verschließen können sich ihm scheinbar nur gefestigtere Naturen, die übrigen reißt's mit hinein in diesen Kampf der Besonderheiten. Man kann da die erstaunlichsten Dinge erleben.

„Tanzen?" hat Hertha heuer erklärt. „Ich bin doch nicht so blöd!", und sie hat sich hinter ihren Büchern vergraben. Zwar hat es oft in ihr genug geprickelt, wenn die Freundinnen ihrer Unterhaltung nachgingen, aber sie ist, eine kleine

Heroine ihrer Originalität, konsequent geblieben und hat sich nicht verleiten lassen zu der albernen Lustbarkeit der „Ganserln." Ihre Freundin Daisy findet es wieder „besonders", wenn man überall hingeht und das Tanzen verschmäht. Sie hat sich engagieren lassen und ist dann mit ihrem Kavalier auf der Galerie oder im Büfett herumgesessen, wobei sie allenthalben laut verkündete, daß es ihr Riesenspaß mache, wenn man ihr Benehmen unpassend finde und unhübsche Dinge über ihr Betragen in Umlauf kämen. Lizzie gilt gern als herb, und bemüht sich heftig um die Herrenwelt, um sich dann an ihrer eigenen Verlegenheit zu freuen, und Harry führt mit Genugtuung Gespräche, die ihre männlichen Partner erröten machen. Ein andere junge Dame erachtet es für apart, zu erklären, daß ihr an ihrer Familie nichts liege, „weil das zufällig meine nächsten Verwandten sind? Lächerlich! Das mit den Blutsbanden ist alles Unsinn!" Es gibt viele Ehefeindliche unter den Backfischen, oder die Fräuleins fordern Schrankenlosigkeit in ihrem Gefühlsleben. Die zahme Weisheit von der lieblichen Bescheidenheit der jungen Mädchen ist schon seit langem ins Lächerliche gezogen worden. Wie im Wesen, so fällt man in der Kleidung gern auf, denn das ist schließlich die billigste Art der Originalität, die keineswegs nur durch wirklichen Luxus, sondern eben so gut durch eine extravagante Mütze, eine vovante Kette, eine knallige Masche erzielt werden kann. Denn wenn das Auffallen nur Prinzip und nicht Studium ist, so ist nichts leichter als das.

Die reifen Frauen machen es nicht viel anders als die kleinen Mädchen. Von bizarren Einzelheiten der Toilette bis zur ehrlich verneinten oder bewußt posierten Bizarrerie der Seele werden da alle Stadien mitgemacht. Ein beliebtes Mittel ist das Verneinen. Wenn alles für eine Sache schwärmt und von ihr nur in den höchsten Ausdrücken der Begeisterung spricht, so sagt die originelle Frau mit verwundert gelangweilter Stimme: „Ich weiß wirklich nicht, was einem daran imponieren kann? Mir sagt es nicht das mindeste." — „Wie?" Was? Das entzückt Sie nicht? Das gefällt Ihnen nicht?" — Die Originelle schüttelt den Kopf: „Absolut nicht." Dann sagt sie ein wegwerfendes Wort und schaut sich um, ob es gebührenden Eindruck gemacht hat. Oder sie probiert es umgekehrt mit der Ekstase, dem Enthusiasmus, wo allgemeine Ablehnung herrscht. Das ist aber schon weit schwieriger und erfordert entschieden Geist. Man behauptet zwar in der Regel, daß das Bejahen viel leichter sei als Verneinen, allein mit Unrecht, denn Zerstörungsarbeit bleibt unter allen Umständen die einfacher zu bewerkstelligende Tätigkeit.

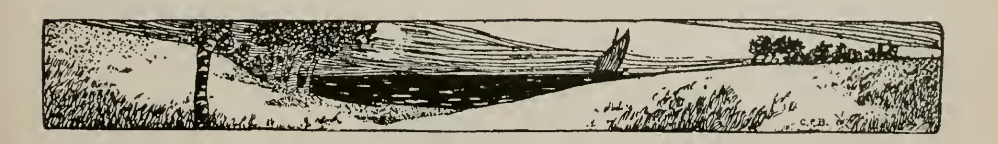
Im Sport ist es schon recht schwer geworden, originell zu sein, weil das Reiten im Herrensitz, das Skilaufen und Bergsteigen in Hosen, das selbständige Reisen und ähnliches, was man früher als Extravaganz betrachtete, nun schon längst als vulgär und every day like empfunden wird. Der dankbare Boden für Originalitätshascherei ist noch immer der Salon. Da fällt es auf, wenn eine junge Dame Cello spielt, während die übrigen nur Klavier klimpern oder singen, wenn man Billardkenntnisse verhät, statt sich für Bridge zu interessieren oder seine Individualität in kleinen, wohlüberlegten Unarten funkeln läßt. Eine junge verheiratete Frau hält es für pikant, wenn sie ihren Mann sozusagen offiziell zu Flirts mit anderen veranlaßt, und meint ihren Modernismus zu beweisen, wenn sie in Verkehr mit jungen Leuten ausartet. Da ist ein noch kaum recht flügges Mädel, das sich dunkel und müde kleidet, als wäre sie schon vom Leben geknickt, dort raucht eine Originelle dicke Zigarren. Aus lauter Originalität speist man in Gemächern mit halbem Licht, wobei man wirklich nicht recht sieht, was man in den Mund steckt, oder man tanzt als gesittete Dame dreisten Kankan, besucht mit seiner Gesellschaft vorzugsweise fragwürdige Lokale, pfeift Gassenhauer wie ein Lausbub oder erscheint dekolletiert, während alles hohe

Kleider trägt und umgekehrt. Selbstverständlich erklärt man allen, die es nur hören wollen, daß nichts so verächtlich sei als der Herdentrott.

Würde man alle diese Originalitätsauswüchse für echt nehmen, man müßte wahrhaftig oft an dem Geschmack, dem Herzensakt und auch an der Integrität der Moral und des Gefühlslebens unserer jungen Frauenwelt verzweifeln. Aber es ist glücklicherweise nicht so schlimm, als es oftmals den Anschein hat, und die kleinen Damen, die so kategorisch die Bande des Blutes leugnen, können mitunter sehr brave Töchterchen und Bräutchen sein, wenn sie noch so gewandt angelesene und schlecht verdaute Theorien der Gefühlsanarchie vertreten, sie, die aburteilen, ehe sie noch recht zu prüfen Gelegenheit hatten. Wenn man auch die Gefahr und vor allen Dingen die erschwerten Erziehungsmöglichkeiten nicht unterschätzen darf, die durch die Originalitätssucht gezeitigt wurden, so tut man vielleicht doch am besten daran, solche Extemporierungen nicht ernst zu nehmen. Das geht für den Salon und bleibt gut genug zum Bluffen der Verehrergilde und der Freundinnenschar; später aber kommt das Leben schon und dämpft diesen snobistischen Uebermut, um die Fräuleinchen anbeten zu lehren, was sie verbrannten, und sie verbrennen zu machen, was sie anbeteten.

Man kann ja doch nicht „auf Persönlichkeit" studieren, wie sie es tun. Man ist eine Individualität, aber man kann sich nicht Mühe geben, eine zu werden. Da hilft der Eifer nicht. Und genau so ist es natürlich mit der Originalität; man wird es nicht, und wer merkt, daß er es ist, hat in gewissem Sinne schon aufgehört, es zu sein, denn im Augenblick, in dem er sich dessen bewußt wird, geht in der Regel schon seine Ursprünglichkeit verloren, weil es in solchen Fällen nur zwei Möglichkeiten gibt: entweder der Betreffende ist bescheiden veranlagt, dann ist es ihm peinlich, daß er bemerkbar aus den Reihen fällt und er sucht seine Eigenart zu mildern, oder er ist unbescheiden und es paßt ihm, aufzufallen, dann wird er schon im Augenblicke dieser Erkenntnis zum Poseur.

Sie posieren fast alle, die Originellen unsrer Salons, mit recht wenigen Ausnahmen. Besieht man die Symptomatik dieser Erscheinung genauer, so wird man sich allerdings sehr bald darüber klar, daß diese mehr oder minder naiven Absichtlichkeiten fast alle in das hier wiederholt betonte Kapitel zeitlicher Uebergangsentartungen gehören. Das Bedürfnis nach größerer Freiheit der Lebensführung, das unsre Epoche beherrscht, von der Freiheit, sich zu kleiden, wie es der eigenen Ueberzeugung entspricht, bis zur Freiheit, seiner Innerlichkeit nachgeben zu dürfen, hat dieses Ueberspringen der angestrebten Ziele zur Folge. Eine Weile wird es schon noch so weiter gehen, aber schwerlich allzulange mehr. Es gibt ja auch hier eine Grenze, wo ein Ueberbieten nicht mehr gut möglich ist, sofern man mit den gegebenen Denkbarkeiten rechnet. Wenn man auch versucht, die Originellen mit Vorstellungen der Vernunft, des guten Geschmacks und mit Herzlichkeit zu überzeugen; viel erreicht man im allgemeinen nicht damit, und die Einsichtsvollen kommen schließlich zur Erkenntnis, daß es am besten ist: austoben lassen. Schließlich werden sie bald genug selbst zu der Wahrheit vordringen, daß es am originellsten ist, nicht originell zu sein, und dann wird die Originalität des Nichtoriginellen auf der Tagesordnung unsrer Geselligkeit stehen.



Zänkische Frauen.

Von Ida Barber.

Die Xanthippe, seit Sokrates Zeiten eine echt klassische Erscheinung, hat sich ihre Existenz-Berechtigung im modernen Leben gewahrt und gehört — sollen wir sagen „leider" oder „Gott sei Dank" — nicht zu den Seltenheiten. „Leider", denn ihre Virtuosität, dem Manne das Leben zu verbittern, hat gar oft die unglücklichsten häuslichen Szenen im Gefolge, „Gott sei Dank", denn die zu Zank und Streit neigende Frau bewirkt gar oft, daß aus einem mit allerhand Fehlern beanlagten leichtsinnigen Manne ein tadelloser, aufopferungsfähiger Familienvater wird.

Friedfertigkeit ist eine schöne Tugend, aber nicht alle Frauen sind in der glücklichen Lage, sie zu üben. Ich kannte ehedem sehr friedfertige, liebenswürdige Mädchen, die sich in der Ehe auf die Xanthippe hinausspielen mußten, um gewisse Fehler und Eigenheiten ihrer Männer, die diese im Guten sich nicht abgewöhnen ließen, zu beseitigen. Es läßt sich sehr gut behaupten, daß sich mit Liebe und Güte mehr als mit Zank und Streit ausrichten lasse, in vielen Fällen aber auch nicht. Mir sind verschiedene Familien bekannt, in denen die Männer gerade dadurch, daß die Frauen allzu nachsichtig, liebevoll, allzu ängstlich vor einem Wortwechsel waren, nicht nur bei den ihnen eigenen Untugenden beharrten, sondern sie zu einer Potenz steigerten, die hernach das Familienglück wesentlich gefährdeten.

Fern sei es von mir, der Xantippe das Wort zu reden, sie ist und bleibt eine widerwärtige, unweibliche Erscheinung, aber gerade, wie es den Schwieger- und Stiefmüttern geht, die auch zumeist unter dem Vorurteil leiden, sie seien von Natur ungerecht, böswillig, neidisch, zänkisch, gerade so leidet die Xanthippe oft ganz ungerecht unter der allgemein verbreiteten Ansicht, sie sei Schuld an allem ehelichen Unglück, an allen häuslichen Szenen und Widerwärtigkeiten.

Die Schuld daran trägt wohl zumeist der Mann. Es gibt Trinker, Spieler, leichtsinnige Spekulanten, Männer, die nicht zu erwerben oder den Erwerb nicht festzuhalten verstehen; sie alle werden in ihren Frauen und wären diese ehedem die personifizierte Sanftmut gewesen, Xanthippen sehen. Tadeln wir die armen Frauen, die im Zusammenleben mit derart beanlagten Männern gar manchen Zank und Streit auszufechten haben, nicht, ehe wir sie gehört. Wäre es nicht Feigheit, unverzeihliche, tadelnswerte Energielosigkeit, wenn eine Familienmutter den Gatten, den Vater ihrerKinder in seinen Untugenden beharren ließe, solange sie eine Möglichkeit sieht, ihn zu heben, zu bessern? All die kleinen Duette, die hernach in Zank ausarten, sind in einem sehr berechtigten Wunsche entsprungen, die eigene, bessere Meinung zur Geltung zu bringen. Leider bleibt es selten bei einem ruhigen Meinungsaustausch. Ein Wort pflegt das andere zu geben, die leicht erregbare, gekränkte Frau wird heftig, wohl auch in ihrer Erregung ungerecht, Beleidigungen fallen, die nicht selten zur Entzweiung, oft aber auch zur Besserung führen.

Schauen wir nur hinein ins volle Menschenleben! Wir werden erkennen, daß die energischen Frauen, denen zumeist etwas von Rechthaberei und Zanksucht anhaftet, einen vorteilhaften Einfluß auf die Charakterentwicklung ihrer Männer zu üben pflegen. Die ganz indolenten, die zu allem Ja und Amen sagen, sind zwar sehr bequem, aber für Männer, die in der Frau eine Stütze, einen treuen, brauchbaren Kameraden sehen müssen, in seltensten Fällen einen Segen.

Wohl gibt es Männer, die der Frau nicht das Recht zuerkennen, eine eigene Meinung zu haben, bei denen der Streit nicht nur wenig hilft, sondern zumeist

eine dauernde Entfremdung bewirkt, da steht die Frau dann vor der Alternative, entweder sich fügen, oder will sie nicht dauernd die undankbare Rolle der Xanthippe spielen, in eine Trennung zu willigen. Kann sie nicht alles gut heißen, was der Mann tut, sieht sie keine Möglichkeit, bestimmend auf seine Willensrichtung, sofern diese eine falsche ist, einzuwirken, so wird sie, wenn sie ihn wahrhaft liebt und keine Trennung ertragen kann, ihre eigene Kraft und Tüchtigkeit einsetzen müssen, um das ins Schwanken geratene Schifflein des ehelichen Glücks wieder in Kurs zu bringen. Wie viele Geschäfte werden von der Frau geführt, obgleich der Mann in der Lage wäre seine Pflicht als Ernährer der Familie zu erfüllen! Warum er es nicht tut, warum er sich das Steuer entwinden und die Führung den schwächeren Händen der Frau überließ? Fragen wir nicht danach. Zunächst gab es Szenen und Verdrießlichkeiten in Fülle, bis dann die Frau, um nicht als Xanthippe dazustehen, Mann wurde und die Pflichten der Familie gegenüber zu erfüllen begann, die der Mann, seiner Natur nach, nicht erfüllen mochte.

Zänkische Frauen sind meistenteils erst durch die Verhältnisse, in denen sie leben, zänkisch geworden. Jede Frau hat das Bedürfnis, friedlich, glücklich zu leben, in ihrem Gatten ihren besten Freund und Berater zu sehen. Kann sie dies nicht, so versucht sie es dahin zu bringen; wer wollte ihr dies verargen? Der Zank ist ein ungebetener Kobold, der bei diesem Bestreben nur zu oft als lästiger Gast auftritt; er gibt ihr das oft ganz unverdiente Attribut Xanthippe; sie ist in den Augen der Welt mißkreditiert, und doch wäre es im Interesse aller guten Ehen zu wünschen, daß unsere Frauen sich einen bestimmten Einfluß auf den Charakter ihrer Gatten sicherten. Der erste Zank bleibt wohl keiner jungen Ehe erspart, noch weniger der zweite; aber wie widerwärtig der Zank an sich ist, die Folgen sind zumeist sehr gut. Es gehen oft ganz verschieden geartete Menschen, deren Ansichten sich erst klären müssen, die Ehe ein. Das geschieht in den besten Familien selten ohne etliche Zankduetts. Die Frau braucht noch lange nicht zänkisch sein, wenn sie, sobald sie einen Kardinalfehler an ihren Gatten entdeckt, mit ihm darüber disputiert. Ein Mann, der seine Frau achtet, hört ihre Meinung, und wäre sie auch der seinen entgegengesetzt, ohne heftig zu werden, an. Das Recht der freien Meinungsäußerung gebührt jedem denkenden Wesen; es liegt in der Hand des Mannes, selbst die beanlagte Frau zu versöhnen, friedfertig stimmen; er hört ihre Meinung, beachte oder berichtige sie. In allen Fällen ist jedoch die Gattin des Gatten treuester Freund und Berater. Gar oft hört man, daß die zur Zanksucht neigende Frau dem Mann das Leben verbittere; es ist dies vielleicht eine unbestrittene Tatsache, der ich die eben so unbestrittene zur Seite stellen möchte, daß die zänkische Frau, wenn sie sonst den Verstand auf dem rechten Fleck hat, dem Manne reeller nützt, als diejenige, die alles gehen läßt, wie es eben will; nach jeder Zank-Symphonie pflegt jedoch eine Friedenshymne angestimmt zu werden und — so glaube ich wenigstens — nach etlichen Jahren verstimmen die Dissonanzen, die gegenseitigen Ansichten haben sich geklärt, der Mann sieht dann gar oft in der ehedem als zanksüchtig beanstandeten Frau seinen rettenden Engel, dem er es verdankt, daß er sein Schmetterlingsgewand abgestreift und ein ruhiger, bedächtiger, sich und den Seinen reell nützender Familienvater geworden.



Die Frau.

Sprichwörter des Morgenlandes.

Türkisch-arabisch-persisch.

Gesammelt und übersetzt von Roda Roda.

Wenn die Sprichwörter eines Volkes wirklich der Spiegel seiner Seele sind, wie ein kluger Orientale behauptet, dann wird man aus der folgenden kleinen Sammlung das Weib des Morgenlandes als erschreckende Fratze hervorleuchten sehen.

Manchmal zeigen sich aber so auffallende Analogien zu unserer landläufigen Art und Rede, daß wir uns über den vielgeschmähten und noch mehr mißverstandenen Orient nicht allzusehr ereifern sollten. Wer das Buch des (besonders als Kriegsberichterstatter bekannten) Ethnographen Wassili J. Nemirowitsch-Dantschenko über die russische Frau gelesen hat — es ist ins Deutsche leider noch nicht übersetzt — wer die toskanischen Sprichwörter kennt, die Lombroso gelegentlich zitiert, wird die gesellschaftliche Stellung der Frau im islamitischen Osten gerechter beurteilen.

Charakteristisch ist vielleicht, daß sich von den 6000 morgenländischen Sprichwörtern, die ich sammeln konnte, nur etwa 300 mit dem Weib befassen. Die Erklärung liegt nahe: die Frau spielt im gesellschaftlichen Leben jener Länder eine untergeordnete, im öffentlichen Leben überhaupt keine Rolle; und der Moslim spricht nicht gern von Frauen — insbesondere nicht zu Landfremden.

Nun eine kleine Auswahl:

Der Mann denkt zuerst an sich, das Weib zuerst an den Mann und dann an die Kinder.

*

Männer töten einander, Weiber begeifern einander.

*

Was ein Huhn aufscharrt, können neun Hähne nicht ebnen.

*

Wenn das Gesinde streitet, ist jedes Haus zu klein.

Schönheit kennt keine Treue, das Meer kein Maß.

*

Liebe macht die Klugen und Stillen verrückt, die Ungeberdigen friedsam.

*

Wenn du ein Weib liebst, hast du die Wahl: entweder sie beherrscht dich, oder — du mußt ihr gehorchen.

*

Die Männer werfen den Frauen Mangel an Verstand vor — und wenn eine klug ist, gehts ihnen wider den Strich.

*

Wo es viele Hausfrauen gibt, gibt es wenig Eier.

*

In Frauenarmen muß die Gelehrsamkeit ersticken.

*

Prüfe den Saum, ehe du Leinwand kaufst, und die Mutter, ehe du die Tochter freist.

*

Jeder hat seine Sorgen — die Frauen denken an Krapfen.

*

Wenn der Mann glaubt, das Wasser fließe bergauf, muß die Frau sagen: „So ist es.“

*

Jeder Mann hat eine Leidenschaft und jedes Weib ihrer neun.

*

Die Tränen werden süß, wenn die Liebste sie trocknet.

*

Am glücklichsten durch die Ehe wird der kinderlose Witwer.

*

Wenn die Weiber zu den Waffen greifen, ist der Aufstand gerechtfertigt.

*

Das gute Herz einer Frau ist mehr wert als das Geschmeide aller Frauen.

Allein in einer Regengrube wohnen, ist besser, als mit einem bösen Weib im Seidenzelt.

*

Ehe du nicht mit einem Weib eine Kameellast Salz gegessen hast, kennst du es nicht.

*

Wenn die Weiber Macht hätten, rissen sie die Welt ein — wenn sie klug wären, wüchsen Rosen auf den Felsen.

*

Es geht das Gerücht: Im Himmel ist Hochzeit — und alle Weiber klimmen hinan.

*

Eine gute Frau ist eine goldne Krone.

*

Wenn sie es verlangt, widersetz dich nicht erst; denn du wirst doch nachgeben müssen.

*

Ohne Schüchternheit kein gutes Mädchen — ohne Geiz keine gute Frau.

*

Weh dem Volk, das auf Weiber hört!

*

Die Weiber tun nichts Böses — aber sie stiften zu allem Bösen an.

*

Kluge Frauen reden wenig und schmücken sich nicht viel.

*

Sag deiner Frau nie im Geheimen, was du ihr nicht öffentlich sagen könntest.

*

Schöne Frauen sind eine Woche gut, gute Frauen ihr Leben lang schön.

*

Weibertränen sind billig, das Weiberlachen tut wohl.

Alles kann ein Weib verstehen — nur nicht, daß du sie nicht liebst.

*

Zuerst sättig Weib und Kind — dann sorg für deinen guten Namen.

*

Um ihres Schweigens willen hat noch keine Frau ihr Recht verloren.

*

Hebe nicht die Peitsche von deiner Frau.

*

Besprich alles mit deiner Frau — aber tu nicht, wie sie rät.

*

Die Frau muß Magd und Herrin zugleich sein.

*

Jede Frau weiß das Alter ihrer Nachbarinnen — aber niemals ihr eigenes.

*

Kluge Frauen sind eine schwere Bürde.

*

Wenn eine schöne Zähne hat, findet sie alles lächerlich.

*

Der Junggeselle hat von allem die Fülle, von den Flöhen am meisten.

*

Wer seine Töchter aus den Augen läßt, bereuts bei Tag und Nacht.

Der Spiessgeselle.

Von A. Baumgart.

Friedrich Thomas, der in dem kleinen Dorfe Roggenhausen lebte, besaß einen wundervollen Hahn. So etwas von einem prachtvollen Gefieder und stolzer Haltung gab es bei einem Hahn sobald nicht wieder. Sein Besitzer war über alle Maßen stolz auf dieses Prachtexemplar.

„Das ist ein Hahn!" pflegte er zu sagen, indem er mit unnachahmlicher Geberde die Hand, in welcher er die kurze Pfeife hielt, bewegte. „So etwas gibts

weit und breit nicht mehr! Der wäre für den Hühnerstall eines Königs nicht zu schade!"

August Schmidt war von jeher ein Gegner von Friedrich Thomas gewesen. Augusts Vater war 1870—71 mit im Kriege gewesen und hatte das eiserne Kreuz bekommen. Darauf bildeten sich seine Nachkommen heute noch viel ein; sie taten gerade, als hätte Deutschland den Krieg kaum gewonnen, wenn August Schmidt sen. nicht dabei gewesen wäre. Aber sobald August Schmidt das Gespräch auf seinen Vater brachte, begann Friedrich Thomas von seinem Hahn zu erzählen. Darob geriet August jedesmal in Wut, die er aber hinunterschluckte — bis er eines Tages die Geduld verlor und herausplatzte:

„Dir werde ichs schon mal besorgen mit Deinem albernen Hahn! Sich so zu haben wegen eines elenden dummen Viehs —"

Das war an einem Montagabend gewesen; am Mittwoch darauf war Friedrichs schöner Hahn verschwunden. Als er seinen Verlust bemerkte, wurde er blaß vor Wut. Ohne ein Wort zu sagen, riß er die Mütze vom Nagel und stürmt fort — zu August Schmidt.

Als er dessen Haus erreichte, wurde sein Gesicht noch weißer. Denn August saß vor der Haustüre und vor ihm stolzierte ein wundervoller Hahn auf und ab. —

Friedrich streckte die Hand gebieterisch aus und rief:

„Das ist mein Hahn!"

„Gott bewahre!" sagte August. „Das ist mein Hahn!"

„Ich sage Dir aber, es ist meiner! Du hast ihn gestohlen!"

„Das ist mein Hahn! Ich habe ihn auf dem Markte gekauft."

„So einen Hahn kriegst Du auf keinem Markte der Welt!"

„Nee? Sieh mal an!" höhnte August.

Worte flogen hin und her, die nicht gerade höflich waren, während das besagte Streitobjekt, der Prachthahn, in seinem goldenen und bunten Gefieder hin- und herspazierte. Der Streit wurde so heftig, daß die Nachbarn herbeikamen, und er endete damit, daß Friedrich Thomas erklärte, er werde August Schmidt wegen Diebstahls verklagen.

Von der Geschichte hörte der alte Ortsschulze, ein friedliebender, vernünftiger Mann, der schon manchen Streit geschlichtet hatte.

Er sprach erst mit dem einen, dann mit dem anderen der beiden Feinde.

August Schmidt brachte mindestens ein halbes Dutzend Zeugen auf, die befunden wollten, daß er den Hahn auf dem Markte in R. gekauft habe. Und Friedrich Thomas hatte auch ein halbes Dutzend Zeugen, die bereit waren, zu beschwören, daß der Hahn sein Eigentum sei. —

„Ich werde den Gemeindediener beauftragen", sagte der Ortsschulze, „den Hahn an einen bestimmten Platz zu tragen. Dieser Platz soll genau in der Mitte zwischen den Besitzungen des Schmidt und Thomas liegen. Dort wird der Hahn in Freiheit gesetzt. Höchstwahrscheinlich wird er dorthin laufen, wo er zuhause ist."

Die Idee war vorzüglich. Der Gemeindediener Müller wurde beauftragt, den Hahn an die bewußte Stelle zu tragen. Herr Müller war ein kleiner, rundlicher junger Mann, der trotz seiner Jugend und trotzdem er noch gar nichts geleistet hatte, ein großes Selbstbewußtsein besaß. Mit hochwichtiger Miene packte er den sich sträubenden, kreischenden Hahn und klemmte ihn unter den Arm, ihn unter den Flügeln haltend. Sämtliche Zeugen und eine Menge Neugieriger folgten ihm, an der Spitze natürlich die beiden Feinde.

Als Müller die Wiese erreicht hatte, wo er den Hahn in Freiheit setzen sollte, stand er still und sah sich eine Weile im Kreise um.

Die Menge drängte sich um ihn.

„Das ist nicht genau die Mitte, ein Stück mehr nach links!" rief der eine, „nein, nein, hier ist es ganz richtig, hier ist genau die Mitte", widersprach der andere.

„Zurücktreten!“ erschallte die Stimme Müllers. „Wenn hier soviel Spektakel gemacht wird, verliert der Hahn die Ruhe.“

Endlich wurde das Tier freigelassen. Jedermann hielt den Atem an. Das erste, was der Hahn tat, war, daß er sich reckte und schüttelte, bis er aussah, wie ein ruppiger Federwedel. Dann glättete er sein Gefieder wieder, reckte den Hals, schlug mit den Flügeln und krähte. Hierauf blinzelte er mehrmals mit den blanken Aeugelein, worüber die Umstehenden herzlich lachten, und dann — dann tat er zwei Schritte in der Richtung nach Schmidts Haus.

„Er läuft zu August!“ schrien die Leute unisono.

„Können Sie denn nicht ein paar Augenblicke still sein?“ rief Müller vorwurfsvoll. „Das Tier kann sich ja gar nicht richtig besinnen.“

Die Leute verhielten sich eine Weile mäuschenstill.

Herr Müller stand hoch aufgerichtet da und sah mit der Miene eines Feldherrn dem Gebahren des Hahnes zu. Der stand ganz still, nur den Hals reckte er hin und her. Dann drehte er sich um und lief in der entgegengesetzten Richtung davon.

„Er läuft zu Thomas!“ schrien nun wieder alle.

Aber wieder blieb der Hahn stehen; wieder plusterte er sich auf, wieder glättete er sein Gefieder, krähte abermals ohrenbetäubend und — flog auf einen Baum.

Wütend wandte sich Herr Müller an die Umstehenden.

„Ich ha's doch gleich gesagt“, schalt er. „Machen Sie lieber, daß Sie nachhause kommen. Sie stören das Tier blos!“

Es fiel niemanden ein, nachhause zu gehen. Einige gingen ein Stückchen fort, Friedrich und August aber und ihre Anhänger rührten sich nicht vom Fleck.

Der Hahn drehte den Kopf verschiedene Male hin und her, dann steckte er ihn zwischen die Federn und schlief ein.

Herr Müller befand sich in einer sehr schwierigen Lage. Aufpassen sollte er, wohin das Tier flog — ja, da blieb ihm weier nichts übrig, als sich ruhig auf einen großen Stein, der in der Nähe lag, zu setzen.

Stunde um Stunde verging. Der Hahn schlief ruhig weiter und Herr Müller wurde schläfrig. Da sprang er plötzlich auf, ihn überfiel die Angst, er könne hier einschlafen. In einiger Entfernung standen Thomas und Schmidt mit ihren Anhängern und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Schnell entschlossen klatschte Herr Müller dreimal kräftig in die Hände, um den Hahn aus dem Schlafe aufzuscheuchen.

Das Tier wachte auf, flatterte ein paarmal und schlief wieder ein.

Da klatschte Herr Müller wieder ein paarmal kräftig in die Hände und machte mehrmals „scht, scht“, worauf der Hahn aufflatterte und davoneilte. Mit ausgebreiteten Flügeln und vorgestrecktem Halse lief der Verfolgte davon, die Menschen natürlich hinterdrein. Schließlich erreichte das Tier ein kleines Häuschen, das der Witwe Panzer gehörte. Der Hahn flog durch das Fenster in eine Dachstube und setzte sich auf einen großen Schrank.

Frau Panzer, eine ziemlich resolute Frau, war gerade bei der Wäsche, als sie den Spektakel draußen vernahm. Sie streifte sich den Seifenschaum von den Armen und wollte hinausgehen, als Herr Müller in ihre Küche trat. Mit aufgekrempelten Aermeln, die Arme energisch in die Seiten gestemmt, stand sie vor dem Manne mit dem vom Laufen hochgeröteten Gesicht. Als dieser seine Erzählung beendet hatte, sah sie ihn herausfordernd an.

„Sie sind mir ja ein schöner Kerl — ob Sie Beamter sind oder nicht, das ist mir Wurscht. Hinter einem armen, wehrlosen Tier herzujagen! Von meinem Schrank wollen Sie ihn jetzt herunterholen? Wagen Sie sich ja nicht in meine Stube hinauf! Ich verbiete Ihnen das! Hier bin ich Herr im Hause, nicht der Ortsschulze! Verstanden? Sagen Sie nur Ihrem Vorgesetzten, wenn er den Hahn haben will, soll er selber kommen und ihn holen!“

Das war ja eine direkte Verhöhnung des Gesetzes! Das war einfach unerhört! Ob das nicht auch als Beamtenbeleidigung angesehen werden konnte? Herr Müller wollte verschiedene Einwendungen machen, aber Frau Panzer ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Müller wußte nicht, was tun. Gewalt konnte er doch nicht anwenden, die Frau stand mit fest eingestemmten Armen vor der Treppe und vertrat ihm den Weg. Er beschloß also, den Rückzug anzutreten.

„Der Klügere gibt nach", so tröstete er sich. Er ging also wieder hinaus und suchte seine zertretene Würde dadurch herzustellen, daß er mit gebieterischer Stimme die Draußenstehenden forttrieb. Dann kehrte er zu dem Ortsschulzen zurück und erzählte diesem, was er erlebt.

Der alte Mann lachte — und so tat jeder, der die Geschichte hörte — alle lachten.

Herr Müller erhielt den Auftrag, am nächsten Tag wieder zu Frau Panzer zu gehen, um sie nochmals aufzufordern, den Hahn herauszugeben. Als Müller seinen Auftrag ausrichtete, lachte ihm Frau Panzer ins Gesicht.

„Kommen Sie rein und suchen Sie das ganze Haus ab", rief sie vergnügt. „Sie können ja sehen, ob Sie den Hahn finden."

„Sitzt er denn noch immer auf Ihrem Schrank?" fragte Herr Müller.

„Sehen Sie nur nach", versetzte die stämmige Frau. „Sie können ja den großen Besen nehmen und damit über den Schrank fegen."

Herr Müller ging in die Dachstube und fegte mit dem großen Besen in allen Ecken und Winkeln herum. Ueberall im Hause suchte er. Aber kein Hahn war da. Nach einer Weile kam er wieder in die Küche, aus der ihm ein herrlicher Duft von Speisen entgegenströmte.

„Wo ist das Tier nur hin?" fragte er.

„Weiß ich's?" versetzte die Frau.

Der liebliche Duft der Speisen, die auf dem Herde brodelten stieg Herrn Müller gar verführerisch in die Nase. Er hatte gerade rechten Hunger! Frau Panzer schien das zu erraten, sie sah ihn forschend an und lächelte gutmütig.

„Na, Sie haben wohl auch Appetit?" fragte sie plötzlich ganz freundlich. „Na, setzen Sie sich her, essen Sie paar Löffel mit."

Der Mann zögerte erst eine Weile, dann nahm er jedoch Platz am Kochentisch. Frau Panzer legte ihm ein Gericht vor, das aus Reis, Zwiebeln und weißem Fleisch bestand und so verführerisch roch, daß Herrn Müller förmlich das Wasser im Munde zusammenlief. Er aß — und es schmeckte ihm so herrlich, wie seit einer Ewigkeit nicht. Als er fertig war, wischte er sich schmunzelnd den Mund.

„Vielen Dank, Frau Panzer", sagte er, „das hat aber famos geschmeckt. Doch nun muß ich fort und den Hahn weiter suchen.

In diesem Augenblick brach Frau Panzer in lautes Gelächter aus.

„Hahaha, den Hahn — den können Sie suchen, bis Sie schwarz werden", rief sie. „Den Hahn finden Sie im ganzen Leben nicht! Sie haben ja soeben geholfen, das Vieh zu verzehren."

„Ich — geholfen — ihn zu verzehren?" Atemlos — ruckweise — in höchster Entrüstung wurden diese Worte hervorgestoßen.

„Na natürlich!" bestätigte Frau Panzer prustend vor Lachen. „Wir beide haben ihn aufgegessen!"

Herrn Müller blieb tatsächlich der Mund offen stehen, er starrte die Frau sprachlos an.

„Mein Gott — das hätten Sie nicht tun dürfen, stammelte er. „Der Hahn war doch fremdes Eigentum —"

„Ach was, fremdes Eigentum. Der Kerl hat mir meine ganze Stube schmutzig gemacht — zur Strafe dafür habe ich ihm das Genick umgedreht. Na — anzeigen können Sie mich doch nicht. Sie sind ja sozusagen mein Spießgeselle!"

Das traf! Der arme Müller senkte schuldbewußt das Haupt. Er kam sich beinahe wie ein Menschenfresser vor.

„Sie sind eine ganz schlechte Person,

sagte er mit gepreßter Stimme. „Und — und —“

Weiter brachte er nichts hervor, so entsetzt war er über die entsetzliche Lage, in die er geraten.

Die Witwe Panzer wusch unbeirrt ihr Geschirr ab, ohne sich um die Verzweiflung ihres Gastes zu kümmern.

„Der Hahn ist verspeist und damit ist die Sache erledigt“, sagte sie. „Gehen Sie nur nach Hause und erzählen Sie, was Sie für gut befinden. Auf meine Diskretion über Ihre Spießgeselligkeit können Sie sich verlassen.“

Mit schwer zu beschreibenden Gefühlen ging Müller von dannen. Als der Ortsschulze ihn fragte, ob er bei der Witwe Panzer gewesen sei, antwortete er:

„Ja dort gewesen bin ich.“

„Und haben Sie den Hahn zurückgebracht?“

„Nein, das konnte ich nicht.“

„War er nicht mehr auf dem Schrank der Frau Müller?“

„Nein, da war er nicht mehr.

„Ja, wo war er denn?“ fuhr der Frager etwas ungeduldig fort.

„Ich weiß es nicht, er ist verschwunden — —

Zur größten Erleichterung des mit so schweren Gewissensbissen Belasteten traf er kurz darauf Friedrich Thomas, der ihm freudestrahlend entgegenkam.

„Denken Sie sich blos“, rief er ihn schon von weitem an. „August Schmidt hat meinen Hahn nicht gestohlen, denn das Tier ist gestern Abend wieder heimgekommen.“

Auf die Frage, wo denn nun der Hahn sei, den Müller auf der Wiese ausgesetzt, konnte niemand eine Antwort geben.

Aber die Leute wunderten sich im stillen, warum die Witwe Panzer jedesmal, wenn die Rede auf Herrn Müller kam, so spitzbübisch lächelte — auch darüber wunderten sie sich, daß Herr Müller stets, wenn er die Witwe unterwegs traf, schnell einen Seitenweg einschlug, um ihr ja nicht begegnen zu müssen.



Mozart.

Von J. Fuhrmann.

Ueber neunhundert Großoktavseiten in zwei starken Bänden, Vorreden, welche eine Ueberschau der bedeutendsten bisher erschienenen Mozartbiographien enthalten — Anhänge mit Mozartanekdoten, Geschichte der von dem Meister bekannten Bildnisse, Gedichte, die auf ihn zu seiner Lebenszeit und kurz nach seinem Tode gemacht wurden, ein genaues Register — so stellt sich diese neueste Mozartbiographie von Dr. Arthur Schurig äußerlich dar. Der größere Teil des wesentlichen Inhaltes besteht aus Briefen, unter denen wieder die des Vaters Leopold Mozart an verschiedene Personen den größeren Teil ausmachen. Das Ergebnis unendlichen Forscherfleißes, denn es leuchtet ein, welche Mühe dazu erforderlich gewesen sein mag, das an so verschiedenen Orten verzettelte, in den Händen so vieler Personen verstreute Material zu sammeln. Verbunden hat es dieser neueste Mozartbiograph in der Weise, daß er über jeden Lebensabschnitt seines Helden erst die Briefe gibt, die aus der Zeit stammen und dann in einem gesonderten Kapital zusammengefaßt, was sich als Resultat dieser brieflichen Nachrichten ergibt.

Namentlich ist dies Verfahren im ersten Bande festgehalten, welcher mit einer kurzen Darstellung der Vorfahren des großen Meisters beginnt und bis zu Mozart's definitiver Entfernung von Salzburg geführt ist. Die Familie Mozart stammt aus Augsburg. Leopold

Mozart, der Vater des großen Amadeus, kam 1737 nach Salzburg und wurde dort 1743 als Violinist in die Hofkapelle des Fürsterzbischofs des damals noch souveränen Hochstifters Salzburg angestellt. Er ist zeitlebens Mitglied dieser Hofkapelle und fürsterzbischöflicher Angestellter geblieben, brachte es allmälig auf 500 Gulden Gehalt, und schuf sich durch Musikunterricht und durch seine Kompositionen einen Nebenverdienst, um seine Frau und die beiden Kinder, die Tochter Marianne und den um vier Jahre jüngeren Wolfgang Amadeus, anständig erhalten zu können. Schurig schildert den Vater als biederen Spießbürger und mittelmäßigen Musikus, pedantisch ordnungsliebend, sparsam, immer auf den Verdienst bedacht, und eine bescheidene Sicherheit ungewissen glänzenden Aussichten vorziehend. Die Dürftigkeit der Bildungsmittel jener Zeit in der kleinen Bischofstadt offenbart sich recht drastisch durch die Briefe des Vaters selbst, der gewiß schon zur gebildeten Klasse gehörte, obwohl die gesellschaftliche Stellung eines Hofmusikus keine bessere und geachtetere war als die eines Lakaien, und die Künstler von ihren hochmögenden Herren eine Behandlung erfuhren, die heute keinem Lakaien mehr zugemutet werden dürfte.

Von der Schulbildung ist für die jungen Geschwister Mozart kaum die Rede. Sie werden vom vierten Jahre an zu Musikern erzogen, und nur jene Fächer, die mit zur Ausrüstung für diese Laufbahn gehören, werden gepflegt. So die Kenntnis der italienischen und französischen Sprache. Der Vater ist in den meisten Gegenständen der Lehrer Nannerls und Wolfgangs, die er fürs erste im Klavierspiel ausbildet, um mit den Kindern schon 1762 die erste Kunstreise anzutreten. Nannerl war damals zwölf, ihr Bruder erst sieben Jahr alt. Das bekannte Bildnis des Knaben im Galarock stellt ihn in diesem Lebensalter dar — eine Reproduktion ist dem Werke Schurig's beigegeben —, als einen pausbäckigen gesunden, frischen Jungen. Vier Jahre lang währten, mit geringen Ruhepausen dazwischen, diese Kunstreisen, welche die Kinder durch Deutschland und Frankreich sowie Holland führten. Ein Publikum im heutigen Sinne gab es damals kaum. Um Konzerte zu geben, wendete man sich „untertänigst" an große, kleine und kleinste Höfe, an Kaiser, Könige, Fürsten, geistliche und weltliche, an Grafen und freiherrliche Palais und Schloßbesitzer, die als Musikliebhaber bekannt waren, auch wohl Hausmusiker hielten. Nur selten wurde ein Konzert in einem öffentlichen Saal für das allgemeine Publikum veranstaltet und für die einzelnen Plätze Eintrittsgeld erhoben. Höfe und aristokratische Musikfreunde ließen eben die Künstler in ihren Residenzen und Palästen vor einer dazu eingeladenen Gesellschaft spielen und verabreichten ihnen dafür ein Geschenk. Das bestand gar oft nicht in klingenden Dukaten, sondern in einer Tabatere, einer Uhr, einem Paar silbernen Schuhschnallen, einem Galadegen oder dergleichen. So erhielten die Kinder Mozart in Wien von der Kaiserin Maria Theresia je einen ganzen Anzug nebst dem Geldgeschenk an den Vater, der als Impresario all die Briefe an die höchsten und hohen Herrschaften zu richten hatte, um die Erlaubnis zu einem Konzert zu erbitten, desgleichen die Danksagungen usw. Die Briefe Leopold Mozart an seinen Hauswirt Hagenauer in Salzburg geben ein sehr anschauliches Bild dieser Zustände. Der Vater ist von glühendem Ehrgeiz für seine Kinder und mindestens ebensosehr von materieller Gewinnsucht beseelt und bringt diesem Trieb rücksichtslos die Gesundheit und die sonstige Entwicklung des zarten Knaben zum Opfer. Nicht ohne Grauen vor solchem Unverstand und nicht ohne tiefes Mitleid mit diesem Wunderkinde kann man diese stolzen Berichte des Vaters lesen, wie die Kinder Mittags bei einem Fürsten gespeist, dann dort bis drei Uhr musiziert hätten, wie sie dann schnell zu einem anderen großen Herrn fahren mußten, weil dort von halb vier ab eine Gesellschaft auf ihre Produktionen wartete, wie sie da gespielt hätten bis gegen sieben, und

dann von acht bis elf bei einem anderen Fürsten oder Erzherzog. Die rücksichtsloseste Ausbeutung durch irgend einen modernen Impresario erscheint im mildesten Licht gegen dieses namenlos törichte Losstürmen des eigenen Vaters gegen die Kraft und Gesundheit seiner Kinder. Die zwölfjährige Hannerl war nicht nur die kräftigere, sondern die weitaus weniger zur Leistung Herangezogene. Zwei Drittel der Arbeit entfielen auf den Knaben, der durch sein stundenlanges freies Phantasieren besonders Ruhm gewann, und der inzwischen noch eine Menge Sonaten, Lieder usw. komponierte, welche den zu gewinnenden Gönnern gewidmet wurden, und der wohl in der aufreibenden Tätigkeit dieser vier Jahre den Grund legte für seine dauernde Schwächlichkeit, seine schwankende Gesundheit und seinen frühen Tod. Während dieser Reisen machte das armeKind einige schwere Krankheiten durch. Katarrhe, die—mit Aderlaß und „Schwarz- und Markgrafenpulver" — meist ohne Zuziehung eines Arztes behandelt wurden, in Brünn befielen ihn sogar die Blattern. Und es ist wohl nur der Hochherzigkeit des Domdechanten Grafen Podstatzky, der den Kranken und seinen Vater in sein Haus aufnahm und von seinem Arzt pflegen ließ, zu danken, daß Mozart der Welt erhalten blieb.

Als eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia sich mit dem König von Neapel verlobte und zur Vermählungsfeier eine Festoper gewünscht wurde, erreichte es Leopold Mozart, daß sein Sohn mit dieser Komposition beauftragt wurde. Und so mußte das zwölfjährige Kind im Verlauf weniger Wochen eine Oper schreiben. Die Erzherzogin starb aber an den Blattern, und MozartsOper wurde nicht aufgeführt. Dagegen kam es zur Aufführung einer Messe im Beisein des ganzen Hofes in Wien, wo die Familie Mozart sich fast ein Jahr lang aufhielt, aber an Geld nicht viel reicher endlich nach Salzburg zurückkehrte, wo der junge Wolfgang als Hofmusikus des Erzbischofs mit 150 Gulden Gehalt angestellt wurde. Nun folgten einige ruhigere Jahre in der kleinen Stadt, welche der junge Künstler zur Weiterbildung benützte. Aber immer unter dem Einfluß des Vaters, der nur die einseitige musikalische Entwicklung im Auge hatte. Die nächste Reise hatte Italien zum Ziele. Vater und Sohn unternahmen sie allein. Sie umfaßte die Zeit vom Dezember 1769 bis zum März 1771 und führte den heranreifenden Jüngling nach Verona, Brescia, Mailand, Bologna, Florenz, Neapel, Rom und Venedig. Schurig meint: Mozart habe denNatureindrücken ziemlich gleichgiltig gegenüber gestanden. Musikalisch dagegen hat Italien mächtig auf ihn eingewirkt, und bei längerem Aufenthalte wäre er leicht vollends zum Italiener geworden. Die zahlreichenBriefe Leopolds an seine in Salzburg zurückgebliebene Frau, sowie die des Sohnes an die Mutter enthalten auch keinerlei Zeichen irgend anderer als musikalischer und geschäftlicher Interessen. Leopold erzählt von all den großen Herren bei denen Wolfgang konzertierte, über die Ehren, die ihm zuteil wurden, über Reiseerlebnisse, aber kein Wort über irgend ein Kunstwerk oder eine Naturszenerie des schönen Landes. Daß Wolfgang dessen Zauber dennoch fühlte, davon geben seine Kompositionen aus jener Zeit ein Zeugnis. Sein Biograph beschuldigt die völlige Abhängigkeit, in der ihn der beschränkte, nur aufs Praktische gerichtete Vater hielt, an der mangelhaften Entwicklung Mozarts außermusikalischen Seelenpotenzen. Denn offenbar blieb dieser große Genius zeitlebens unselbständig, unfähig, selbst Entschlüsse zu fassen, in allen Dingen dieser Welt ein Kind. Dreimal war Mozart mit seinem Vater in Italien und viele der Instrumentalwerke, welche nun zu den Schätzen des klassischen Musikbesitzes der Welt gehören, sind in jenen italienischen Jahren entstanden. Bei jeder Wiederkehr nach Salzburg wurde die Enge der dortigen Verhältnisse für den seine Schwingen immer mächtiger entfaltenden Genius drückender. An einen Aufschwung war nach keiner Richtung hin zu denken.

Der Vater trachtete von neuem, den

Sohn in eine angemessenere Umgebung zu bringen, wo für seine Gaben ein geeigneteres Feld sich bieten möchte. Zu diesem Ende beschloß er, ihn nach Paris zu schicken. Ihm selbst aber wurde kein Urlaub gewährt, um den Sohn abermals zu begleiten. Ihn allein reisen lassen, unpraktische Unbehilflichkeit. So wurde die Mutter mitgeschickt. Wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten und Anstrengungen das Reisen in jener Zeit verbunden war, wo man manchmal Tag und Nacht im gedrängt vollen Postwagen auf schlechten Wegen dahinratterte und dann wieder wegen Mangel an Postpferden in den weltverlassenen Orten ohne jede Bequemlichkeit kampieren mußte, so begreift man, welche Anforderungen an die Gesundheit der Reisenden gestellt wurden. Mozart, dem solche Kraftproben vom zartesten Kindesalter an durch die ganze Zeit seines Wachstums auferlegt wurden, ist dadurch körperlich unwiderbringlich schwer geschädigt worden. Er blieb klein und hager, seinem Gesicht fehlte früh die Jugendlichkeit. Diese Pariser Reise wurde zum Verhängnis seines Lebens. Auf dem Wege in Mannheim lernte er die ziemlich mittellose Familie Weber kennen, und der nun zweiundzwanzigjährige Wolfgang faßte eine schwärmerische Neigung zu der stimmbegabten siebzehnjährigen Tochter Josepha. Die Mutter schreibt dem Vater darüber heimlich einen ängstlichen Brief: „Du weißt, daß, wenn der Wolfgang eine neue Bekanntschaft macht, er gleich Gut und Blut für solche Leute geben wollte.“ Der Vater drängt in seinen Briefen zur Weiterreise. Aber Wolfgang zögert und scheidet endlich von der Familie Weber mit den heiligsten Versprechungen, nach Möglichkeit für ihre Interessen sorgen zu wollen. In Paris findet er nur Unterrichtsstunden, die ihn ermüden. Für seine Kompositionen ist wenig Verständnis vorhanden. Josepha Weber hat aber ein Engagement am Theater in München gefunden, und reiche Freunde — sie denkt nicht mehr an den unansehnlichen Mozart. Aber der Vater Weber stirbt, und die Mutter, eine ganz ordinäre Person, heftet sich nun an den jungen Mann, um ihn für eine andere ihrer vier Töchter zu kapern. Der Arme hat nun das Unglück, in Paris auch seine geliebte und treue Mutter begraben zu müssen. Allein und verlassen, wird er umso leichter die Beute der Weber. Es kommt zu einem Eheversprechen an Konstanze Weber und darüber zu einem völligen Bruch mit dem Vater. Dr. Schurig hält die Befreiung vom Joche des kleinlichen und tyrannischen Vaters für die Bedingung zur Entfaltung von Mozarts herrlichster Blüte. In seinem Widerstand gegen die törichte Heirat kann man dem Vater jedoch nur recht geben. Schurig überliefert Konstanze der tiefen Mißbilligung der Nachwelt. Er schildert sie als eine völlig oberflächliche, vergnügungssüchtige und herzlose Egoistin, die nie auch nur das leiseste Verständnis weder für die künstlerische Bedeutung noch für die unendliche Herzensgüte Mozarts gehabt, die es verständnislos mit angesehen, wie er sich, um den Unterhalt für die Familie zu schaffen, buchstäblich in Wien, wo Mozart eine Anstellung als Hofmusiker erhalten, und die Familie ihren dauernden Aufenthalt genommen hatte, zu Tode gearbeitet hat. Denn wie sehr die Zeitgenossen an diesem größten musikalischen Phänomen der Welt gesündigt, wie teilnahmslos sie seinen herrlichsten Werken gegenüberstanden — dafür bringt Schurig bei der Besprechung der einzelnen Werke, ihrer Entstehungsgeschichte, ihrer Aufführungen, Erfolge und — elenden materiellen Erträgnisse leider unwiderlegliche Beweise herbei. Das Konstanze aber unter den Zeitgenossen des armen großen Meisters, die herz- und verständnisloseste war, bezeigt ihr Verhalten bei und nach seinem Tode. Sie ließ es geschehen, daß er ein Armenbegräbnis erhielt und in einem Massengrabe verscharrt wurde, und hat nie seine Grabstelle besucht. Sie hat einige Zeit nachher den dänischen Etatsrat von Riessen geheiratet und Mozarts beide Söhne zu einer Pietät für den Stiefvater — der sich wenig um die Kinder gekümmert

hat — gezwungen, die sie ihrem großen ersten Mann nie gezollt. Man kann diese Lebensbeschreibung eines Unsterblichen nicht ohne tiefste Bewegung lesen. Wie im Traum ist dieser Genius über die Erde geschwebt, unerschöpflich seine herrlichen Gaben über sie streuend, die ihm nichts geboten hat, als nach einer mit Gesundheit und normaler Entwicklung teuer bezahlten Glanzzeit in der Kindheit, ein Leben voll Sorge, Entbehrung, Einsamkeit und einen frühen Tod. Sein bestes Teil war seine Arbeit, die er fast ohne Ruhepausen rastlos betrieb. Denn es sang in ihm alle Zeit und der Klang wurde in nicht zu begreifender Schnelligkeit zu Papier gebracht. Und der Genius in ihn schuf, ihm selber kaum bewußt, was zeitlos und unvergänglich dem Reich des ewig Schönen angehört.

Gesühnte Schuld.

Humoreske von Fritz Müller.

Ich habe die Geschichte von ihm selber. Sie muß wahr sein. Solche Sachen werden nicht erfunden. Die werden erlebt.

Aber ich will ihn selber sprechen lassen:

Das war damals, als ich das erste große Bild verkauft hatte. Es war ein netter Preis für einen, der ins Bilderrennen gerade eingetreten ist. Und es langte für eine Nizzareise und, auf der Rückfahrt, auch noch knapp zu einem Abstecher nach Paris. Die Riviera und die Seine, das waren zwei alte liebe Wünsche von mir und meinem Pinsel.

Eine blaue, neue Welt trank ich dort unten in mich ein. Und fleißig war ich auch. Mit einem Wort, ich war mit mir zufrieden. So zufrieden, weißt Du, daß mich der Hafer einen Tag vor meiner Abfahrt stach, so daß ich der Spinne, die auf dem Felsen von Monte Carlo sitzt, ins goldene Garn lief.

Wie? Verloren? Nein, nein, ich hatte Glück — ich entlief der Spinne wieder und nahm noch ein paar Fäden ihres goldenen Garnes mit.

Wie — wieviel? Na, tausend Fränker etwa hab' ich mir erbeutet. Das nahm ich nach Paris mit. Nein, nicht zum Verjuxen. Ich hatte es besonders eingewickelt. Es kam mir vor, als sollte ich's nicht mit dem anderen Gelde mischen. Was man sich mit der Arbeit holt, und das, was mir ein blinder Zufall in den Schooß wirft, das sind auch schließlich zwei verschiedene Dinge, die sich nicht vertragen — nicht?

Dann streifte ich recht wohlgemut durch die Franzosenstadt. Nein, nicht durch die Museen — unsereins lernt in Paris auf Straßen ganz erheblich mehr als in Museen, weißt Du. Auf den Straßen von Paris bist Du umsprüht von Grazie, von Esprit, mit einem Wort, vom Leben, vom ganz besonderen Leben Galliens, das uns Germanen eingeht wie Champagner. Dies Leben also, die Linien dieses Lebens brauchte ich für meine Augen. Und Du gibst mir zu, nicht wahr, es ist ein Unsinn, alles das aus zweiter Hand von Bildern in Museen zu beziehen, wenn's mir aus erster Hand die Straße reich und willig zuwarf.

Einmal stand ich auch am Nordbahnhof. Unter dem schmutzigen Hauptportal — weißt Du, für Bahnhofssauberkeit gibt's keinen Sinn in Frankreich — und studierte das Gewoge. Es war ein buntes Bild. Merkwürdig, dachte ich, wie selbst in der Bahnhofshatz die Gallier ihre Grazie nicht verlieren. Nicht einmal wenn ihnen der Zug eben vor der Nase weggefahren ist. Das will was heißen, weißt Du. Aus solcher Haltung sprechen ganze Bände überlieferter Kultur.

Wie ich an das denke, höre ich mit einem Mal dicht neben mir ein deutsches eiliges Geflüster.

„Hör' mal, Oskar, das ist aber teuer."

„Ja, zahlen werden wir's wohl müs-

sen, meine Liebe, das ist nun so 'ne Sache, weißt Du."

So 'ne Sache? So 'ne Sache? Es klang mir so vertraut ans Ohr, so sonderbar vertraut. Nein, nicht die deutschen Laute mein' ich — die sind nichts besonderes in Paris — die Worte mein ich, die Worte. Irgendwo aus der Jugendzeit klangen sie mir herauf.

Aber ich konnte die Sprechenden nicht gleich sehen. Sie standen hinter einem Pfeiler. Gemächlich schob ich mich herum und sah ein deutsches Ehepaar, das mit einem Gepäckträger unterhandelte.

Jetzt sah ich auch dem Landsmann ins Gesicht — kein Zweifel, das war mein alter Lehrer für Französisch. Und die Frau an seiner Seite war die Gattin.

Blitzschnell trat mir eine Unterrichtslektion vors innere Gesicht: Wir übersetzten „A travers Paris." Der alte Lehrer sagte: „Ich kann's Euch leider nicht aus eigenem Erlebten schildern -- ich war nicht in Paris. „Aber, fügte er ein wenig zögernd hinzu, „Schiller war auch nie in der Schweiz und hat doch den Tell geschrieben . . ." Und dann fing er doch zu schildern an, unser Französisch-Professor, so farbig, so lebendig, die Madeleine, die Boulevards, den Louvre und Versailles, daß wir uns baß verwunderten, wie man nur aus den Büchern die Begeisterung bekommen könne.

Das alles fiel mir ein. Und noch das eine: nun hat er in späten Jahren doch den alten Herzenswunsch befriedigt, nun war er in Paris. In späten Jahren, sag' ich, denn es ist schon eine hübsche Weile her, daß ich auf der Schulbank saß.

Ob er mich wohl noch kennen würde?

Langsam ging ich, halb mechanisch hinter den beiden alten Leutchen her, die ihrerseits folgsam hinter dem Kofferträger hermarschierten. Und da war es, daß mir die Erinnerung eine andere Episode aus entschwundenen Zeiten in's Bewußtsein schnellte:

Wieder in der französischen Stunde war es. Wieder stand der alte Lehrer am Katheder und stellte Fragen auf Französisch. „Conversation" stand auf dem Stundenplan. Und das war seine schwache Seite, weiß Du. Kein Wunder übrigens bei der früheren Ausbildung unserer Neusprachler. Die lernten nie das Land und die Bewohner kennen, deren Sprache sie uns doch vermitteln sollten. Regeln und Grammatik, das war alles, was sie selbst erhielten. Nun kam die neue Strömung. Nun wurden die jungen Lehramtskandidaten in das fremde Land geschickt. Nun hieß es, eine fremde Sprache müßte in der Schule auch im Fluß gesprochen werden. Wie konnten da die alten Lehrer geben, was sie selbst nicht hatten?

Das seh' ich heute alles ein, natürlich. Aber damals — unerbitterlich wie Jugend einmal ist — damals vermerkten wir es hämisch, daß unser „Alter" seine Fragen auf Französisch präparierte und sie in der Klasse dann von einem Zettel ablas.

Nun kam eines Tages Besuch ins Klassenzimmer. Ein fremder Herr mit dem Inspektor. An der Türe gab es eine steife und umständliche Vorstellerei.

„Du", sagte mein Nebenmann zu mir, der ich an der Ecke vorne saß, „Du, hol' den Fragezettel vom Katheder." Dabei schuppt er mich ein wenig. Und ich — ich machte einen Schritt und einen Griff — der Fragezettel war in meinem Fach verschwunden.

Die Besucher hatten Platz genommen. Der „Alte" griff mechanisch nach dem Zettel — suchte — suchte — ich werde die hilflos glänzenden Augen nie vergessen . . . . Um es kurz zu machen, es gab ein Fiasko, einen Skandal und ein halb gebrochenes Professorenherz.

Das schoß mir alles sehr viel rascher durchs Gehirn, als ich es Dir erzählen kann. Und auch das, daß ichs im Rest der Schulzeit nicht mehr gut zu machen wußte, trotzdem es mir nachging. Ich kam mir plötzlich mächtig schlecht vor, wie ich nun hinter den beiden alten Leutchen herging, die sich so rührend an den Händen hielten und Paris bestaunten.

Da sah ich, wie der Koffermann die beiden eigenmächtig in ein prächtiges Hotel hineinführte. Ich laß mich hängen,

dachte ich, das wird er niemals zahlen können. Ich gehe nach. Da stehen sie im Vestibül und sprechen mit dem Hotelbesitzer. Es war ein ungleiches Gespräch: wie ein Wasserfall sprach der Hotelbesitzer während es sich von meines alten Lehrers Lippen nur in grammatischen Tropfen rang.

„Une chambre a deux, ca coute cinquante francs, diner et souper compris."

„Cinquante francs? Cinquante francs?" Und mein Lehrer hatte wieder die hilflosen Augen von damals.

„Was sagte er, Oskar?" stupfte ihn seine Gattin, „wieviel will er haben?"

„Ja, das ist nun so 'ne Sache", gab er ihr verlegen zurück, „aber weißt Du, vielleicht ist es für eine Woche?" setzte er hoffnungsvoller hinzu.

„Was für eine Woche? Wieviel für eine Woche?" fragte sie geschwind. Aber ich sprach schon Französisch auf den Hotelbesitzer ein. Wie schwere Tropfen fielen diese Worte. Ach, wie gut ich diesen Tonfall noch von der Klasse im Gedächtnis hatte.

„C'est pour une semaine, n'est-ce pas, Monsieur le di—recteur?"

Der Hotelbesitzer lächelte. Eben rundete sich sein Mund zu einem überlegenen mitleidigen „Mais non, c'est par jour, Monsieur."

Da hörte ich in meiner Brieftasche die Banknoten von MonteCarlo knistern und vermengte es in meiner Einbildung mit dem anderen Knistern eines geraubten Fragezettels — blitzschnell machte ich von hinten dem Hotelbesitzer ein Zeichen, eins, das begleitet war von einem energischen Kopfnicken — und, siehe, er verstand — ach, was verstehen sich dieFranzosen leicht auf Zeichen:

„Oui, Monsieur", sagte der Hotelbesitzer mit vollendeter Höflichkeit, c'est par semaine et—et—tout compris."

Und nun begann ein eilig-fröhliches Gespräch zwischen den beiden alten Leutchen:

„Ei, hab ich Dir nicht immer gesagt, es ist gar nicht so teuer in Paris — das ist so 'ne Sache, weißt Du Frau — man kann ganz famos und billig leben hier — man muß nur in die rechten Hände kommen . . . ."

„Alors, Monsieur le directeur", brachte mein Professor wieder langsam heraus, „nous y resterons deux semaines."

Und dann stiegen sie vergnügt und selig die teppichbelegte Hoteltreppe hinan. Während ich inzwischen bei dem lächelnden Hotelbesitzer folgende „Differenz" beglich:

2 Wochen—14 Tage zu Frank 50.—	Frank 700.00
2 Tage zu Frank 50.—	„ 100.00
	Frank 600.00

zu meinen Lasten.

Nun, es hat dann für mich auch noch ganz gut zu diesen 14 Tagen gereicht. Und ich habe für Kopf und Skizzenbuch eine nette Ernte hereingetan von dieser schillernden Wunderstadt. Und nicht einmal bin ich den beiden alten Leutchen in der Stadt begegnet. Sie sind nach Reiseführern umhergetippelt, denke ich. Aber schließlich, als es an die Rückkehr ging, da hat es ein Zufall gewollt —

Wie? Na ja, sagen wir also, da hat es ein halber Zufall gewollt, daß wir alle Drei im gleichen Wagenabteil aus dem Gare du Nord aus den Toren von Paris Deutschland zudampften.

Da hat er mich auch bei einiger Nachhilfe wieder als seinen alten Schüler erkannt. Und eine richtige Freude hat er gehabt dabei. Und von Paris haben sie mir erzählt, was sie alles gesehen hätten, und wie sie es gesehen hätten:

„Denken Sie, denken Sie, nun bin ich doch noch in meinen alten Tagen in Paris gewesen! rief er.

„Und wie gut wir aufgehoben waren in dem schönen Hotel!" sagte sie dazwischen.

„Ja, das ist nun so 'ne Sache", sagte er ein wenig überlegen, „man muß nur wissen, wo man hinzugehen hat, dann ist es in Paris gar nicht teuer."

„Es war auch gut bei dem schmalen Stipendium, Oskar!" setzte sie hinzu.

„Na ja, na ja", sagte er, „aber im

Grunde ist es in Paris teurer als in Bernbur."

„Und dabei haben wir prächtig gewohnt, sag' ich Ihnen", wandte sie sich an mich, „und das Essen, sag' ich Ihnen, das Essen — nein, so gut haben wir noch nie gegessen, Oskar, das mußt Du selber sagen."

„Ja, das ist nun so 'ne Sache", sagte er voller Heiterkeit.

„Und so aufmerksam war die Bedienung nicht?"

„Ja, bis zuletzt — da müssen sie mit dem Trinkgeld nicht ganz zufrieden gewesen sein", wandte er nachdenklich ein.

„Und wir haben doch zehn Prozent bezahlt, wissen Sie", sagte sie zu mir, „zehn Prozent, wie es im Reisehandbuch vorgeschrieben ist."

„Aber vielleicht habe ich mich auch nur getäuscht", sagte er schon wieder optimistisch, „im Ganzen kann ich das Hotel nur empfehlen, ich werde nicht verfehlen, wenn ich heimkomme —"

Da erkundigte ich mich geschwind und scheinheilig nach den Namen des Hotels.

„So, so, da sind Sie gewesen, da haben Sie aber Glück gehabt, ich kenne das Haus zufällig — es wird im nächsten Monat abgerissen und ein Kaufhaus hingegeben — jawohl, ein Kaufhaus."

„Schade, schade", meinte der Professor, „und ich hätte so gerne im Philologenverein auf das Ding aufmerksam gemacht — schade — schade hm, das ist nun so 'ne Sache . . . ."

Und dann sprach er wieder von Paris, von Louvre, von Versailles, vom Eifelturm . . . und seine Augen glänzten —

Aufmerksam hatte ich der Erzählung meines Freundes zugehört. Jetzt schwieg er. Und dann fragte ich mich ein wenig unsicher:

„Was meinst Du nun? Glaubst Du ich habe damit die Sache von damals wieder gutgemacht?"

„Hm", sagte ich, „das ist nun so 'ne Sache."

Lottis Undankbarkeit.

Eine Studie von Helene Migorka.

Lotti, die junge Studentin, war seelenvergnügt gewesen, als die Ferieneinladung von ihren Verwandten kam, die den Sommer in Rosenheim verbrachten. Wenn man, als Waise, bei zwei ältlichen Tanten lebt und den ganzen Winter emsig studiert hat, um zu zeigen, daß man Kraft und guten Willen besitzt, sich durchzukämpfen wird eine unerwartete, angenehme Abwechslung zum wahren Glücksstrahl. Die unverwöhnte, lebhafte Lotti ließ denn auch ihren Gefühlen freien Lauf und sang und trällerte unaufhörlich.

Tante Betti schüttelte den Kopf und sprach zu ihrer Schwester Mali: „Du, daß die Lotti gar so lustig ist, wenn sie von uns fort soll, gefällt mir nicht."

„Ich gönn' ihr die Freude", entgegnete die nachsichtige Mali. „Aber freilich: ein bischen schwerer könnte ihr der Abschied, für so viele Wochen, schon fallen."

„Ja, die moderne Jugend", seufzte Betti. „Ich finde, das Studieren verhärtet das Frauengemüt."

„Ja weißt Du, Lotti hat wirklich das ganze Jahr wenig Unterhaltung; sie ist so fleißig", sagte Mali wieder, begütigend.

„Aber ich bitte Dich, was haben denn wir?"

„Wir, Betti? Erinnerungen! Und die müssen wir dem Kinde pflanzen helfen."

Lotti ordnet ihre Kleider, wobei es, trotz Zwang und Neigung zur Einfachheit, zu einigen Kontroversen mit den noch einfacheren Tanten kam, studierte den Fahrplan und kümmerte sich sonst weder um Tante Malis elegisches Gesicht, noch um Bettis Falten um den streng geschlossenen Mund, auf denen so

deutlich geschrieben stand: „Ich nehme Rücksicht.“ Sie war doch überzeugt, daß Beiden sich freuten, wenn der Nichte eine kleine Abwechslung winkte.

Die Tanten litten an Eisenbahnfieber. Und gerade der übergroßen Hast wegen wurden sie schwer fertig, um Lotti das Geleit zu geben, die schon vor dem Tore ihrer wartete, mit anerkennenswert wenig Gepäck.

Auf dem Perron geschah etwas von Lotti heimlich Geahntes und Gefürchtetes. Tante Mali zog aus ihrer großen Markttasche, die sie mitgenommen hatte, um in Mariahilf gleich Einkäufe zu besorgen, einige recht umfangreiche Päckchen. Von Betti Wollstrümpfe und einen wollenen Rock, weil Lotti zu wenig warme Sachen eingepackt hatte, von ihr einen Blumenstrauß in einer Vase, damit die Blumen nicht welken, verschiedene Hausmittel, Mutterbrot, Obst, Kuchen für unterwegs.

Lotti haßte es, so viele Packete zu haben; und sie mußte doch auch umsteigen. Ganz zaghaft stotterte sie: „O, danke! Aber warum habt Ihr mir das nicht lieber früher gegeben?“

„Weil Du es dann vielleicht gar nicht mitgenommen hättest“, erklärte triumphierend Tante Mali. „Und dann: kleine Andenken gibt man doch gern erst beim Abschied. Hier, die Strümpfe sind sehr gut eingewickelt und lassen sich leicht ins Netz legen.“

„Ich finde, Du machst einem jede Freundlichkeit furchtbar schwer, Lotti“, ließ sich Tante Betti vernehmen.

Die gutmütige Lotti hatte Tränen in den Augen. „Ja, gewiß“, sagte sie hastig, „ich bin Euch auch sehr dankbar. Ich wußte nur nicht, wohin damit; und dann die Zollgrenze.“

„Ja, das Studium!“ seufzte Tante Betti.

Und dann wurden die beiden so traurig, als gelte es, für Jahre Abschied zu nehmen und nicht für eine Vergnügungsfahrt. „Schreibe nur oft“, mahnte Tante Betti. „Aber nur Karten“, rief Tante Mali; „am Schreibtisch sitzen sollst du nicht.“

„Ich finde“, begann Tante Betti (die immer etwas „fand“, mit Ausnahme der Gegenstände, die sie verlegt hatte) . . Doch der Schaffner war rücksichtslos genug den Satz abzuschneiden. „Einsteigen!“

„Ja, ja, Lotti, Kind, rasch! Damenkoupee. Du bist doch nicht allein? Das ist so gefährlich.“

„Nein. Zwei Babies sind drin.“

„Wie schön! Da kannst du dich nützlich machen, Lotti.“

„Bleibt gesund und habt Dank! Auf Wiedersehen!

Einige Wochen später saßen die Tanten in Hietzing mit ihren Freundinnen Meyers gemütlich beim Tarock, als die Rede auf Lottis Ferienreise kam. „Sie hat mir einen ganz begeisterten langen Brief geschrieben“, erzählte harmlos die junge Nora Meyer.

„So, hat sie?“ fragte Tante Mali; ihre Hand, die den Treff-Buben ausspielte, zitterte leise. Und Tante Betti war nicht einmal empört, obwohl die Schwester Tarok anspielen sollte. Sie sagte nichts. Doch um den zusammengekniffenen Mund zogen sich wieder die Falten, in denen geschrieben stand: „Ich nehme Rücksicht.“

„Wie findest Du das?“ war ihre erste Frage, als sie vom gastlichen Hause Meyer den Heimweg antraten.

Tante Mali wußte sofort, was sie meinte. „Ja, das haben wir nicht verdient“, sagte sie wehmütig. „Uns speist Lotti mit Karten ab, für all unsere Liebe, und dem jungen Ding schreibt sie lange Briefe!“

„Ich finde es, von allem anderen abgesehen, auch so taktlos“, sagte Tante Betti; „was sollen sich Meyers nur denken. Wir wissen von unserer Nichte beinahe nichts und dieser Backfisch, die Nora — ist genau unterrichtet.“

„Ja, aber wir wollen nicht verurteilen, Betti, dazu haben wir das Kind doch viel zu lieb, sondern nur in Güte zu ihrem Herzen sprechen.“

„Wie wir es immer getan haben“, sagte Tante Betti und schrieb Lotti, wie sie sich freue, von Nora Meyer gehört zu

haben, daß es ihr gut gehe. Sie verlange gewiß keine langen Briefe von ihr. Die müßten von selbst geschrieben werden; aber lieb wäre es ihr doch gewesen, zu hören, ob Lotti ihre Warnung beherzige. Und sie könne nicht umhin . . . Und dann kam wieder eine Erörterung über den Vetter Leo, der sie leider ganz an den leichtsinnigen Baron Wender erinnere. Tante Betti wurde fast durch jeden an irgend einen Aristokraten „erinnert“. Sie hatte deren einige gesehen, als sie noch das kleine Modistengeschäft in Mariahilf führte.

„Zwei Drittel Deiner Ferien, liebe Lotti, sind vorüber“, schrieb, im anderen Zimmer, Tante Mali und knüpfte noch die Betrachtung daran, daß die zweite Hälfte rascher als die erste zu vergehen pflege.

Ungeduldig warf Lotti in Rosenheim diese beiden Briefe in eine Lade. Mußte sie denn immer wieder, noch dazu heute, an ihrem Geburtstag, an das erinnert werden, was sie ohnehin wußte und täglich sich zu vergessen sich bemühte: daß die Ferien zu Ende gingen? Den harmlosen Spaß mit Vetter Leo hatte sie ihr auch verdorben durch das Ernstnehmen und Vielreden, nur wegen der dummen, kleinen, scherzhaften Bemerkung, die sie gemacht hatte. Mein Gott, was konnte sie denn den Tanten erzählen?

Am nächsten Tage traf die Geburtstagssendung der Tanten ein. Natürlich verspätet. Unglücklicherweise waren Leo und seine Schwester Ella in Lottis Zimmer, als der Briefträger ein formlos gewordenes, durchfeuchtetes, übelriechendes Packet brachte.

„Zieh lieber Handschuhe an“, meinte Ella, gespannt zusehend. Unter zu Heu gewordenen Blumen lag das verzollte, mit kleinen Blättchen, Käfern und Erde bestreute Mandelgebäck, eine Spezialität Tante Malis.

„Wegwerfen“, entschied Leo. „Das fängt gut an.“

Dann kam eine Schicht Pfirsischen, reife zum Essen und härtere zum Aufheben. Daneben Tomaten, die, den trennenden Papierstreifen nicht achtend, mit ihren Nachbarn zu vertraut geworden waren. Sogar die unreifen Pfirsischen hatten sich von dem bösen Beispiel des Verdorbenen anstecken lassen und begannen, faul zu werden. Die Pfirsischen waren sinnreich auf grüne Erbsen gelagert, die, gegen die Voraussicht der Packenden, den Druck nicht vertragen konnten, denn es gährte bedenklich in ihnen. Neben den Erbsen lagen die Dufterreger und Fäulniserzeuger; überreife Steinpilze. Lotti zweifelte, ob sie ihr Lieblingsessen, nach diesem Geruchseindruck je wieder genießen werde. Sie, die „Unpraktische“, hätte gewußt, daß Schwämme das Versenden nicht vertragen.

„Du hast dich wohl über unsere Kost beklagt?“ spottete Leo. „Nein, solche Delikatessen hätten wir dir wirklich nicht anbieten können.“ Mit spitzen Fingern hielt er einen zermatschten mit Erbsen gespickten, von Tomaten gefärbten Pfirsich in die Höhe, während er sich mit der anderen Hand zierlich die Nase zuhielt. Ella bekam über das Bild förmliche Lachkrämpfe und schließlich lachte auch Lotti.

„Es war gut gemeint von den Tanten; ich esse all die Sachen gern, und sie haben sich's gemerkt.“

„Na, weißt du“, sagte Ella energisch, „ich bin nicht so gutmütig wie du. Ich hätte es zurückgeschickt.“

Als Lotti abends, nach einem vergnügt verbrachten Nachmittag in ihr Zimmer ging, rief ihr Leo lachend nach: „Vergiß nicht, dich zu bedanken.“

Ja, Freude zu äußern war unmöglich. Also: nur einige nichtssagende Worte; das Böse verschweigen. Lotti schrieb also, in humoristischer Form, nach einigen Dankesworten, die Wahrheit.

In der Entfernung, wo man das Verdorbene nicht vor Augen und Nase hatte, konnte die Schilderung ganz heiter wirken. Aber Sinn für Humor fehlte den beiden Damen vollständig. Mit grabesernsten Mienen saßen sie beim Frühstück, während Tante Betti den Brief las. Sie pflegte die einlaufenden Briefe immer zuerst zu lesen. Wortlos reichte sie ihn der Schwester, die, unter ihrem beobach-

tenden Blick, wie gewöhnlich, etwas fassungslos wurde.

„Nun, wie findest du das?“

„Es tut mir sehr leid, daß die Sachen .....“

„Laß das, es gehört nicht hierher“, unterbrach Tante Betti. Diesmal fehlten die Rücksichtsfältchen um ihren Mund; sie kannte keine Rücksicht mehr. „Nie — nie hätte Lotti uns das schreiben dürfen!“

„Du hast wohl recht. Es ist taktlos. Wo wir es doch so gut gemeint haben! Sie ist auch unpraktisch. Meine Mandelkugerl hätten sich gewiß wieder trocknen lassen und wären dann ganz gut gewesen. Und aus den Pfirsischen konnte man Kompott oder eine Bowle machen, wenn schon die schönen Schwämme .... Ich hätte sicher noch etwas mit ihnen unternommen. Es ist sündhaft, Lebensmittel zu vergeuden. Und ich fürchte, es verrät Mangel an Herzenstakt, uns das zu erzählen.“

„Ja. Ich finde es rücksichtslos, ja, geradezu roh!“

Bei dem harten Ausdruck zuckte Tante Mali zusammen.

„Vielleicht ist's bei uns die Enttäuschung, weil wir uns doch so sehr gefreut haben über die Freude, die Lotti haben sollte.“

„Was hilft das Beschönigen. Es ist viel schlimmer“, entschied Tante Betti. „Das Erlebnis wirft ein trauriges Streiflicht auf Lottis Charakter. Ich habe mich leider nicht getäuscht. Ich täusche mich überhaupt nie. Das Kind ist durch und durch undankbar!“

„Ja, diese studierenden Mädchen!“

Das Land der Küsse.

In keinem Lande der Welt ist das Küssen so allgemein gebräuchlich wie in Rußland. Der Kuß ist dort weit mehr eine Begrüßung, denn eine Liebkosung. Bei öffentlichen Gelegenheiten wie bei privater Begegnung — immer und überall wird geküßt.

Da küssen sich Väter und Söhne, küssen sich alte Generäle und küssen sich ganze Regimenter. Der Kaiser küßt seine Offiziere, und bei einer Revue werden ebenso viel Küsse wie Schüsse abgegeben. Hat sich ein Korps Kadetten die Anerkennung des Kaisers erworben, so wird der kaiserliche Kuß dem anführenden Knaben zuteil, der ihn seinem Nachbar, dieser wieder dem Nächsten usw. weitergibt, bis sich die ganze jugendliche Schar geküßt hat.

An jedem Sonn- und Feiertage, ebenso wie bei den Familienfestlichkeiten küßt die junge Herrin des Hauses nicht nur die weiblichen, sondern auch die männlichen Dienstboten, und wenn letztere ihr gegenüber auch nur einen Handkuß wagen, so drückt sie ihnen wenigstens die Lippen auf die Wangen.

Zwei Frauen.

Eine Novelle in Briefen. Von Hans von Kahlenberg

1.

Sie haben mir gesagt, daß ich sehr krank bin. Jeder spricht sanft mit mir, und oft sehe ich Tränen in ihren Augen. Alle Tage kommt der Doktor; auch er ist gut. Was ich wünsche, wird mir gegeben. Aber ich wünsche nicht viel; ich weiß, daß ich sterben muß.

Und ich habe nie geliebt.

Ich habe ein ganz weißes, kleines Zimmer. Die Vorhänge sind weiß, mein Bett ist weiß, an den Wänden sind weiße Lilien gemalt mit blau-grünen, spitzen Blättern auf einem blassen Dämmerungsgrund. Alle diese Lilien reichen sich die Hände, sie tanzen einen Tanz um mein Lager, ihre Staubfäden sind ihre langen gelben Haare, aber ihre Gewänder sind silberweiße Seide, streifen auf der Erde. Immer höre ich das Schleifen, wie sie tanzen ohne Füße, nur auf den schleifenden Säumen ihrer seidenen Klei-

der. Alle diese sind Jungfrauen, die gestorben sind, ehe sie geliebt haben.

Und ich habe nie geliebt.

Hier ist's immer warm und sonnig. Man bringt mir viele Blumen. Sie sind alle weiß, Hyazinthen und blasse Primeln. Weil die Sonne sie nicht geküßt hat, bleiben sie blaß. Wenn die Sonne kommt, sind sie schon gestorben, schlafen wieder in ihren Bettchen unter der Erde. Das ganze Jahr träumen sie von der Sonne, sie wachen zu früh auf, weil sie zu sehnsüchtig träumten. Aber niemals küßt sie die Sonne.

Ich, habe nie geliebt.

Nie, nie werde ich geliebt sein.

Ich sehe meine kleine Schwester. Sie ist ganz klein, aber rund und fest wie ein Gummibällchen; ihre Bäckchen fühlen sich heiß an von der Aufregung des Spiels, oder, wenn sie geweint hat, im Zorn. Ihre Augen sind Crystalle, ganz schwarz oder blau, als ob Funken unter dem Blau wären oder Diamantglitzern. Ihre kleinen Fäuste krampfen sich in der Bosheit; es ist schwer, sie auseinander zu zwingen. Sie küßt mich mit weichen Lippen, ich fühle ihren warmen Atem, den Duft von zappelnden, lebendigen Körperchen, der mich müde macht, mir die Augen schließ. Sie darf nicht viel bei mir sein, weil sie laut, nicht still sitzen kann, die Luft des Krankenzimmers ist nicht gut für sie; sie ist gesund und jung.

Meine große Schwester wird sich verheiraten. Sie ist schön und sanft. Sie liest mir vor und streichelt die Kissen zurecht. Manchmal bleibt sie am Fenster stehen: sie steht lange hin und sieht in die Richtung der Sonne. Aber sie weiß es nicht. In ihren Augen ist ein Träumen; wenn sie ganz leichte Dinge aufnimmt, ist es, als ob sie schwer hebt; und sie trägt den Kopf immer geneigt, weil ein Segen über ihr ist. Ich liebe sie mit der weichen Linie ihrer Gestalt, wo nichts eckig ist oder Unruhe; ihre Stimme ist warm, von einem guten, sachten Feuer, das ohne Funken brennt, erwärmt. Sie ist gut zu allen Menschen, denn sie ist glücklich.

Meine Mutter ist nicht glücklich. Der Schmerz hat Runen in ihr Gesicht gegraben. Nicht alle Menschen sehen diese Runen, es ist ein weiches, mildes Gesicht, — aber ich sehe sie: große, tiefe, die zu den beiden Mundwinkeln führen, die kleinen um die Augen, trübe Augen derer, die oft geweint haben. Und viele auf der Stirn. Die bringen die Gedanken, die Fragen, den Zweifel.... O. ich kenne sie alle! Manchmal versuche ich, sie nachzuzeichnen mit meinem dünnen, weißen Finger. Sie sagt: „Kleines Mädchen, was tust Du? Willst Du Mamas Häßlichkeiten aufspüren?" — Aber die Zeichen sind nicht häßlich, ich liebe sie, sie sind schön. Es ist die Liebe, die sie gezeichnet hat.

Nur ich, ich werde niemals lieben.

Man liest mir Geschichten vor. Märchen von Königstöchtern, die schliefen in gläsernen Särgen, Ritter reiten auf Abenteuer, im Zauberwald sprechen und singen die Vögel. — Ich liebe diese alten Geschichten der Kinder. In einigen sind wilde Schwäne, die klagend sehr hoch ziehen, oder weiße Meerfrauen auf grünen, nie ruhenden Wogen ringen die Hände. Sie sterben niemals, fühlen nicht Schmerzen und Wonne der Menschen.

Ich werde nie lieben.

Der Märchenprinz küßt die Prinzessin, er trägt einen kurzen scharlachnen Mantel, unter dem Federbarett wallen die goldenen Locken. Ein Ritter naht in funkelnder Rüstung; die Schwäne ziehen seinen silbernen Kahn. Der starke Recke auf dem schwarzen schnaubenden Hengst hebt das weiße Mädchen vor sich in den Sattel. Der Himmel tut sich auf, und die Engel jubilieren; sie singen um die glorreiche Mutter, die im Strahlenglanz steht, ihr Kindlein hält.

Mein Kind, mein kleines Kind! Mein Neugeborenes! Mein Mund, den man nicht geküßt hat! Meine Brust, die niemals Leben gegeben! Ihr langen seidenen Haare, von keinem gekost, die zärtliche Finger zu Ringen nicht wanden! —

Ich muß sterben. Ich habe nicht geliebt. Nie geliebt.

2.

Nun wirst Du mich auch recht verstehen!

Es ist nur ein Brief, dieser einzige Brief. Ich werde Dich nicht wiedersehen. Ich komme nicht mehr in unser Nest, das kleine Nest von einem Tag in dem wirbelnden, lärmenden Großstadtleben.

Wie ich es so gut kenne! — Alle Bilder, die an den Wänden waren, Ansichten von Marienbad, der Tod Mizzios und ein abscheulicher geharnischter Ritter zu Pferd, der an einem Dorfkrug ein Schöppchen trinkt. Ein Landmädchen kredenzt ihm den Humpen, und sie ist viel zu klein. Er sitzt so gerade auf seinem Pferd, als ob er einen Ladestock verschluckt hat, — so ein Bilderbogenbramarbas!

Du hattest Veilchen auf dem Tisch, Hände voll Veilchen. Wir tranken Sekt und waren sehr glücklich. Denkst Du an die Rosenköpfchen, mit denen der Chateaubriand garniert war? Wir wußten Beide nicht, was es war, und ich hätte für mein Leben gern probiert. Dann waren es nur gefärbte, rohe Kartoffeln.

O Du! Du! Du!

Da hast Du mich lieb gehabt. Als ich zu Dir kam in den nassen Stifeln mit dem häßlichsten grauen Unkenmantel, zogst Du mir die Schuhe aus. Du wärmtest meine Füße in Deinen Händen. Ach, wie war ich glücklich, daß ich hübsche, kleine Füße habe!—Dann küßtest Du sie.

Gut warst Du. Und zart gütig.

Aber es kann nicht immer so sein. Ich würde so viel zu lügen haben. Und Du würdest mißtrauisch sein, ungeduldig hart.

Ah, Du kannst hart sein. Ich habe es an diesem Willen selbst gesehen, mit dem Du mich zwangst. Ich bin so leicht zu quälen.

Aber ich danke Dir doch. O, mein süßes, geliebtes, strahlendes Herz! Wie ich Dir danke!

Ich fror ja so. Und Du hast mir Wärme gegeben. Ich hungerte. Du gabst mir zu essen, zu trinken. Ich bin wirklich glücklich gewesen einen kurzen seligen Traum lang.

Ist denn das nicht genug für ein Menschenleben?

Und was ist ein Menschenleben?

Immer warten und dann Enttäuschung. Ein Hoffen und Sich-hoch-ziehen, und der Niedersturz, das Amboden-liegen. Der Rest aller süßen Dinge ist bitter. Das Bitterste ist die Bitterniß, die das Süße vergiftet.

Ich halte mir das Süße süß. Wie ich Dich den Abend gehabt habe, habe ich Dich immer. Fromm, heiß und ganz mein.

Das bleibt ein Altar, wo man die Opfer nur einmal bringt. Ein Allerheiligstes, das sich verschlossen hat, dann verschlossen bleibt.

Still! Still! Leise auftreten! Man darf nicht dran rühren. Selbst nicht schreiben davon.

Du hast andere Frauen vor mir geliebt, auch das sage ich mir, schönere Frauen, leidenschaftlichere, vielleicht bessere, Du würdest wieder lieben.

Immer necktest Du mich, daß mir die Tränen so locker saßen. Du wolltest wissen, warum ich weinte. Wußt' ich's denn selber? — Vor seliger Weichheit.

— — Endlos haben wir zusammen philosophiert, von Goethe und Schopenhauer und Franz v. Assisi — und viel mehr philosophiert als geküßt.

Manchmal bilde ich mir ein, daß ich Dir eine sehr gute Freundin sein könnte, nur noch eine Freundin. Du wärest verheirathet mit einer Frau, die Du liebtest. Ihr hättet kleine Kinder....

Wenn wir ganz alt wären, könnten wir zusammenkommen. Du sprachst einmal davon, wie schön es ist, zusammen und ganz alt zu sein, wie früher, wenn Menschen aus der Welt in's Kloster gingen. Hast Du mich nicht Deine „Heilige" genannt? Es gibt ein Bild von Puvis de Chavannes, wo eine alte Frau ganz einsam, feierlich steht, über eine weite Landschaft blickt—er hatte sie wohl geliebt, so hat er sie gemalt.

— Gar nicht so schwer ist's, was ich tue. Ich würde mich schämen. Man

darf sich nicht schämen. Daß es Nacht war, ist gut. Der Tag ist so grell, unheilig.

Ich tue mein Tagewerk ganz still. Ich gehe neben meinem alten Mann. Mein Junge schmiegt sich an mein Knie, sieht mich an mit großen, fragenden, unschuldigen Augen. Auch Du wirst wissen eines Tages. Und Du solltest dem danken, der es Deine Mutter gelehrt. Er hat eine gute Frau aus ihr gemacht, eine starke und tapfere.

Den Kuß, von dem Deine Lippen nicht lassen konnten, mein Geliebter, ich reiche ihn Dir. O, ich kann jetzt unglücklich sein. Ich war ja so glücklich.

Für Deine reine Liebe, die heilige Flamme dieser Weihenacht, den hohen Schmerz und die tiefe Freude. — —

Ich danke Dir, mein Geliebter! Dank!

Die Sonne bringt es an den Tag.

Eine Familienszene von Z o e.

Als Heinerle aus der Schule kam, war Niemand zu Haus. Die Mama bei der Modistin, Ursel im Lyceum und Dorette im Tango-Zirkel.

„Danke bestens für Deinen Besuch“, wehrte das Mädchen und schloß die Küchentür von innen zu. „Du willst doch wohl planschen oder Gashähne aufdrehen.“

Der Quartaner hatte bereits so viel antike Größe, daß er mit verächtlichem Lächeln an der Tür vorbeischritt; die übrigen Räume boten genug Interessantes.

Zunächst kletterte er auf das Büffet, wobei er der Fruchtschüssel einen Tritt versetzte, durchsuchte die oberen Etagen nach Cakes, und da er sich das Zuckernaschen erst in Tertia abgewöhnen wollte, nahm er eine tüchtige Handvoll aus der silbernen Dose.

Dann schnüffelte er im Salon herum, beschaute die Bilder von Künstlern und Verehrern, die die Schwestern aufgestellt hatten, streckte sämtlichen Herrschaften die Zunge heraus und legte sich plötzlich platt auf den Teppich, als wollte er schwimmen. Ganz unten im japanischen Schränkchen stand nämlich eine Uhr aus grauem Porzellan, auf der zwei Tauben saßen.

Dieses Kunstwerk war ihm unbekannt. Außerdem hatte er eine unheimliche Vorliebe für Uhren. Da sie nicht ging, rüttelte und schüttelte er sie, drehte an allen Schrauben, buffte sie kräftig in den Rücken, und als er das erste leise Ticktack vernahm, ließ er sie vor Freude fallen, wobei die Tauben ihre Köpfe verloren.

Noch fassungslos über diesen Geniestreich, hörte er es läuten und sah durch den Türspalt einen Herrn in tanninfarbenen Handschuhen. Nach längerer Debatte mit dem Dienstmädchen steuerte der Unbekannte auf den Salon zu, was Heinerle veranlaßte, die Flucht zu ergreifen. Da er übrigens fest entschlossen war, den Taubenmord zu leugnen, vergrub er sich hinter seine Bücher und entwarf die Disposition zum deutschen Aufsatz: „Die Sonne bringt es an den Tag.“

Kaum hatte er ein paar Worte zu Papier gebracht, als die Klingel zweimal tönte. Ursels Zeichen. Er hörte die Sechzehnjährige wie einen Kürassier über die Diele stampfen, steckte impulsiv die Nase durch die Tür und flüsterte, nach dem Salon weisend: „Man erwartet Dich.“ Der Kürassierschritt stoppte, Ursel machte ihr berühmtes schlaues Gesicht und legte die Hand aufs Herz, als sie im Ständer einen Stock mit Silberkrücke gewahrte, dessen Besitzer ihr bekannt war.

Hermann Schulz. Was wollte der hier? Er hatte ihr gestern gesagt, daß sie die niedlichste Tauentzienrange sei und daß Biedermeierlocken ihr entzückend ständen. Stand sein heutiger Besuch damit in Zusammenhang? Wollte er am Ende?....

In Glut getaucht riß Fräulein Ursel die Tür auf und streckte dem Besucher die Hand hin.

„Ich warte auf die Rückkehr Ihrer Frau Mutter, die ich gern sprechen möchte" erklärte Schulz jun. die Situation.

Die Sache kam ihr doch sehr plötzlich. Erfreut war sie eigentlich nicht, denn sie hatte sich soeben mit Günter Helm zum Zoo verabredet. Günter saß zwar schon drei Jahre in Prima, woran jedoch nur Intrigen schuld waren, denn daß er talentvoll war, bewiesen seine Liebesgedichte, von denen Ursel eine ganz Kollektion besaß.

Dieser Mensch, der hier saß, um sich mit ihr zu verloben, hatte sie noch niemals angedichtet.

Da, plötzlich ein Schrei, der durchaus nicht salonfähig war: „Was ist mit meiner Taubenuhr geschehen? Die Köpfe sind abgeschlagen. Haben Sie das gemacht? Ja, Sie haben es mit dem dicken Knüppel getan, den ich im Vorplatz sah. Leugnen Sie doch nicht. Ich überschaue alles. Sie sind auf Günter eifersüchtig, der mir die Uhr aus Kopenhagen mitgebracht hat."

„Pardon, Fräulein Ursel" —

Wie sie ihn in diesem Augenblick haßte. Geliebt hatte sie ihn überhaupt nie. Daß er Hermann Schulz hieß, war eigentlich schon unverzeihlich, daß er aber auch noch roh war—

„Hören Sie mich doch, bitte, an, Fräulein Ursel" —

Doch die niedliche Tauentzienrange drehte ihm den Rücken und rief von jenseits der Schwelle herüber, daß er für sie nicht mehr existiere.

„Ruhe!" brummte der Quartaner, als sie zu ihm hereinsauste. „Du bringst es doch nicht an den Tag. Wer nicht? Was nicht? Was wirst Du so bleich?"

„Quatsch!" schrie Ursel, während ihr der in seinen Gedanken Gestörte eins mit dem Lineal überzog.

Während sich hinter den Kulissen eine regelrechte Prügelei entwickelte, wie sie bei den jüngsten Rössels zum täglichen Pensum gehörte, nahm der Besucher drüben einen Sessel, da er die Absicht hatte, nicht eher zu weichen, als bis er gerechtfertigt war. Da vernahm er auch schon die Stimme der zurückkehrenden Hausfrau.

Frau Rössel, 40 bis 45 Jahre alt, sehr temperamentvoll und sehr vorteilhaft gekleidet, trat — mit dem Finger drohend — ein: „Schelm, was haben Sie angerichtet! Mein kleines Mädel heult fürchterlich."

„Ich versichere Sie, allergnädigste Frau"—

„Sie haben es natürlich nicht absichtlich getan. Die Uhr hat dort einen ungünstigen Platz."

„Fräulein Ursel stellt Behauptungen auf" —

„Sie ist eben ein Kind," beschwichtigte ihn die Frau des Hauses. Sie unterstrich das Wort „Kind".

Sollte Schulz jun., für Ursel entflammt sein, wie diese ihr zugeraunt hatte, so mußte sie ihn abkühlen, denn Dorette war an der Reihe.

„Ursel ist ein richtiges enfent terrible, ein unreifer Backfisch ohne Grazie und Takt. Ihre Ungezogenheit müssen Sie auf das Konto ihrer sechszehn Jahre bringen, mein lieber Schulz. Das Gegenteil davon ist meine ältere Tochter Dorette," fuhr Frau Rössel fort, wohlwollend das schöne frisierte Haupt wiegend, „häuslich, bescheiden, liebenswürdig — und musikalisch."

Sie streifte ihren Partner, um die Wirkung ihrer Worte zu sehen. Der nickte Beifall: „Fräulein Dorette ist ein Juwel! Aber es ist eine rein geschäftliche Angelegenheit, gnädige Frau, die mich heut zu Ihnen führt", kam es ernüchternd von seinen Lippen. „Wir haben Kenntnis erhalten, daß Sie demnächst Ihre Wohnung wechseln, und gestatten uns, die Firma Schulz in Erinnerung zu bringen. Dieselbe konnte bereits ihr 50jähriges Jubiläum feiern. Wir arbeiten nur mit gutgeschultem Personal, haben einen großen Wagenpark und übernehmen selbst bei Umzügen ins Ausland vollkommene Garantie. Wir hoffen, daß gnädige Frau unserer Offerte nähertreten."

Gnädige Frau wurde plötzlich sehr steif. Um ihre Lippen spielte zwar das gewohnte, charmante Lächeln, aber es gefror zusehens, und ihre Worte klangen eisig: „Ich bin nicht die richtige Instanz. In solchen Sachen entscheidet mein Mann. Wollen Sie sich, bitte, mit ihm in Verbindung setzen: Amt C. 1212."

Schulz dankte, notierte, und Frau Rössel verließ ihn, da sie momentan „sehr beschäftigt" sei.

Ehe er noch begriff, warum die Sonne sich plötzlich verfinstert hatte, ging ihm eine neue Sonne auf: Dorette. Ganz reizend sah sie aus in dem engen Kostüm und schwarzen Sammethütchen, über dessen hochgeschlagene Krempe sich ein Paradiesreiher schlängelte. Schelmisch blitzten ihre Augen, als sie ihm zurief: „Tiroler Bub', hast a Schneid?"

„Oh, mein fesches Tegernseer Mädi," rief er fröhlich, „seit dem Alpenball träumte ich nur von Ihnen." Und er nahm die warme Mädchenhand in seine kühlen lederne. „Mit Ihnen durchs Leben zu rodeln," entfuhr es ihm, und als er ihr glückliches Lächeln gewahrte, war der ganze Speditions- und Möbelkram vergessen. Er hauchte einen Kuß auf das blonde Stirnhaar und flüsterte unter die Sammtkrempe, daß er sie unbedingt allein sprechen müsse.

„Holen Sie mich morgen vom Samariterkursus ab."

„Morgen?" —

„Eilt es?" fragte sie mit gesenkten Wimpern.

„Was hat er getan? Wie wurde es kund? Die Sonne brachte es an den Tag," brüllte jemand auf dem Korridor, und die Köpfe der Liebenden flogen auseinander.

Schulz entfloh mit einem Handkuß.

Zehn Minuten später stand Frau Rössel als zürnende Göttin vor dem heimkehrenden Gatten. „Was sagst Du dazu: der junge Schulz, mit dem wir gesellschaftlich verkehren, machte mir soeben eine Umzugsofferte. Das ist die Höhe!"

„Geschäftsinteresse", erwiderte Rössel. „Ein tüchtiger Kaufmann nimmt alle Chancen wahr. Was nützt mir ein verliebter Tor mit Unterbilanz? So wie er ist, gefällt er mir, und ich zögere nicht, ihm Dorette zu geben."

„Du bist ein glänzender Diagnostiker," spottete Madame. „Eine Kalkulation wollte er machen, aber keinen Heiratsantrag".

„Beides. Während wir vor dem Hause auf und abgingen, haben wir sowohl das erstere als auch das letztere erledigt. Wärst Du nicht so echauffiert, meine Liebe, so müßtest Du bemerkt haben, daß ich ihn wieder mit heraufbrachte, und daß er sich da drinnen mit Dorette verständigt."

Frau Rössel sank in einen Stuhl.

„Weißt Du auch," flüsterte sie, nachdem sie sich erholt hatte, „daß Schulz jun. eine glänzende Partie ist?

„Die Firma ist fünfzig Jahre alt, hat ein vorzügliches Renommee, arbeitet nur mit gutgeschultem Personal und übernimmt selbst bei Umzügen ins Ausland vollkommene Garantie."

„Du hast den Prospekt gut auswendig gelernt."

„Nebenbei ist er ein Kavalier! Meine geliebten Kinder," deklamierte Mama, als die Salontür sich öffnete, „Ihr habt mich vollständig überrascht. Ursel, Heini, kommt und begrüßt Euren Schwager!"

Der Quartaner näherte sich im Laufschritt und machte eine tadellose Verbeugung. Als er sich aus Verlegenheit schneuzte, fiel ein kleiner, blanker Gegenstand aus seiner Tasche und blieb gerade da liegen, wo die Sonne einen hellen Kreis auf den Teppich malte.

„Das ist ja eine Schraube von meiner Taubenuhr," kreischte Ursel, die sich bis dahin teilnahmslos verhalten. „Wo kommt die her?" Ein Gedanke bohrte in ihrem Hirn, während sie die funkelnden Augen auf den Bruder richtete.

Der nahm Stellung zum Vorkampf. Da ertönte mild und versöhnend des neuen Schwagers Stimme: „Diese Schraube ist aus meiner Westentasche gehopst, Fräulein Ursel. Sollte es dieselbe sein, die bei Ihnen — pardon, bei Ihrer Uhr losgegangen ist, so schenken Sie sie mir zur Erinnerung an diese Stunde."

Als sie Abschied nahmen . . . .

Kriegs-Skizzen von Else Krafft.

Sie wollte tapfer sein....ja! Ein Lächeln zwang sie sich auf die Lippen, wenn sie in sein Gesicht sah. Und ein Kind nach dem anderen holte sie vom Spiel aus dem sonnigen, glückdurchfluteten Zimmer, in dem der bunte Tand, die Puppen, Bleisoldaten, Bären und Pferdchen sie so friedlich umringten, und schob sie in den Raum, in dem der so plötzlich gepackte Feldkoffer stand.

Zuerst wußten die Kleinen gar nicht, warum sie der Vater so stark und jäh in die Arme riß; nein.... so, so hatte er die Buben noch niemals an sich gepreßt und die flachsigen Dirnlein auch nicht. So hatte es auch noch niemals ausgesehen in Papas schönem Zimmer. Uniformstücke, Papiere, Waffen, eine dicke Feldflasche und viele andere fremde Dinge sahen die Kinderaugen mitten auf Muttis mühsam selbstgestickter Tischdecke liegen, und der gute Schreibtisch war verschrammt und befleckt, ohne daß es die Eltern sahen.

Ganz ungewohnt schen drückten sich alle vier in Vaters Arme. Nur der Große, der Achtjährige, griff mit einer Hand nach Mama, weil es geade so ausgesehen hatte, als ob sie nicht mehr ganz fest stehen könnte....

Bis Papa etwas sagte, das sie allesamt herumriß zu seinen Lippen.

„Kinder", sagte er mit einer ganz ungewohnt lauten und fremden Stimme, „nun paßt mal auf, damit Ihr noch in grauen Haaren an diese Stunde denkt. Der Kaiser, den Ihr ja alle kennt und liebhabt, hat Papa gerufen, daß er hinausziehen soll in den Kampf gegen die Feinde, die unser Glück, die unseren Frieden zerstören wollen. Das lassen wir uns aber nicht so ohne weiteres gefallen.... was, meine lieben, deutschen Kinder? Wir folgen dem Ruf unseres Kaisers, und alle Papas passen auf, daß ihren Kindern kein Leid geschieht. Und wenn ich Euch nun mit der Mama allein lassen muß, werdet Ihr brav sein und gut, wie es sich für deutsche Kinder geziemt. Und beten werdet Ihr"....

Er hatte wohl noch weiter sprechen wollen, aber die vier Kleinen hingen ihm so fest am Hals, daß es nicht mehr ging. Und der Große, der Achtjährige, legte ganz fest und kameradschaftlich die Hand auf Papas Schulter.

„Hab' man keine Bange, Papa, wir sind schon brav. Und den Kaiser grüß' nur schön, der braucht sich nicht zu fürchten, wenn unsere Papas alle mitkommen."....

Da schluchzte der Mann in seinem grauen, marschbereiten Kriegsrock auf, nicht aus Qual und nicht aus Schmerz, sondern aus Stolz und Freude, über sein junges, deutsches Kindervolk....

* * *

Unten auf der Straße gingen zwei Hand in Hand: ein Bursche im blauen Arbeitskittel und ein Mädel zwischen achtzehn und zwanzig. Sie sagten schon eine ganze Weile kein Wort zueinander. Nach dem ersten, kurzen Aufschrei, der seiner Erklärung, daß er schon heute Abend fort müsse, gefolgt war, hatte sie nur seineHand genommen, die noch grauschwarz von Maschinenstaub war. Keins sah den anderen an, nur die Finger suchten sich, stark, fest, wieder und wieder. Und eine Glut war in den jungen Gesichtern, die sonst so leicht lachend in die sonnige Welt geblickt. „Der Kaiser ruft!"....

Ja, wie war denn das? Hatten sie nicht erst vor kurzem mit den anderen Parteigenossen gegen so einen Ruf protestiert, erregt, leidenschaftlich und trotzig? Und nun, und heute.... nachdem sie alle erfahren, um was es sich handelte, welcher Frevel abzuwehren war.. Wo blieb denn da dieser Trotz? War es nicht gleichsam so, als ob ein dunkler

Vorhang vor ihren Blicken zerriß, hinter dem das Bild des obersten Kriegsherrn ganz anders aussah, als man es sonst gesehen?....

Die beiden jungen Menschen, der Arbeiter und die Arbeiterin, sahen sich plötzlich an, und trotzdem ihre Hände ineinander blieben, dachte jetzt keiner von ihnen an die süßen Liebesstunden da draußen in den Wäldern vor den Toren des sonntäglichen Berlin.

Irgendwo dahinten am Schloß wurde gesungen. Das Lied drang bis hierher in die stillere Seitenstraße.

„Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält"....

Nun waren sie stehengeblieben und lauschten. Und ganz plötzlich, ganz ungewollt nahm der junge Bursche die graue Mütze ab und wischte sich die Tropfen von der Stirn.

„Ick..ick jeh janz jerne.. du..nee.. seh das doch ein. Anneken, man is doch ooch 'n Deutscher, un der Kaiser kann nischt dafor, wenn de anderen so dreckig handeln bei seine jute Absicht, alle Knochen schlage ick dieses Jesindel entzwei, wenn se mir mang de Finger kommen."

Das Lied da drüben unter den Fenstern des Kaisers verklang in Hochrufen.

Das Mädel nickte erschauernd.

„Nee....dafor kann er nich, Maxe," sagte sie leise und fühlte, daß sie dem Liebsten noch nie so gut gewesen war wie heute....

* * *

Sie saßen im Auto, der junge Offizier und seine Mutter, und fuhren zum Bahnhof.

Das Witwenhäubchen war der alten Dame von den weißen Haaren gerutscht, weil ihr der Junge alle Augenblicke mit der Hand über den Kopf strich, weich, leise, ganz genau so weich und still wie damals ihr Mann, als er auf seinem Krankenbett zu ihr gesagt hatte: „Erziehe mir unseren Jungen gut, wenn ich's nicht mehr kann. Soldat soll er werden, um dich und alle Mütter zu beschützen, wenn uns einmal wieder ein Feind bedrohen sollte."....

Sie hatte dem Toten Wort gehalten. Mit unsäglichen Opfern, mit immerwährender Sparsamkeit. Und groß und stark war ihr einziges Kind geworden, das sie behütet vor jedem Sturm und jeder Not. Groß und stark wie sein Vater.... Soldat, Offizier, wie er gewollt....

Die alte Dame saß ganz bewegungslos in ihren weichen Polstern. Komisch.. sie hatte doch noch so viel sagen wollen zu dem Jungen, ehe er von ihr fortging, erzählen vom Vater, von glücklichen Kinderjahren.... auch danken wollte sie ihm noch, daß er sie so sehr geliebt hatte und nie getrübt in ihren schweren Witwenjahren.. Und nun wußte sie das alles nicht mehr, was sie sagen wollte. Nur die Tüte mit Pfirsichen hielt sie krampfhaft fest, die sie ihm noch mitgeben wollte, und das kleine, rote Ledertäschchen mit ihrem Bilde und dem Bibelspruch darunter: „Fürchte nichts, denn der Herr ist bei dir."

Und die schwarze Haube rutschte immer weiter über das weiße Haar, unter dem die Blicke in flehender Bitte zu dem hellen Gesicht neben sich wanderten.

„Komm' mir wieder, Junge.... nicht wahr, das versprichst du mir doch, daß du wiederkommst?"....

Und er nickte und lachte, und winkte mit der einen freien Hand einigen grüßenden Soldaten zu, die in das Auto blickten.

„Gewiß komm' ich wieder, Mutter.. aber erst mal raus.. endlich raus fürs Vaterland!"

Und das war beinahe wie ein Jauchzen....

* * *

Die Abendsonne fiel in zitternden, bunten Linien durch das breite Kirchenfenster.

Es war sehr leer im Gotteshaus bei dieser Trauung.

Die Eltern und Geschwister der Braut, zwei Freunde des Bräutigams und der Prediger.

Nicht alle Freunde und Verwandte,

wie man sich tausendmal ausgemalt, nicht Palmen, Blumen um den Altar, frohe, strahlende Gesichter und rauschende Seide. Auch das alte Bibel- und Trauwort sagte der Prediger nicht, was man schon zitternd vor Glück in Gedanken gehört: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du bleibst, da bleibe ich auch"....

Nein.... etwas ganz anderes sagte er. Von der barmherzigen Liebe, von opferwilliger Treue und von schwerer, schwerer Zeit und daß ein Soldat leichter hinausziehe ins Feld, wenn er das Weib, das sein Herz erkoren, sich ganz zu eigen weiß....

Die junge Braut lehnte sich fester gegen den Liebsten an, der so stark und still neben ihr stand.

„Ja", sagte er auf die Frage des Predigers, ein lautes, zwingendes „Ja".

Nun wiederholte sie das kleine Wort, wenn auch nur ganz leise, weil irgend etwas am Sprechen hinderte, das weh und wund in ihr emporkam.

„So spreche ich euch denn zusammen zu treuer, ehelicher Gemeinschaft, bis der Tod euch scheidet."....

Sie hatten sich beide lange bezwungen, um festzustehen. Nun ging es plötzlich nicht mehr. Nicht den Segen, nicht das Gebet, gar nichts warteten sie ab. Sie lagen sich in den Armen und hielten sich fest, als könnten sie sich nimmer lassen.

Oben aber, über dem Christusbilde, setzte die Orgel ein, und weich und zuversichtlich drang es zu der kleinen Hochzeitsschaar hernieder: „Ach bleib' mit deiner Gnade, bei uns, Herr Jesus Christ, das uns hinfort nicht schade des bösen Feindes List."....

* * *

Er saß in der Küche auf seinem Schusterschemel und las seine Order.

Also morgen früh sechs Uhr wurde er wieder eingekleidet zum Soldaten. Raus aus der Arbeit hier ging's und aus der Sorge und Not ums Brot für die vielen Mäuler.... Wieder mitziehen würde er mit dem Gewehr, hinter den lustigen Spielleuten her.. eins.. zwei.. drei.. marsch..

Eine ganze Weile saß er regungslos und dachte all der bunten Bilder von damals, als er noch Soldat war. Da war freilich Frieden gewesen.... ja wahrhaftig.... köstlicher Frieden, und Abends Lachen und Schäkerei vor den Türen der Häuser mit den Mädeln....

Der Mann zerknitterte plötzlich das Papier in seiner Hand und sah sich um.

Wie still das heute war! Die Kinder scheu in dem einen Winkel, die Frau am Herde mit den Kochtöpfen hantierend, immer wieder schob sie denselben Topf auf dieselbe Stelle..immer wieder auf und ab....

Und sonst hatte sie gescholten und gezankt, die Kinder hatten sich gepufft, und um ihn Berge von Stiefeln und Schuhen, einer immer schwärzer und schmieriger als der andere....

Heute lag da kaum noch etwas. Als ob alle Leute plötzlich nichts mehr zu besohlen hatten....

Ja, damals war Frieden, und heute ist Krieg, wenn er wieder mitzieht im bunten Rock.

Krieg..! Ein ungewohntes Wort.. wahrhaftig!

Der blasse Mann wandte sich aus tiefen Gedanken jäh zur Seite. Die Frau stand neben ihm. Die Schürze hielt sie in der einen Hand, während die andere über seine Schulter hinglitt.

„Morgen.... wirklich morgen früh schon, Karl?"

Er nickte rauh.

„Na..ha'k dir doch jesacht!"

Ihre Hand kam noch näher, war jetzt beinahe an seiner Wange.

„Ich.. Karl.. nee.. ja.. schlecht bin ich doch immer zu dir jewesen, keen jutes Wort, wo du doch immer so viel jearbeit' hast für uns.. Karl, ach helfe mir doch, sei mir doch bloß wieder jut, Mann!"

Er sah sie groß, staunend an.

„Ich.. mach' doch keenen Zimmt, Marie, ich bin dir doch jut, ich war ooch nicht, wie's hätt' sein müssen! Kinder, was is'n los, det ihr's Maul nich auftun könnt, kommt doch mal her zu Vatern.. alle Mann ran! Nu haut Vater

bloß noch uff de Franzosen oder Russen ..na, dieBande soll mich kennen lernen."

Er holte mächtig aus und hielt plötzlich, ohne daß er selber es gewollt, die Frau im Arme und küßte sie, wie seit Jahren, Jahren nicht.

„Nu weene man nich, Marie.. verhungern läßt euch unser Kaiser nich, da kannste Jift druff nehmen! Den Mann kenn' ick, der sorcht für seine Leute, det hab' ick schon längstemang jemerkt! Und ihr schreit feste „Hurra", wenn ihr'n zu sehn kricht, verstanden?"

Die Kinder nickten und drängten sich um den Schusterschemel, damit jeder noch ein Stück von Vater hatte.

Denn morgen schon war er nicht mehr da..

* * *

Die drei Jungen waren noch einmal gekommen. In ihren feldgrauen Uniformen stellten sie sich den Eltern vor und standen stramm in dem blauweiß seidenen Salon, der sonst nur ihre blauen Röcke gesehen.

Hans als Hauptmann, Gerd als Oberleutnant, kaum den ersten Flaum über den Lippen.

„Nun geht's los, alte Damen und alter Herr.. freut euch, daß ihr drei Soldaten fürs Vaterland habt."

Der alte Herr stand auch mit stramm. Aber seine Rechte umschloß doch ein bißchen zuckend die Frauenhand, die an ihm Halt suchte.

„So ist's recht, lachend ins Feld, Jungens, und lachend wiederkommen. Das gebe Gott! Und nun, Mutter.. zeige mal, daß du Soldaten geboren hast, und singe mit. Ich begleite euch.. ich denke, wir können ruhig noch ein bißchen Radau machen trotz der polizeilichen Nachtstunde."

Er saß schon am Flügel, und mächtig griff er in die Tasten, der alte Vater.

„Ein' feste Burg ist unser Gott" war das erste Lied, das er spielte. „Die Wacht am Rhein" das zweite, und so fort, alle die alten, stolzen Weisen, die man bisher nur in Friedenszeit hier im Hause gesungen.

Die alte Dame sang auch mit. Rechts den Aeltesten, links den Zweiten und dich vor sich „Bubi", zu dessen Milchgesicht der stolze Name „HeinzEberhard" gar nicht passen wollte.

Sie sah auf den lockigen Kopf, hörte seine helle Stimme am lautesten und am begeistertsten und faltete die Hände.

„Behüte mir meine drei, lieber Vater im Himmel".. war ihr Beten.

* * *

Mit klingendem Spiel zogen sie über die Straße.

Links und rechts Menschen, junge, alte.. Tücher wehend, Mützen schwenkend, „Mit Gott für König und Vaterland"..

Blumen flogen aus den Reihen über die ins Feld ziehenden Krieger, bunte, freudige Sommerblüten deutscher Erde.

Ueber den hoch erhobenen Köpfen spannte sich der Himmel leuchtend blau, lachte die Sonne wie sonst..

Denn über dieser Sonne wohnt und lebt ein Gott, der Gerechtigkeit den Sieg verleiht!

Witz und Humor.

Gut gegeben.

Der verstorbene Robert Ball, ein feiner Humorist, machte sich nichts daraus, auch mal einen Scherz wiederzuerzählen, der auf seine eigenen Kosten ging, wie z. B. folgende Geschichte. Er speiste einmal mit ein paar Freunden inStratford; als die Wirtin ihm die Rechnung präsentierte, sagte er zu ihr: „Liebe Frau, ich werde Ihnen etwas Astronomie beibringen. Nach 25 Millionen Jahren müssen alle Dinge zu ihrem ursprünglichen Zustande zurückkehren. Dann werden wir also alle wieder hier beisammen sein und genau dasselbe Diner verzehren. Geben Sie uns Kredit, bis wir wiederkommen?" „Meinetwegen", erwiderte die Wirtin, „Sie waren vor 25 Millionen Jahren auch schon hier und gingen fort, ohne zu bezahlen. Bringen Sie diese Rechnung in Ordnung, dann will ich Ihnen Ihre heutige Zeche anschreiben."

Armour's

"SIMON PURE" LEAF LARD



Is just what the label says — **PURE LEAF FAT**, which is the most delicate of all lard fats.

Tried out in the old-fashioned way — in open kettles. Each pail is individually sealed after being U. S. Inspected and Passed by the Department of Agriculture.

Armour and Company's fifty years' experience in making lard guarantees perfection in "Simon Pure". No other equals it in either richness or economy—one-third less is required than of any other lard

BUY A PAIL TO-DAY.





Francis A. Lackner — Theodore C. Butz

LACKNER & BUTZ, SONS

Bank-Flur — 82 W. Washington Street

Reaper Block — Ecke Clark Street

CHICAGO

Wir haben eine lange Liste von Ersten Hypotheken und Ersten Hypotheken Grundeigentumsbonds aufliegen, welche selbst als vorsichtigste Anlage willkommen geheissen werden duerfte. Betraege sind von $100 aufwaerts. Jede Anfrage wird von uns persoenlich, rasch und mit groesster Aufmerksamkeit behandelt.

Ueber Ersuchen steht jedermann unsere Monatsliste

SICHERER ANLAGEN

zur Verfuegung.

Keystone Printing Co., 2975 Archer Ave.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 063350828